Gott
und
mit

50,000
50 000
50 000
50 000
50 000
50 000
50 000
50 000
50 000
50 000

430000

Kaiser Wilhelm I.
Emperor William I.

Geschichte

des

Deutschen Volkes

Von den frühesten Zeiten bis zur Thronbesteigung
Kaiser Wilhelm II.

Einschließlich einer vollständigen und ausführlichen Lebensbeschreibung

Kaiser Wilhelm I.,

des Schöpfers des neuen Deutschen Reiches.

Von

Hermann Lieb,

Verfasser von "The Protective Tariff," ꝛc. ꝛc.

und

Emil Dietzsch,

Verfasser von: „Kraft und Stoff aus der Geschichte des Deutschen Volkes." — „Aus den Flegeljahren einer angehenden Weltstadt." — „Die Druiden," Melodrama in 3 Akten. — „Geschichte der Deutschen von Chicago."

Mit über 50 Seiten Illustrationen.

CHICAGO.
DONOHUE & HENNEBERRY,
PUBLISHERS.

COPYRIGHT,
BELFORD, CLARKE & CO.
1888.

943
L621h;G

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 11

Erstes Kapitel.
Die alten Germanen 25

Zweites Kapitel.
Die Völkerwanderung 56

Drittes Kapitel.
Karl der Große und seine Zeit; die deutschen Kaiser 64

Viertes Kapitel.
Die erste Ursache der Reformation 109

Fünftes Kapitel.
Die Zeit der Reformation 125

Sechstes Kapitel.
Die Hohenzollern 157

Siebentes Kapitel.
Kaiser Wilhelm I 231

Achtes Kapitel.
Der deutsch-französische Krieg 351

Neuntes Kapitel.
Kaiser Wilhelm's Ende 412

Zehntes Kapitel.
Kaiser Friedrich III 439

Elftes Kapitel.
Aus dem Leben Kaiser Friedrich's 465

Zwölftes Kapitel.
Kaiser Wilhelm II 480

Verzeichniß der Illustrationen.

Kaiser Wilhelm I. ..... Titelbild

Seite

Abschied Friedrich's des Großen von seinem Vater 149
Burg Hohenzollern vor der letzten Erneuerung 74
Deutsche Frauen vertheidigen die Wagenburg 15
Der Berliner Congreß 379
Der kranke Kaiser Wilhem I. und Bismarck 392
Der Ritterschlag 52
Der todte Kaiser auf dem Todtenbett 401
Der verblichene Kaiser Wilhelm I., neun Jahre alt 282
Die Gothen in Rom 37
Die Hunnen in Deutschland 43
Die Kaiserin-Wittwe Victoria 443
Die Schlacht bei Doffingen 90
Die Tafelrunde in Sanssouci 195
Die vier Heerführer des ersten Kreuzzuges 67
Eine Hohenzollernfamilie im 12. Jahrhundert 83
Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrich's des Großen 140
Feldmarschall Blücher 358
Flötenkonzert Friedrich's des Großen in Sanssouci 202
Friedrich III. in seinem Arbeitszimmer 455
Friedrich der Große nach der Schlacht von Kollin 155
Friedrich der Große und Voltaire 178
Friedrich der Große am Morgen nach der Schlacht von Torgau 162
Friedrich der Große in seinem Arbeitszimmer 211
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst 96
Friedrich Wilhelm I., vor seinen Grenadieren 127
Friedrich Wilhelm III., der verblichene Kaiser von Deutschland 439
Friedrich Wilhelm IV., in seinem Arbeitszimmer 297

Seite
Generalfeldmarschall Graf Hellmuth von Moltke 326
Gothe zu Pferd 22
Graf Bismark begleitet den Kaiser Napoleon nach Schloß Bellevue 348
Hinrichtung einer gothischen Frau 28
In Versailles, am 18. Januar 1871 363
Kaiser Wilhelm I 304
Kaiser Wilhelm I 386
Kaiserin Augusta 313
Karl der Große läßt die Sachsen taufen 46
König Friedrich Wilhelm I 105
König Friedrich I 118
König Friedrich II., der Große 134
König Friedrich Wilhelm III 218
König Friedrich Wilhelm IV 291
König Wilhelm am Grabe seiner Eltern, am 19. Juli 1870, vor seiner Abreise zur Armee 342
Königin Luise 235
Königin Luise 251
Königin Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen im Jahre 1797 242
Königin Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrich's I 111
Kriegsrath zu Versailles im November 1870 357
Kronprinz Friedrich Wilhelm und Gemahlin, verblichener Kaiser Friedrich III. und die Kaiserin Victoria 430
Kronprinz Wilhelm, jetzt Kaiser Wilhelm II., und Gemahlin 363
Leichenprozession des Kaisers Wilhelm I 414
Parade vor Friedrich dem Großen in Potsdam, im Jahre 1779 171
Peter der Einsiedler 61
Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck 320
Trauer der deutschen Familie 407
Ueberführung von Kaiser Wilhelm's Leiche nach Charlottenburg 423
Ueberreichung des Ordens pour le mérite an Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfelde von Königgrätz 335
Vaterlandsliebe im Jahre 1813 275
Vier Generationen, Kaiser Wilhelm I., Sohn, Enkel und Urenkel ... 370
Wilhelm II., Kaiser von Deutschland und König von Preußen 451

Einleitung.

Wer das Glück hat, in dem freiesten Lande der Erde seinen häuslichen Herd aufgeschlagen zu haben; wer das Recht hat, mit demselben Stolze, wie einst der Römer: "Civis romanus sum", heute zu sagen: „Ich bin ein amerikanischer Bürger"; wer, wie der Verfasser dieses Buches, die schöne, doch auch ebenso beklagenswerthe Gelegenheit gehabt hatte, als Eingewanderter dem Lande seiner Wahl seine Liebe und Anhänglichkeit dadurch zu beweisen, daß er Jahre lang für die Größe, Macht und Einigkeit desselben, jeden Tag im Felde bereit war, sein Leben zu opfern, der darf sich auch wohl erlauben, ohne daß man ihn der Lauheit in der Liebe zu seinem Adoptivvaterlande zeihen wird, — einem inneren Drange der Bewunderung zu gehorchen und die an Ruhm so reiche Lebensbahn eines großen Herrschers und Monarchen seinen Mitbürgern zu schildern, und ihnen zu zeigen, wie sich derselbe zuletzt durch seine glänzenden Eigenschaften, d. h. durch die treue Liebe zu seinem Volke, durch fortdauerndes Pflichtgefühl, durch Muth und Ausdauer in den bittern und lang anhaltenden Kämpfen gegen innere und äußere Feinde, auf den deutschen Kaiserthron, der so lange verwaist war, geschwungen hat.

Dabei glaubt und hofft der Verfasser durch seine eingehenderen Schilderungen deutscher Zustände, deutscher Sitten, Gebräuche und Gesetze für Volk, Adel und Herrscher, wie sich diese in den Jahrhunderten der Weltgeschichte ergeben haben, gar manchen seiner hier geborenen amerikanischen Mitbürger von Irrthümern und Vorurtheilen über einen dem amerikanischen Volke hauptsächlich zuerst im Unabhängigkeitskriege näher getretenen Volksstamme zu befreien, dessen große Verdienste um den kulturhistorischen Fortschritt dieses Landes heute nur noch die aller Kurzsichtigsten zu bezweifeln wagen.

Blinde Vorurtheile haben sich stets als die allerverwerflichsten Hemmschuhe im freundschaftlichen Verkehr zwischen verschiedenen Nationalitäten erwiesen und wo sie herrschen und sich breit machen, da kann wahre Wohlfahrt in Handel und Wandel nicht gedeihen.

Allerdings werden da, wo es gilt die beinahe endlosen Ebenen und die fruchtbaren Thäler eines mit unermeßlichen Schätzen gesegneten, neuen, freien Landes durch die unruhigsten, muthigsten und unternehmendsten Volkselemente ganz verschiedener Nationen zu besiedeln, und diese Elemente dann durch einen gewaltigen Amalgamationsprozeß zu einem einzigen, endlich charaktergleichen Kulturvolke zusammen zu schmelzen, — heiße innere Kämpfe im Feuer der oft losbrechenden Leidenschaften, Jahrhunderte lang andauern, auch gelegentliche Klärungserscheinungen hervorbringen, bis endlich die Ursachen und Anregungen zu diesen inneren Familienzwistigkeiten nach und nach gehoben sind, die Gemüther sich abkühlen und dann das dabei als unannehmbar Erfundene wie werthlose Schlacke auf die Seite geschoben wird.

Die Schroffheiten, sowie der Charakter einzelner Volksstämme werden bei dem fortwährenden Aufeinanderplatzen der Geister mit der Zeit mürber, milder und toleranter; Sitten und Gebräuche der Einen werden endgültig, als vernünftig und maßgebend auch für die Andern angenommen und zuletzt entwickelt sich aus den einst sich so feindlich gegenüber gestandenen Sippen — ein einiges, charaktergleiches und freies großes Volk.

Das waren stets, seit der Urzeit der Menschheit, dieselben Vorgänge und Erscheinungen in dem Riesentigel der Weltgeschichte.

Wir selbst, (das amerikanische Volk,) leiden heute unter diesen Erscheinungen in unserem herrlichen, jungen und deßhalb auch leider noch so sehr vorurtheilsvollen Lande. Hier bekriegen sich hauptsächlich noch angelsächsische, keltische und teutonische Volkselemente; aber Sieger wird unstreitig zuletzt nur der Volksstamm

bleiben, der sich vor den andern als der dauerhafteste, stärkste und gesundeste an Geist und Leib beweisen konnte.

Zu einer solchen, obenerwähnten Klärungserscheinung in Ansichten, während unserer gegenwärtiger, erfreulicher Weise meist unblutiger, gesellschaftlicher Kämpfe, (da man ja heut zu Tage nicht mehr, wie zu Zeiten der großen Völkerwanderung, während der ersten sechs Jahrhunderte nach Chr. Geb. in Europa, beim Eindringen in ein Land, zu Lanze, Schwert und Schild greift, sondern sein Kommen nur durch wohl überlegte rhetorische **Argumenta ad hominem** rechtfertigt), möchten die Verfasser auch dieses Buch machen. Dieses hat allerdings sich nur die Aufgabe gestellt, die Geschichte des deutschen Kaisers und des deutschen Volks zu erzählen. Allein wenn es durch wahrheitsgetreue Darstellung großer geschichtlicher Begebenheiten auch nur einen kleinen Theil der Eingeborenen von dem sie drückenden Alp des Vorurtheils gegen das deutsche Volk im Allgemeinen und das deutsch-amerikanische im Besondern, befreien kann, dann wären die Verfasser für ihre Mühe und Arbeit reichlich belohnt.

Ehe also die Verfasser mit dem eigentlichen Thema ihrer Aufgabe beginnen, wird es nöthig sein, in kurzen Worten hier zuerst etwas über Deutschland und das deutsche Volk im Allgemeinen und dann auch noch etwas über die Zustände drüben kurz vor und zur Zeit der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung mitzutheilen; denn nur dann wird dem Durchschnitts-Amerikaner, sofern er nicht höhere Lehranstalten besucht und in diesen Weltgeschichte studirt hat, die nun seit über zwei Jahrhunderte fast ununterbrochen andauernde Auswanderung aus dem deutschen Reiche verständlich und von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet werden.

Daß auf dem verhältnißmäßig nur kleinen Gebiete des alten deutschen Reiches seit vielen Jahrhunderten fast alle großen Ideen, die entweder die Menschen im Allgemeinen, oder auch nur die Herrscher einzelner Völker bewegt hatten, entweder ganz oder auch

nur theilweise ausgekämpft worden sind, steht fest; und daß dadurch die blühendsten Gauen und Städte Deutschlands, die sich von der vorhergehenden, theilweisen oder fast gänzlichen Zerstörung durch den Feind kaum erst wieder erholt und emporgerafft hatten, oft zum zweiten, dritten und vierten Male dem gewaltig sengend, brennend und mordend einherziehenden Sieger zum Opfer fielen, ist ebenfalls eine unumstößliche Thatsache.

Man denke nur an die Zeiten der Völkerwanderung; den Einfall der Hunnen unter Attila; an die Sachsenbekehrung Karl's des Großen; an die andauernden Kämpfe um die deutschen Königs- und Kaiserkronen und Gebietserweiterungen der Fürsten; an die Kämpfe vor und während der Reformation; an den dreißigjährigen Krieg, der Deutschland fast entvölkerte und seine blühenden Felder Jahre lang zu Tummelplätzen kämpfender Heere machte; an den Einfall Ludwig XIV. unter dem Schlächter Melac in die Pfalz; an den siebenjährigen Krieg und endlich an die Kriege Napoleons I. gegen Preußen und Rußland.

Die Bürger und Bauern wurden durch diese Kriegsscenen arm; doch das Vertrauen auf Gott und die Treue zum angestammten Herrscherhause blieben fest.

Da aber der, auf Befehl des katholischen Herrschers Frankreichs, Ludwig's des XIV., in Scene gesetzte Melac'sche und Turenne'sche Kreuz- und Vernichtungs-Zug gegen die protestantischen Einwohner der Pfalz den ersten Anlaß zur Auswanderung Deutscher nach Amerika gab, und diese dann später die Pioniere und Bewohner von Pennsylvanien wurden, wollen wir hier auch auf jene, auch unser Land etwas berührenden Begebenheiten, etwas näher eingehen.

Kaum hatten also die halbverthierten Horden des dreißigjährigen Krieges die ausgesaugten Städte und Dörfer Süddeutschlands verlassen, als auch schon wieder jene französischen Heere in die Städte der Pfalz einfielen und sie von Neuem in Schrecken setzten, und viele in Schutt und Asche legten. Nichts war den verwilderten Regimentern jener Armeen mehr heilig. Vor Nichts, auch nicht vor dem Geweihten und Erhabensten

Deutſche Frauen vertheidigen die Wagenburg.
TEUTON WOMEN DEFENDING THE CARS AGAINST MARIUS.

scheuten sie zurück. Wie würgende Abadonnen zogen sie zerstörend umher, auf Befehl ihrer herzlosen Führer Frevel auf Frevel häufend, und die wenigen im dreißigjährigen Kriege noch verschont gebliebenen Fluren jener sonst so herrlichen Gauen in öde Wüsteneien verwandelnd.

In der Stadt Speyer am Rhein kam es endlich zum Aeußersten. Dort drangen die französischen Soldaten in die uralte Domkirche ein, erbrachen die geweihten Grüfte der acht dort seit Jahrhunderten begrabenen und ruhenden deutschen Kaiser, beraubten sie der Ornate und des Schmuckes und spielten zuletzt mit den Todtenschädeln jener Helden im Chore des Dom's — Kegel.

Dem durch den dreißigjährigen Krieg ganz machtlos gewordenen Deutschland gingen auch damals die Provinzen Elsaß und Lothringen verloren, die der König von Frankreich deßhalb ungestraft an sich reißen konnte.

Der furchtbar kalte Winter zwischen den Jahren 1708—1709 schien nun noch den Kelch des bittersten Leidens und Elends dem armen Volke in der Pfalz bis zum Rande gefüllt zu haben. Verzweiflungsvoll blickten Bauer und Bürger nach allen Himmelsrichtungen hin um Hülfe und so wendete sich dann auch zuletzt der protestantische Pfarrer aus der pfälzischen Stadt Landau, Herr Josua von Kocherthal, vertrauensvoll an's englische Parlament um Hülfe für seine Pfarrkinder. Da jedoch keine Antwort aus London eintraf und das Elend immer größer wurde, entschloß sich der Pfarrer schließlich, ohne die Hülfe des Parlaments mit seiner aus 61 Häuptern bestehenden Kirchengemeinde über Holland nach London und von da womöglich später nach Amerika abzuziehen. Im März 1709 kam die Gemeinde in London an.

Nach vielen Entbehrungen und sehr langem Warten wurden endlich die ungebetenen Gäste Englands auf Befehl der Königin Anna im Oktober 1709 mit einem englischen Schiffe in die Colonien am Hudson abgeschickt. Dort fanden es die Deutschen jedoch ebenfalls nicht ganz nach ihrem Behagen, da sie von den Colonisten wie Sklaven behandelt wurden. Doch zwangen sie

die schlauen Engländer, die den Fleiß und die Fertigkeit der Deutschen im Handwerke schnell schätzen gelernt hatten, oft die verlockendsten Briefe in die Heimath zu schreiben und so ihre Freunde und Verwandten zu überreden, ebenfalls das gelobte Land Amerika aufzusuchen.

Diese Briefe hatten für die englischen Colonien eine wohlthuende Wirkung, denn bis zum Juni 1712 harrten in London nicht weniger wie 14,000 Deutsche aus der Pfalz und Schwaben der Einschiffung nach Amerika, die auch Alle zu Anfange des darauffolgenden Jahres nach und nach am Hudson anlangten. Von da zogen aber bald Viele von ihnen wieder fort, hinüber nach Pennsylvanien, wo sie schon gut situirte Landsleute trafen, die durch die Agenten der Quäker herüber gebracht worden waren und so entstand das heutige, in unserm Lande so hochgeachtete Deutsch-Pennsylvanierthum.

Den in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hier mit offenen Armen aufgenommenen fleißigen, deutschen Bauern und Handwerkern folgten unausgesetzt neue Schaaren von drüben; allein den in den Colonien wirklich brauchbaren Arbeitskräften mischten sich bald auch in immer größeren Proportionen ein in Europa, in langanhaltenden Kriegen moralisch und physisch verkommenes, gefährliches Strolchenthum (Marodeurs) bei, das in den amerikanischen Landungsplätzen arbeitsscheu herumlungerte und dadurch oft das solide und fleißige Element unter den Deutschen in Mißkredit brachte.

Dadurch wurde der Provinzialregierung in Pennsylvanien die Einwanderung nach und nach lästig und die Folge davon war, daß diese im Jahre 1727 strenge, entwürdigende Gesetze gegen die Einwanderung erließ, wodurch derselben Einhalt geboten werden sollte.

Deutsche Einwanderer wurden durch dieses Gesetz wie die eingeführten Negersklaven mit 40 Schillingen per Kopf besteuert; während man für einen eingebrachten Irländer nur 20 Schillinge berechnete. Dabei ging es bei dem Vorankergehen der Schiffe, die menschliche Fracht an Bord hatten, recht ungemüthlich her.

Die armen Auswanderer, die sich in die Arme von Unterhändlern geworfen, die ihre Ueberfahrt bezahlt hatten, wurden durch diese jetzt wie Negersklaven an den Meistbietenden verkauft und dabei oft Familienmitglieder von einander getrennt. Deßhalb war es denn auch kein Wunder, daß gleich bei dem ersten Erscheinen dieser armen Deutschen die stolzen amerikanischen Colonisten nur mit den Augen der Verachtung, höchstens des Mitleids auf sie herabblickten?

Aber wer hätte diese Armen denn auch schützen sollen?

Zuhause, im Lande ihrer Väter hatten sie durch die ewigen Fehden ihrer und fremder Herrscher Hab und Gut verloren, und wer noch was besaß, wurde durch die vielen Duodezfürstchen und Herrscher'chen Xten Ranges, mit denen das damalige deutsche Reich vollauf gesegnet war, bis auf's Blut ausgezogen, damit diese Volksbeglücker ihren nobeln Passionen nachkommen und ihre Maitressen bezahlen konnten.

Natürlich würde man im Auslande, wenn man sich zu Vorstellungen darüber überhaupt jemals veranlaßt gefühlt haben würde, über die Anmaßungen solcher Zaunkönige, deren Wort und Einfluß höchstens bis zu den Grenzpfählen ihrer großen (?) Reiche gehört und gefühlt wurde, höchstens herzlich gelacht haben. Aber das schandbare Schlemmerleben dieser Herren sollte auch noch weitere Folgen für die Deutschen in Amerika haben. Sie drückten ihren früheren armen Unterthanen auch noch das Kainszeichen der Verdammung für lange, lange Zeit auf die Stirnen.

Als nämlich einige jener frevelhaften Landesväter (?) ihr Volk soweit ausgesaugt und ausgebeutet hatten, daß absolut nichts mehr aus ihm herausgepreßt werden konnte, kamen einige dieser edeln Seelen auf die schmachvolle Idee — *ihre Landeskinder als Kanonenfutter an den König von England zu verkaufen.* Der aber war damals gerade im Begriffe, die sog. Rebellen, die Bewohner der amerikanischen Colonien Englands, die sich von der Krone jenes Landes kühn losgesagt und für ihre selbstständige Freiheit im Kampfe gegen

die englischen Truppen standen, wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Die armen deutschen Unterthanen sollten also unbewußt, (denn welcher von ihnen wußte zu jener Zeit, was in fremden, noch dazu überseeischen Ländern vor sich ging?), als von ihren Landesfürsten geliefertes Kriegsmaterial in Menschengestalt, als bezahltes Söldlingsheer helfen, die junge, eben erst ausgesäete Freiheit im Keime zu ersticken.

Hauptsächlich waren es der Kurfürst von Hessen und der Markgraf von Ansbach, deren Agenten die Minister in London bearbeiteten und die die höchsten Preise für das zu liefernde Menschenfleisch herauszuschlagen versuchten. Und das war gerade keine Kleinigkeit, denn selbst im englischen Parlamente erhoben sich Stimmen, die das entsetzliche Ansinnen der deutschen Landesfürsten verdammten.

Doch England gerieth in Noth; die Agenten drangen durch und nun fingen im südlichen Deutschland die Hetzjagden für das zu liefernde Kanonenfutter an. Nach dem berühmten deutschen Geschichtsschreiber Schlosser wurden damals dann auch nach und nach über 20,000 solcher Soldaten nach Amerika abgeliefert.

So wurde auch der später noch so berühmt gewordene, deutsche Dichter J. G. Seume, als er als Leipziger Student auf einer Reise in seine Heimath begriffen war, von hessischen „Werbern" in einem Dörfchen nahe Ziegenhayn ergriffen und fortgeschleppt. „In der Festung Ziegenhayn," erzählt uns Seume in seiner Selbstbiographie, „versuchten einige von uns zu revoltiren, als wir den Zweck unserer Ergreifung erfuhren, doch wurde die Geschichte verrathen. Wir mußten nun vor dem Zeughause aufziehen, wo wir ein Regiment und Kanonen aufgepflanzt fanden; die Rädelsführer wurden herausgegriffen, zwei davon zum Galgen verurtheilt, die andern mußten Gassenlaufen. Viele von uns durfte man natürlich nicht zum Tode verurtheilen," sagt Seume weiter, „denn wir waren ja theuere Waare, und für todte Soldaten gab England nichts. Drüben in Long Island," erzählt dann Seume weiter, „versuchten wir das Revol-

tiren noch einmal, denn wir hätten lieber mit den Amerikanern gefochten; doch als die Geschichte zum Klappen kommen sollte, war es zu spät, denn die Friedensunterhandlungen hatten ihren Anfang genommen."

Wie tief erschüttert und beschämt das übrige deutsche Volk über diesen schmachvollen Soldatenhandel dachte, das bezeugen die zahlreichen Wehrufe und die zu den Thronen hinschallenden Worte der Verdammung der damaligen deutschen Geschichtsschreiber und Dichter. Von den letzteren hat besonders Friedrich Schiller in seinem Schauspiele: „Kabale und Liebe" den schönsten, ehrenden Beweis geliefert.

Aber in dieser deutschen Angelegenheit, die damals schon die Vereinigten Staaten Amerika's tief berührte und in Mitleidenschaft zog, war es erfreulicher Weise auch ein Sprosse aus dem Hause Hohenzollern, nämlich der König Friedrich II., der Große, der mit großer Verachtung und tiefem Abscheu dem entsetzlichen Treiben seiner werthen Herrn Vettern von Gottes Gnaden zusah. Er verbot ihnen den Durchzug jener Truppen durch sein Reich. Ja, er bemerkte sogar dem hessischen Gesandten bei einer Begegnung: „Sagen Sie Ihrem Fürsten, daß ich nächstens für die durch mein Land ziehenden „Hessen" — Viehzoll erheben würde, da sie ja doch verkauft werden wie das liebe Vieh!"

Um so erfreulicher, erfrischender und ermuthigender ist es daher heute, wenn wir aus den Archiven der betreffenden Städte und Staaten erfahren, daß während des Unabhängigkeits-Krieges die süddeutschen Bauern, die sich schon vor dem Beginne desselben in den westlichen Territorien der englischen Provinzen New York und Pennsylvanien als tapfere und fleißige Bürger angesiedelt hatten, beinahe ohne Ausnahme unter dem Commando von Nicolaus und Hanjost Herckheimer und Jacob Klock auf Seiten der Amerikaner gegen England gefochten haben, obschon das Letztere durch große Versprechungen und mit süßen Worten das Beste versuchte, die dortigen Deutschen für seine Sache zu gewinnen.

Diese deutschen Männer, dort oben am Hudson-Flusse, fühlten die Schmach, die ihnen und den Deutschen in der Heimath durch die Importation dieser „Hessen" angethan ward, wohl, sie eilten deßhalb die Scharte wieder auszuwetzen und litten und starben gern für das junge, fröhlich in die Welt hinausflatternde Sternenbanner.

Da man aber, merkwürdiger Weise darüber in keinem amerikanischen Geschichtswerke auch nur ein sterbendes Wörtchen findet, so war es schließlich unserem berühmten deutsch-amerikanischen Geschichtsschreiber Friedrich Kapp in New York vorbehalten, diese unumstößlichen Thatsachen in seinem schönen Werke: „Geschichte der Deutschen im Staate New York" zur weiteren Kenntniß zu bringen.

Kapp sagt darüber wörtlich folgendes:

„Die bescheidenen deutschen Bauern waren schließlich nicht, wie Burnet seiner Zeit gewollt hatte, — für England, sondern gegen England der starke Wall geworden, an welchem die Einfälle des Feindes abprallten und an welchem alle Versuche scheiterten, die nördlichen und östlichen Colonien von den mittleren zu trennen. Und indem sie für die Sache des ganzen Landes kämpften, bluteten und siegten, machten sie sich hochverdient um den Triumph der jungen Republik.

Ohne die Zähigkeit und die Tüchtigkeit jener deutschen Männer von Mohawk und Shoharie wäre wohl schwerlich der endliche Sieg errungen worden, der auch ihnen reiche Segnungen spendete und die Söhne der dienstpflichtigen Knechte des Königs von England zu freien Bürgern der jungen amerikanischen Republik, zu Gleichen unter Gleichen, erhob."

Zum Beweise, wie tapfer und mit welchen erschrecklichen Opfern die Männer dort oben am Hudson gefochten haben, sei hier nur noch bemerkt, daß am 3 Januar 1782 ein gewisser James Crawford auf Wunsch der Seneca-Indianer, die in jener Gegend die Verbündeten der Engländer waren, acht große Packete mit eintausend und zweiundsechzig Skalps an den Governor Holdencourt in Canada abschickte, mit der Bitte, diese

Ein gothiſcher Reiter.
MOUNTED GOTH.

herrlichen Siegestrophäen an den König von England zu schicken, wofür die edeln Indianer ihre Belohnung von ihm erwarteten. Von Congreß-Soldaten waren nur dreiundvierzig dabei; die Uebrigen waren alle von Farmern, deren Frauen und Kindern, bis zum Säugling herab. Auf jedem Packete waren, wahrscheinlich um die Belohnung zu erhöhen, die schrecklichsten Martern und Todesarten der armen Opfer durch indianische Hieroglyphen in den buntesten Farben gemalt.

Und als im Jahre 1861 die Gefahr der Landeszersplitterung über die Vereinigten Staaten hereinbrach, wodurch die Treue und Anhänglichkeit jedes deutsch-amerikanischen Bürgers auf die Probe gestellt wurde, befanden sich die deutschen Adoptivbürger unter den Ersten, die, dem Aufrufe des Präsidenten Folge leistend, sich begeistert um das Sternenbanner schaarten.

Vollständige, aus Deutsch-Amerikanern bestehende Regimenter, Brigaden und Divisionen wurden während des Krieges organisirt, ausschließlich der Tausenden, die in den zahllosen Regimentern der verschiedenen Waffengattungen eingereiht wurden; und was das Verhalten dieser wackern Freiwilligen auf den südlichen Schlachtfeldern war, steht in leuchtender Schrift auf der Ehrenliste der Nation, worauf tausende Namen deutscher Helden eingetragen sind, auf's Glänzendste verzeichnet. Auch auf den verschiedenen Lebenspfaden der friedlichen Bestrebungen haben die deutschen Adoptivbürger tief in den Entwickelungsgang des Landes eingegriffen.

Die offenbare Umwälzung, welche im Laufe der letzten vierzig Jahre in den Lebensanschauungen des „Stock"-Amerikaners stattgefunden, muß ausschließlich dem Einflusse der Deutschen zugeschrieben werden.

Deren froher und freier Sinn, welcher in dem unübersetzbaren Worte „Gemüthlichkeit" den treffendsten Ausdruck findet, sowie deren Vorliebe für Musik und Gesang, vornehmlich jedoch deren geselliges, lebenslustiges Wesen, haben auf die düstern Lebensanschauungen des Stock-Amerikaners einen wohlthuenden Einfluß

ausgeübt und dadurch den Trägern des Leib und Geist tödtenden Puritanismus, welche bemüht waren, dem amerikanischen National-Charakter den Stempel der Verweichlichung aufzudrücken, einen festen Riegel vorgeschoben.

In den verschiedenen Berufszweigen dieses emsigen Landes, als Ackerbauer, als Geschäftsleute, als Fabrikanten, als Handwerker oder als gewöhnlicher Arbeiter, als Träger der höheren Wissenschaften, als Künstler, als Musiker und Maler, als Professoren, als Rechtsgelehrte, als Aerzte, als Schriftsteller und Journalisten stehen sie zum Allerwenigsten ebenbürtig mit den Angehörigen irgend eines der übrigen Bevölkerungselemente da und haben im Laufe der Zeit ihren vollen Antheil zur Wohlfahrt und Machtstellung der Republik beigetragen.

Mit diesen Errungenschaften können die Deutsch-Amerikaner wohl zufrieden sein und die Hebung der noch herrschenden Vorurtheile der Zeit und den Regungen der Vernunft anheimstellen.

Erstes Kapitel.

Die alten Germanen.

Es liegt durchaus nicht in der Absicht der Verfasser, dem Leser dieses Buches eine ausführliche Geschichte des deutschen Volkes vor Augen zu führen, denn das wäre wahrlich eine vollständige Lebensaufgabe für einen geübten und sehr gelehrten Geschichtsschreiber, dem alle die dazu nöthigen Quellen, die da und dort in den Archiven der alten Welt verborgen liegen, zu Gebote stehen.

Doch halten sie es für angemessen, der Geschichte über den Kaiser Wilhelm I., hauptsächlich für die hier geborenen Kinder deutscher Eltern, einen kurzen geschichtlichen Grundriß über die alten Deutschen vorauszuschicken, damit sich dieselben schnell und ohne zu viele Mühe mit den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren vertraut machen können und sie auch über die ältesten und hauptsächlichsten Wohnsitze der alten Deutschen (Germanen) belehrt werden mögen.

Der berühmte römische Geschichtsschreiber Tacitus stellte die Ansicht auf, daß die Germanen ein in Deutschland seßhaftes Urvolk sein müßten, da er sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte, daß ein Volk, das vor undenklich langen Zeiten von der Heimath weg gezogen, um sich einen passenderen und bequemeren Wohnsitz zu suchen, sich schließlich das rauhe unwirthliche und wilde Deutschland als Niederlassung gewählt haben würde.

Indessen ist die heutige Wissenschaft ganz anderer Ansicht. Sie schließt aus der Verwandtschaft der Sprachen auf die der Völker, und auf diesem Pfade ist denn auch die Verwandtschaft der verschiedenen Völker Europas, der Germanen,

Kelten, Römer, Griechen, Perser und Slaven unter sich bewiesen worden. Auch hat die bei diesen Völkern bestehende Götterlehre gezeigt, daß sie alle Arier, d. i. Indogermanen sind, die aus Asien eingewandert, sich seiner Zeit an den Stromgebieten des Rheins, der Donau und der Weichsel niedergelassen haben.

Wilhelm Scherer sagt in seiner Geschichte der deutschen Literatur: Schon um die Zeit Alexanders des Großen segelte ein griechischer Gelehrter, Pythias von Marseille, aus seiner Vaterstadt durch die Straße von Gibraltar, fuhr an der Westküste von Spanien und Frankreich entlang, um Britannien herum und entdeckte an der Mündung des Rheins — die Teutonen.

Und eben diese Teutonen waren es, die zu Ende des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Geb. sich zusammen mit den Kimbern, einem anderen tapfern deutschen Volksstamme, dem römischen Volke furchtbar machten. Sie stiegen mit einem gewaltigen Heere von über 300,000 Kriegern über die Alpen, fielen, anfänglich Alles vor sich hertreibend, in Italien ein, doch wurden sie von dem schlauen römischen Feldherrn Marius veranlaßt, den Riesenkampf in den heißen Ebenen von Campus Raudius auszufechten, von diesem dann in einer dreitägigen mörderischen Schlacht vollständig vernichtet.

Im letzten Jahrhundert vor Chr. Geb. hat Julius Cäsar, der große römische Feldherr, mit ihnen am linken Rheinufer gekämpft und sie einzeln auch besiegt; in ihrem eigenen Lande jedoch, am rechten Ufer des Rheins konnte er ihnen nichts anhaben. Er schildert die Deutschen als ein Jäger- und Soldaten-Volk, das die Freiheit und Zügellosigkeit liebt, keiner Verstellung fähig und dessen größte Lust darin besteht, sich körperlich abzuhärten und Gefahren zu bestehen.

Auch theilt er die Germanen in drei große Volksstämme ein: die Schwaben, die Cherusker und die Marcomannen, die wieder verschiedene Sippen unter sich vereinigten.

Die Hinrichtung der Frau eines gothiſchen Verräthers.
THE EXECUTION OF THE WIFE OF THE TRAITOR GOTH.

Die Schwaben wohnten zwischen der Elbe, der Weichsel und dem Baltischen Meere. Die Cherusker im heutigen Thüringen, im Harzgebirge und dessen Nachbarschaft; während sich die Markomannen im Donaugebiete und dem heutigen Böhmen niedergelassen hatten. Die dem Cäsar vielleicht nicht bekannten Sachsen und Angeln, zwei andere, ächt deutsche Volksstämme, aus denen später die Angelsachsen, die Engländer, und noch viel später — die Amerikaner hervorgingen, wohnten in den Niederungen der Elbe.

„Ich glaube," schreibt der ausgezeichnete und gewissenhafte römische Geschichtsschreiber Tacitus, etwa 150 Jahre später, „daß die Völkerschaften Germaniens ein unvermischtes, eigenthümliches, in seiner Abstammung ganz reines, nur sich selbst ähnliches Volk sind. Deßhalb ist auch der Körperbau bei ihnen, trotz der großen Menschenzahl in ihrem Lande, von gleicher Beschaffenheit."

„Die Deutschen haben blaue Augen, von wildem Ausdruck und röthliches Haar. Die Farbe ihrer Haut ist rein und weiß. Sie sind von riesigem Körperbau und ihre Leiber sind wie zum Angriff geschaffen. In der Mühsal haben sie große Ausdauer; am wenigsten ertragen sie aber Durst und Hitze. An Kälte und Hunger sind sie schon wegen des rauhen Klimas gewöhnt. Gold und Silber schätzen sie nicht hoch. Sie treiben auch keinen Handel und Wucher. Ihr einziger Reichthum sind ihre Rinderherden.

„Die Männer tragen einen einfachen Mantel, der mit einer Schnalle zugehalten wird. Viele hüllen sich auch in Wolfs- oder Bärenfälle. Die Frauen tragen eine bunte Gewandung aus Leinen.

Eisen scheint nicht im Ueberfluß in Germanien gefunden zu werden, denn an ihren Waffen ist es nur spärlich angebracht. Nur Einzelne tragen Schwerter, Lanzen oder Spieße. Die Meisten tragen Framen, kurze Spieße, oben mit Eisen versehen, mit welchen sie im Handgemenge und auch aus der Ferne kämpfen. Und da sie im Kampfe meistens nackt sind, schleudern sie diese

Wurfgeschosse mit großer Kraft und Sicherheit. — Wenige tragen im Kriege Panzer oder Helme. Die Pferde ihrer Reiterei sind nicht schön, aber sehr gelenkig und schnell. Im Ganzen ist das Fußvolk der stärkere Theil des Heeres; doch kämpfen sie meistens, Fußvolk und Reiterei gemischt, zusammen. Seinen Schild zurückzulassen, gilt als die größte Schande, und einem solchen Krieger ist es untersagt, weder einer gottesdienstlichen Handlung anzuwohnen, noch in eine Volksversammlung zu kommen. — Ja so groß ist oft ihr Ehrgefühl in der Tapferkeit, daß sie sich selbst entleiben, wenn sie in der Schlacht nicht den Heldentod erleiden konnten.

Ihre Könige sind von dem edelsten Blute; die Heerführer erwählen sie aus den Reihen der Tapfersten. Ihre Könige haben jedoch keine schrankenlose Gewalt und die Heerführer sind hauptsächlich dazu bestimmt, den Kriegern mit dem glänzendsten Beispiele von Tapferkeit voranzugehen. Nur die Priester, als die Vertreter Gottes, haben allein das Recht zu strafen.

Im Kampfe hielten immer die Verwandten fest zusammen; selbst die Frauen zogen mit in die Schlacht und feuerten ihre Gatten und Söhne zur tollkühnen Tapferkeit an. Ja, man erzählt Beispiele, daß schon zum Wanken gebrachte Schlachtreihen durch das Flehen der Frauen und das Gewimmer der Kinder wieder in Ordnung gebracht wurden. Das härteste für die Germanen war, wenn sie Frauen und Jungfrauen dem Feinde als Geiseln ausliefern mußten.

Ueber minder wichtige Angelegenheiten halten die Häuptlinge Rath, doch bei sehr wichtigen wurde stets das ganze Volk zusammengerufen. Die Volksversammlungen fanden immer zur Zeit des Neumonds oder des Vollmonds statt.

Die Germanen zählen überhaupt nach den Nächten und nicht nach den Tagen.

In den Volksversammlungen, die sie alle bewaffnet besuchen, bringen die Häuptlinge die öffentlichen Angelegenheiten vor und ertheilen dann ihren Rath; findet der Rath Anklang, dann

schlagen sie Alle die Framen zusammen; findet er keine Billigung, geben sie ihr Mißfallen durch Murren kund.

Keine Handlung, weder in öffentlichen noch in persönlichen Angelegenheiten, nehmen sie anders als bewaffnet vor; doch darf kein Deutscher Waffen tragen, ehe es ihm nicht von der Gemeinde erlaubt wurde. Ist ein junger Germane zum Tragen der Waffen als würdig befunden worden, dann werden ihm unter gewissen feierlichen Gebräuchen Schild und Frame überreicht.

Wer sich im Kriege oder im Frieden durch irgend eine große That auszeichnet, wird geadelt. Die Heerführer und Herzöge (Fürsten) umgeben sich stets mit einem glänzenden Gefolge, das aus den tapfersten und schönsten Männern und Jünglingen der „Freien" besteht.

Heerführer und Gefolge wetteifern im Kampfe um den Eichenkranz des Ruhmes; jeder versucht den Andern an Tapferkeit zu übertreffen. Fällt der Fürst im Treffen, dann hält es jeder seines Gefolges für eine Schande, lebend aus dem Kampfe hervorzugehen und wuthentbrannt stürzen Alle, den Tod suchend, in das dichteste Getümmel des Feindes.

Lebt ein Gemeindewesen in langem, tiefem Frieden, dann ziehen die Jünglinge desselben aus, um sich bei andern deutschen Volksstämmen, die in Krieg verwickelt sind, im Kampfe mit deren Feinden mit Ruhm und Ehre zu bedecken. Das Land zu bestellen und ruhig auf den Ertrag der Felder zu warten, scheint dem Germanen unerträglich zu sein, denn er zieht es vor, den Feind herauszufordern und sich Wunden im Kampfe zu holen. Den Haushalt und die Bestellung des Gartens und Feldes überläßt er den Frauen, den Greisen und den Knechten und Mägden.

Ist der Germane nicht auf der Jagd oder im Kriege, dann übergiebt er sich gerne einem mit seinem ganzen sonstigen Wesen im Widerspruch stehenden — Faullenzerleben. Essen, Trinken und Schlafen ist ihm dann die Hauptsache.

Daß das germanische Volk nicht in Städten wohnt, ist bekannt; ja sie dulden nicht einmal an einander gebaute Woh-

nungen. Abgesondert von einander, nach verschiedenen Richtungen hin siedeln sie sich an. Diese Ansiedelungen haben keine Straßen, wie bei uns die Dörfer; jeder umgiebt vielmehr sein Haus mit einem freien Raume und diese Häuser sind nur aus Holz gebaut, in deren Nähe sich meistens unterirdische Keller oder Höhlen befinden, in die sie sich während des strengen Winters oft flüchten und in die sie nebenbei ihren Mundvorrath bringen, um ihn dort vor der Kälte und dem eindringenden Feinde zu schützen.

Die Keuschheit der Frauen und Jungfrauen, sowie die hohe Achtung vor der Ehe und deren Heilighaltung gehören mit zu den schönsten Tugenden der Germanen. Die Mitgift bringt nicht das Weib dem Manne zu, sondern der Mann dem Weibe. Das ganze Volk lebt in den Schranken der Sittsamkeit, durch keine lüsternen Schauspiele und keine verführerischen Gelage verdorben, und deßhalb gehört auch Ehebruch mit zu den seltensten Dingen bei ihm.

Doch wird derselbe im Betretungsfalle augenblicklich furchtbar bestraft. Mit abgeschnittenen Haaren, entkleidet wird die Frau dann vom Gatten in Gegenwart der Verwandten aus dem Hause gestoßen und mit Schlägen durch die ganze Niederlassung getrieben. Die Preisgebung der Keuschheit findet in Germanien keine Verzeihung und deßwegen heirathen dort auch nur — Jungfrauen. Die Zahl seiner Kinder fest abzugrenzen, oder gar irgend eines der nachgeborenen zu tödten, gilt für die größte Schande; ja nirgends haben gute Sitten und gute Gesetze mehr Macht, wie in Germanien.

Die Kinder wachsen in den Häusern und deren Umgebung nackt und schmutzig zu den Riesengestalten heran, die wir bewundern. Jedes Kind wird an der Mutter Brust genährt und kein's derselben wird den Mägden oder einer Amme überlassen, und so reifen sie nach und nach zu Jünglingen und Jungfrauen heran, stark und ungebrochen an Leib und Seele.

Kein anderes Volk der Erde besitzt eine so große Vorliebe für Mahlzeiten, Gastereien und Gelage wie das der Germanen; auch

wird die Gastfreundschaft bei ihnen in hohem Maße gepflegt. Einen Obdach und Mahlzeit suchenden Fremden an der Thüre zurückzuweisen, gilt für die größte Sünde. Ja, man bewirthet die Fremden oder die Gäste so lange, bis der Mundvorrath im Hause völlig erschöpft ist, dann aber begleitet man den Gast bis zum Hause des Nachbars und führt ihn mit den besten Empfehlungen dort ein.

Gleich nach dem Erwachen nimmt der freie Germane ein Bad; dann setzt er sich an einen besonderen Tisch zur Mahlzeit nieder. Ist diese beendet, begiebt er sich, wenn sonst nichts Wichtiges vorliegt, zu einem Gelage bei Freunden; jedoch stets in Waffen. Fast jede öffentliche und private Angelegenheit wird unter Waffen bei Gelagen verhandelt, wobei es natürlich während des Würfelspiels zu wilden Händeln und Todtschlag kommt.

Als Getränke dient ihnen eine Flüssigkeit, die aus Gerste und Hopfen zusammengebraut ist und viele Aehnlichkeit mit Wein hat. Die dem Ufer des Rheins zunächst wohnenden Völker erhandeln auch von uns (den Römern) — Wein.

Die Speisen sind einfach und bestehen ausschließlich aus Baumfrüchten, frischem Wildprät und Milch. — Ohne besonderen Gaumenkitzel stillen sie also ihren Hunger; dem Durste gegenüber herrscht jedoch diese Mäßigung nicht.

Die öffentlichen Schauspiele bestehen in Kampfspielen, bei denen der sog. Schwertertanz, von nackten Jünglingen ausgeführt, das höchste Interesse der versammelten Zuschauer erregt.

Das ist das Wesentlichste, was Tacitus über die Vorfahren der Deutschen, die Germanen, die vor ungefähr 18 Jahrhunderten in Deutschland gelebt, in seinem Buche berichtet hat, und das gereicht ihnen wahrlich nicht zur Unehre. —

Derselbe Charakterzug weht auch heute noch durch die gefühlvollen Herzen aller Deutschen. Treue, Zuverlässigkeit, Biedersinn, Gemüthlichkeit mit Tapferkeit sind auch noch in unseren Tagen die größten Tugenden derselben und sie haben sich überall, selbst dann, wenn sie aus dem geliebten Vaterlande fortzogen, um

sich in weiter Ferne, über'm Meere eine neue Heimath zu gründen, herrlich bewährt.

Und wenn Tacitus auch damals berichtet und der Wahrheit die Ehre gegeben hat, daß vor nahezu 2000 Jahren die Deutschen in den Tagen des Friedens sich oft einem Schlaraffenleben ergaben, so haben sie sich in dieser Beziehung doch nach und nach sehr zu ihrem Vortheile verändert; — denn wo es bläst und sprüht, hämmert und pocht, wo man feilt und sägt, meiselt und hobelt, mauert und zimmert, schmiedet und schweißt, im Norden, Süden, Westen und Osten unseres großen, herrlichen Landes, — da ist es hauptsächlich die kunstfertige Hand des Deutschen, die da kräftig und geübt zugreift und schafft und so die großen Gedanken der Gelehrten und Plänemacher zu Werken verwirklicht.

Ueber die Religion oder vielmehr — die Götterlehre der alten Deutschen ist es hier wohl am Platze zu sagen, daß sie eine reine Naturreligion pflegten, die das Dasein eines höchsten Wesens, eines Schöpfers aller Dinge — „ahnte."

Dieses höchste Wesen, Wuotan, Odin, auch Alfadur (Allvater) genannt und seine ihm untergebenen Götter und Göttinnen wurden jedoch nicht in Tempeln verehrt, sondern in heiligen Hainen und an Bäumen. (Wie bei dem Druiden-Kultus in Gallien.)

Unsere Wochentage tragen theilweise noch heute die Namen der einzelnen Götter der Deutschen. So hieß z. B. der Gott des Krieges Ziu (Tyr, Sarnot), nach ihm wurde der Dienstag (Tuesday) benannt; nach dem Gotte Donar (Thor) der Donnerstag (Thursday); nach der Göttin des Friedens und der Fruchtbarkeit, — der Fraia, der Freitag, und endlich nach dem obersten Gotte der Deutschen, nach dem Wuotan, dem Odin, der Mittwoch oder Wednesday. — Die Götter der Deutschen im Norden hießen Asen, sie lebten in Asgard. (Dem Asengarten.) Sie alle waren dem Wuotan, dem Odin untergeben und er alleine regierte die Welt. Nur die drei Schicksalsgöttinnen, die Nornen, waren von ihm unabhängig. Sie wohnten an dem Brunnen Urdar und begossen mit dessen Wasser den Weltbaum.

Sie hatten die Lebensdauer eines jeden Menschen zu bestimmen. Die Helden, Großen und Edlen zogen nach ihrem Tode in das Walhalla ein, wo sie von Odin, Tyr, dem Gotte des Krieges, und Bragi, dem Gotte des Gesanges und der Dichtkunst empfangen und vom Sohne Odin's mit Meth gelabt wurden. Die Walkyren, wilde Kriegsjungfrauen, brachten die im Kampfe gefallenen Helden nach dem Walhalla.

Die Bösen unter den Menschen kamen nach Hel-heim, das fern im eisigen Norden, in Niflheim, von der Todesgöttin Hel beherrscht wurde. — Auch glaubten unsere Ahnen, daß die Welt dereinst durch einen großen Weltbrand untergehen werde, nach welchem dann der Alfadur eine bessere erschaffen würde.

Eduard Duller sagt in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“:

„So lebten unsere Urväter, ein freies Volk auf freier Erde, bei aller Einfachheit und Derbheit doch nicht ohne Bildung; denn sie kannten die Schreibkunst (Runenschrift), die jedoch nur zu religiösem Gebrauche diente, und liebten Gedicht und Gesang.

Lange wußten die anderen Völker nichts von ihnen. Als sie aber ihr Dasein zu erkennen gaben, erzitterten die stolzen Herren der Welt. Nicht ohne Neid blickten die Besten unter den Römern, die damals ein gewaltiges Reich gegründet hatten, auf die Tugenden und Vorzüge ihrer nordischen Nachbarn. Aber willig erkannten sie das viele Gute und Schöne an ihnen an, und aus ihren Berichten (des Cäsar und Tacitus) ist die Schilderung unserer Vorfahren größtentheils entlehnt.“

Immer mehr und mehr traten am Ende des letzten Jahrhunderts vor Chr. Geb. und am Anfange des ersten nach Chr. Geb. die Deutschen und Römer in friedlichen und kriegerischen Verkehr. Die Römer hatten die Tapferkeit, Treue und Sittenreinheit des deutschen Volkes schon längst schätzen gelernt und versuchten darum jetzt, sie, die sie nicht durch Waffengewalt unterjochen konnten, durch Schmeicheleien bei den Fürsten derselben, durch römische Gesetze, Sitten und Gebräuche sich näher zu bringen und sie an sich zu fesseln.

Besonders war es aber der römische Feldherr Quintilius Varus, der auf Befehl des Augustus, des ersten Kaisers der Römer, die Aufgabe gestellt bekam, die Deutschen unter das Joch der Römer zu bringen.

Er maßte sich die Gerichtsbarkeit in den deutschen Gauen an und drückte die überwundenen deutschen Stämme mit einer unerhörten Steuerlast.

Das die Freiheit liebende deutsche Volk konnte jedoch diesen römischen Druck auf die Dauer nicht ertragen. Seine Vertreter kamen, nachdem sie die Stimmung des Volkes erkannt, in geheimen Versammlungen zusammen und diese beschlossen, die römische Herrschaft in Germanien zu zernichten.

Der Cherusker-Fürst Hermann (Armin), der, obgleich er mit vielen deutschen Jünglingen in Rom erzogen worden war und die Kriegskünste und Gesetze der Römer dort kennen gelernt hatte, dessen Herz jedoch ächt deutsch geblieben, stellte sich an die Spitze der Bewegung. Es war keine Kleinigkeit, die vielen deutschen Gauen und Völkerschaften, die alle von einander unabhängig waren, zu gemeinschaftlichem Handeln zu bewegen. Doch endlich gelang es den Ueberredungskünsten Hermann's, der in Varus' Nähe lebte und von dessen Plänen vollständig unterrichtet war. Hermann wußte, daß er auf die Hülfe sämmtlicher deutschen Fürsten und Ritter bauen konnte.

Varus lag in seinem Sommerlager an der Weser, als er plötzlich erfuhr, daß sich ein deutscher Stamm an der Ems gegen die Römer empört und alle römische Soldaten niedergemacht habe.

Das war das Zeichen bei den Deutschen zum Losschlagen. Varus zog mit drei Legionen seiner Soldaten in die Berge an der Weser und befahl in seinem Dünkel dem Hermann, seinen Heerbann aufzurufen und ihm bei der Unterdrückung seiner Landsleute behülflich zu sein.

Doch Hermann wußte besser, was er dem Feinde seines Vaterlandes gegenüber zu thun hatte. Er rief allerdings seinen Heerbann auf, aber nicht um seine Freunde vernichten zu helfen, son-

Die Gothen in Rom.

THE GOTHS IN ROME.

dern in der That nur, um den Feind Deutschlands niederzuwerfen.

Die Deutschen umzingelten immer mehr das römische Heer und als endlich Varus mit demselben bei Detmold im Teutoburger Walde in der Nähe von tiefen Sümpfen, angelangt war, da erachtete Hermann die Zeit der Rache für gekommen und die Gelegenheit für günstig, und so fiel er dann mit seinen vereinigten Deutschen am 9., 10. und 11. September im Jahre 9 nach Chr. Geb. über Varus her und zerschmetterte in dieser dreitägigen, blutigen Schlacht das Heer und die Macht Rom's in Deutschland. Varus selbst stürzte sich aus Verzweiflung über seine Niederlage in sein Schwert. Als aber Monate darauf die Nachricht von der entsetzlichen Niederlage nach Rom kam, soll der Augustus in seinem Schmerze darüber ausgerufen haben: „O Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!"

Die Schlacht im Teutoburger Walde liefert den Deutschen aber zum allerersten Male den wichtigen Beweis, daß sie, wenn sie einmal einig, auch fast unbesiegbar sind; die Geschichte hat dies im Laufe fast zweier Jahrtausende später noch öfters gezeigt.

Leider wurde aber durch jenen herrlichen Sieg im Teutoburger Walde die Eintracht der Deutschen nicht fester besiegelt; die alte, fast unausrottbare Eigenschaft des deutschen Volkes, sobald es sich nicht von einem gemeinschaftlichen Feinde recht schlimm bedroht sieht, sich dann stets unter einander selbst zu befehden, zeigte sich auch jetzt bald wieder, denn die Eifersucht der Fürsten in den westlichen und östlichen Völkerbünden der Deutschen gab dazu vielfach die gewünschte Veranlassung.

Wie leicht wäre es schon damals für die verbündeten Deutschen gewesen, die morsche Macht Rom's zu brechen, das seine Herrscherhand über das ganze östliche Europa, Kleinasien, Aegypten und einen weiten Landstrich, der sich an der nördlichen Küste von Afrika hinzog, ausgestreckt hatte, wenn nicht diese unheilbringende Uneinigkeit es geradezu zur Unmöglichkeit gemacht hätte.

Rom hatte bis dahin fast alle Arten von Regierungsformen

geprüft und gekostet. Aus dem einstigen Königreiche wurde bald eine Republik, und aus dieser einst so glorreichen Republik, die in ihren schönsten Tagen die größten Staats- und Kriegsmänner, Helden und Patrioten, die die Weltgeschichte aufzuweisen vermag, hervorgebracht, wurde nach und nach eine Republik, in der Geldadel herrschte. Die Corruption breitete auch bald darin ihre weiten verderblichen Schwingen aus. Der gewaltige Feldherr Julius Cäsar fiel noch, da er nach Alleinherrschaft strebte, in einer letzten Anwandelung von republikanischer Tugend und selbstlosem Patriotismus durch die Schwerter und Dolche einiger Männer, wie Brutus und Cassius.

Augustus, sein Verwandter, stieg auf den Kaiserthron von Rom, ohne daß ein Heer von Schmeichlern oder das Volk sich ihm widersetzte. Und ihm war dann der schreckliche Tiberius gefolgt.

Wollust, Sittenlosigkeit, sowie körperliche und geistige Verkommenheit durchwühlten das römische Volk, das durch ein beispielloses Schreckenssystem sich vollständig willenlos regieren ließ.

Auf's Heer, das aus Söldlingen aus aller Herren Länder und leider auch aus Deutschen*) bestand, konnte der Thron sich nicht ganz verlassen, denn es war unter dem Commando ehrgeiziger und falscher Generäle, auf alle eroberten Provinzen nah und ferne vertheilt. Von wahrem Patriotismus bei dem römischen Volke war keine Rede mehr und nur die Furcht vor dem blutgierigen Herrscher auf dem Throne hielt es in Schranken. Kurzum, die Charakterlosigkeit feierte damals in Rom ihre herrlichsten Triumphe.

Doch, wie gesagt, die deutschen Fürsten und Herzöge ließen diese schöne Gelegenheit unbenützt vorübergehen und stürzten, fast möchte man sagen: mit desto größerer Wuth wieder auf einander selbst ein.

---

*) Nach Maßmann's Legende soll sogar Pontius Pilatus, der römische Landpfleger in Judäa, der Jesus Christus zum Tode verurtheilte, ein Sohn des Königs Tyrus in Mainz am Rhein gewesen sein.

Schon längst hatte es Hermann, den Cherusker, verdrossen, daß im östlichen Deutschland, in Böhmen, der König der Markomannen, Marbod (der, sowie er selbst auch in Rom erzogen worden war und den er wegen zu großer Nachgiebigkeit gegen die Römer für einen heimlichen Freund derselben hielt), sein Reich immer weiter ausdehnte und seine Herrschaft durch ein großes, geübtes Heer befestigte. Ja, er glaubte sogar, daß Marbod nach der königlichen Alleinherrschaft in Deutschland strebe.

Auch den Kaiser Augustus in Rom beängstigte die immer weiter sich ausdehnende Macht Marbod's und schon hatte er den Aufbruch seiner Legionen unter Tiberius befohlen, um den stolzen Markomannen-König durch eine Niederlage zu demüthigen, als die Pannonier und Dalmatier an der untern Donau sich gegen Rom empörten.

Tiberius mußte daher den Feldzug gegen Marbod aufgeben und mit ihm Frieden schließen.

Auch diese Gelegenheit ließen Hermann sowohl, wie in erster Linie allerdings aber auch Marbod, abermals an sich vorübergehen, den bedrängten Römern sich ebenfalls gegenüber zu stellen und sie sich so durch eine gehörige Niederlage, vielleicht für immer vom Halse zu schaffen.

Ja, bei den Cheruskern entstanden unter sich selbst Streitigkeiten, die zuletzt in offene Fehde ausarteten.

Die Anhänger des Segest's, der zwar der Schwiegervater Hermann's, aber leider auch ein elender Speichellecker der Römer und großer Gesinnungslump war, hielten es jetzt auch wieder offen mit den Römern, während die Sassen Hermann's natürlich die bittersten Feinde derselben geblieben waren. Und so kam es leider endlich auch zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn zu offenen Streitigkeiten.

Unterdessen war Tiberius dem Augustus in Rom auf dem Kaiserthrone gefolgt und als jener nun von der unseligen Uneinigkeit der Deutschen in ihrem Heimathlande erfuhr, beschloß er sofort die Niederlage des Varus zu rächen.

Er schickte daher den Germanicus, einen Sohn des Drusus,

mit einem gewaltigen Heere nach Deutschland. Mit diesem schlug er zuerst die Marser, die da wohnten, wo heute Osnabrück liegt.

Dann fiel er in dem darauffolgenden Frühjahre in das Gebiet der Chatten ein und verwüstete deren Gauen, bis er von dem elenden Verräther Segest durch einen Boten benachrichtigt und gebeten wurde, ihm zu Hülfe zu eilen, da er von seinen eigenen Völkern eingeschlossen und hart bedrängt werde.

Germanicus ließ sich nicht lange bitten, eilte zu ihm, verjagte die Belagerer und nahm in Segest's Burg unter andern vielen edeln deutschen Frauen auch dessen eigene Tochter Thusnelda gefangen. Segest selbst überlieferte ihm Hermann's Weib.

Vom Schmerze gänzlich niedergeschmettert, stand die edle deutsche Frau vor ihrem Feinde da. Die Scham vor der elenden Verrätherei ihres eigenen Vaters und der unendlich tiefe Schmerz, ihrem edeln Gatten nun für immer entrissen zu werden, warf sie bald zu Boden. Dabei war sie in der Hoffnung, bald eines Knäbleins zu genesen.

Sie wurde später als Gefangene und Sklavin mit nach Rom geschleppt und hatte bei dem Triumphzuge des Germanicus in Rom vor dessen Siegeswagen mit ihrem kleinen Söhnchen, dem Thumelicus, vorauszugehen. Thumelicus aber wurde später in die große Fechterschule nach Ravenna gebracht, um dort als römischer Fechter (das entehrendste Handwerk, das ein Sklave nur treiben konnte) erzogen zu werden.

Wie es dem deutschen Fürstensohne dort als Fechter erging, hat der deutsche Dichter Halm in seinem ergreifenden Schauspiele: „Der Fechter von Ravenna", auf die Bühne gebracht.

Dem elenden Segest wurde doch für die Zukunft sein Wohnsitz in Gallien angewiesen.

Wüthend vor Schmerz über den Raub seiner treuen Gattin und über den fast unglaublichen Verrath seines ehrlosen Schwiegervaters, suchte jetzt Hermann die Deutschen abermals zu vereinigen und dann gegen die Römer zu führen. Es gelang ihm auch.

Die Hunnen in Deutſchland.

THE HUNS IN GERMANY.

Karl der Große tauft die Sachsen.

CHARLEMAGNE INFLICTING BAPTISM UPON THE SAXONS.

Er traf das Heer des Germanicus unweit vom Schlachtfelde, auf dem er einst den Varus geschlagen, auf einer Heide im Teutoburger Walde, wo eben die Römer die gebleichten Gebeine ihrer gefallenen Brüder begraben hatten. Die Deutschen griffen mit dem bekannten Ungestüme an und bald, nach dem hartnäckigsten Widerstande, mußten die Römer zum Rückzuge blasen lassen. Des Germanicus Heer entging nur mit Mühe dem Schicksale, das einst dem Heere des Varus beschert worden war.

Im darauf folgenden Jahre, im Jahre 17 n. Ch. Geb. fanden es die zwei Völkerstämme, die zu dem großen Suevenvolke gehörten, die Longobarden und Semnonen, endlich unerträglich, sich vom König Marbod noch länger regieren zu lassen, da sie, ebensosehr wie die nordöstlichen deutschen Völkerstämme, die Freiheit liebten. Sie verbanden sich deßhalb gegen Marbod mit den Cheruskern.

Marbod's Reich dehnte sich damals vom Fuße der Alpen bis zur Elbe hin aus. Um aber von den Römern in der Befestigung seiner Macht im nordwestlichen Deutschland nicht gestört zu werden, leistete er ihnen in ihrer Absicht im westlichen Deutschland, besonders am Rhein, ihre Macht für die Zukunft fest und sicher zu stellen, bei jeder Gelegenheit offenen Beistand.

Hermann sah und empfand das auf's Tiefste und entschloß sich deßhalb, Marbod's Macht für immer zu stürzen. Er rief deßhalb seine Cherusker zum Kampfe gegen ihn auf. Alle folgten. Nur der sonst so tapfere Oheim Hermann's, Inguiomar, schloß sich aus Eifersucht über den großen Ruhm seines Neffen von ihm ab und ging zu Marbod über.

Endlich kam es zwischen den beiden großen deutschen Volksstämmen zur Schlacht und Marbod wurde in derselben so vollständig besiegt, daß sich sein ganzes Reich auflöste und zu Grunde ging. Zudem überfielen noch die Gothen, ein im Osten von Böhmen wohnendes Volk, seine Burg und nahmen alle seine Schätze mit sich.

Marbod selbst floh zu den Römern, die ihm seinen Wohnsitz in Ravenna anwiesen, wo er 18 Jahre nachher starb.

Nach dieser Schlacht sollte sich leider auch bald das Leben Hermann's zum jähen Untergange neigen. Der brave, deutsche Held und Staatsmann, der die Deutschen vom Joche der Römer befreit, der stets in der selbstlosesten Weise nur das Wohl seines Volkes und Vaterlandes im Auge gehabt hatte, er fiel dem Neide zum Opfer, dem Neide seiner früheren Freunde und Landsleute. Ja seine eigenen Verwandten, die, wie sein Oheim, ihn jetzt auch um seinen Ruhm beneideten, beschuldigten ihn, daß er nach Alleinherrschaft strebe und ermordeten ihn, und lieferten damit beginnend den unumstößlichen Beweis, wie beinahe zwei Jahrtausende lang kein anderes Volk der Erde, so viel wie das Deutsche, von den beiden großen Erbfehlern, — dem Neide und der Uneinigkeit zu leiden gehabt hatte.

Hermann wurde im Jahre 21 n. Ch. Geb. und im 37. Jahre seines Alters durch Falschheit und Neid seinem Volke ungerecht entrissen. Doch sein Ruhm lebt heute noch fort und wurde und wird noch in Tausenden von Liedern herrlich besungen.

Jetzt aber kamen die Römer immer mehr zu der Ueberzeugung, daß sie das ganze Deutschland durch offene Waffengewalt nie unterjochen könnten. Sie beschränkten sich daher von jetzt an nur noch auf die Behauptung ihrer beiden Provinzen am oberen und unteren Rheinstrome und suchten dieselben hauptsächlich dadurch in ungestörtem Besitze zu behalten, daß sie die deutschen Stämme in ihrer Nachbarschaft dort, unter sich gegeneinander aufzuhetzen, um auf diese bequemere Art und Weise nach und nach einen inneren Vertilgungskrieg gegen ihre alten Feinde heraufzubeschwören und bis zum bittern Ende im Gange zu erhalten.

Und sie hatten sich leider nicht verrechnet! Das erbärmliche Mittel half bei *unsern* unglücklichen Ahnen ausgezeichnet. (*Unseren Ahnen*, sage ich hier mit Vorliebe, denn auch die heutigen Amerikaner, die früheren Angelsachsen, waren ein guter, echter, deutscher Volksstamm.)

Ihre Agenten fanden unter den Deutschen im Nordwesten williges Ohr und die ihnen stets verderbliche Uneinigkeit wucherte fort und fort und breitete sich aus, wie Unkraut im Garten.

Zuerst ging das Volk der Cherusker zu Grunde, das sich mit der größten Wuth gegenseitig befehdete und nach und nach fast vernichtete. Ihm folgte bald das Volk der Marser. Diesem wieder das der Amphivarier (der Emsbewohner) Nur die Chatten und Chauken hielten sich.

Auch an der Donau, im Reiche der Markomannen, ging es unruhig und uneinig zu.

Der Nachfolger des Königs Marbod, Katwald, wurde gestürzt und floh wie jener zu den Römern.

Nachdem das zu den Sueven gehörige Volk der Hermunduren das Volk der Quaden besiegt, dessen Fürst Vannius ebenfalls dann zu den Alle aufnehmenden Römern geflohen war, zogen sie westwärts nach der Saale, um die dort wohnenden Chatten zu bekämpfen. Die Chatten schwuren, jeden gefangenen Hermunduren am Altare den Göttern opfern zu wollen. Doch wurden sie von den Hermunduren besiegt und diese opferten jetzt so die ihnen in die Hände gefallenen Chatten. Alles dieses geschah im Laufe des Jahres 58 n. Chr.

Unterdessen war aber auch in der Stadt Rom, nach dem Tode des Kaisers Nero, ein bitterer Streit um die Kaiserkrone von verschiedenen römischen Heerführern ausgefochten worden. Er hatte mit dem Siege Vespasians geendet. Bei diesen Kämpfen beschloß Claudius Civilis, ein edler Mann aus dem Volke der Bataver, das zwischen den Rheinmündungen wohnte, die von den Römern an seinem Volke oft begangenen Unbilden und Schandthaten zu rächen. Stets hatte das Volk der Bataver treu zu den Römern gehalten und ihnen die besten und tapfersten Krieger geliefert, aber dabei war nur Undank sein Lohn. Er rief deßhalb die Vornehmsten seines Volkes in einem heiligen Haine zusammen und dort beschlossen alle unter Schwüren die römische Herrschaft im Lande der Bataver zu stürzen.

Ihre Nachbarn, die Friesen, schlossen sich ihnen an, ebenso die in Mainz liegenden römischen Legionen der Bataver.

Auch die Belgen und die am rechten Rheinufer hausenden Brukterer traten zu ihnen. Die Empörung beförderte haupt-

sächlich eine berühmte Priesterin der Brukterer, Veleda mit Namen, sowie die Druiden durch Wort und Gesang.

In einigen kleineren Gefechten in der Nähe des Rheins wurden jedesmal die sich tapfer vertheidigenden Römer geschlagen, so daß sie sich schließlich hinter ihre Schanzen bei Xanten zurückziehen mußten. Doch Hungersnoth zwang sie, sich zu ergeben, beim Abzug aus der Festung wurden sie dann von den wüthenden Deutschen niedergemacht.

Der Vortheil dieses Sieges wurde abermals nicht von den Deutschen benutzt. Im Gegentheil hörten sie wieder auf Einflüsterer, die Civilis verdächtigten. Allerdings heuchelte dieser Freundschaft für Vespasian und vereinigte sich mit den Galliern. Da schickte Vespasian seinen Feldherrn Cerealis gegen ihn und dieser schlug ihn bei Trier. Nach dieser Niederlage fielen viele Deutsche wieder von Civilis ab; ja die Ubier, seine Bundesgenossen, die in der Umgegend von Köln wohnten, überfielen sogar in der Nacht die ahnungslosen, beim Schmause im Lager sitzenden Friesen und Chatten und machten sie nieder. Auch Civilis' Gattin und Schwestern überlieferten sie an die Römer.

Der Muth des unglücklichen Civilis war doch noch nicht gebrochen; fort und fort bekämpfte er die Römer, bis auch er endlich dem Mißtrauen und der Eifersucht seiner Landsleute zum Opfer fiel und mit den Römern Frieden schließen mußte. Dieses geschah im Jahre 70 n. Ch. G.

In den nun folgenden Jahren des Friedens suchten die Römer die Städte in den noch in ihren Händen sich befindenden Provinzen am Rhein, an der Mosel, in den Vogesen und am Jura zu befestigen und darin Handel mit den noch nicht unterworfenen deutschen Völkerstämmen anzuknüpfen. Hauptsächlich geschah dieses mit den Städten Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Bonn, Köln, Aachen und Trier. Dieselben wurden von römischen Statthaltern verwaltet, die nur dem Kaiser verantwortlich waren, deren Hofhaltungen jedoch, wie leicht begreiflich ist, Sittenverderbniß und Luxus mit sich

Der Ritterſchlag.
CONFERRING KNIGHTHOOD.

führten; Dinge, von denen man in Deutschland bis jetzt noch keine Kenntniß, ja oft nicht einmal eine Ahnung hatte.

Auch zwischen den Alpen, der Donau und dem Inn, in den Städten Augsburg, Regensburg, in Salzburg und Wien, die damals noch von keltischen Völkern bewohnt waren, suchten sie sich für die Dauer festzusetzen. Vom Neckar bis nach Regensburg wurde eine Straße gebaut und Hunderte von Wartthürmen und fortlaufende lange Schanzen errichtet, deren Reste man heute noch überall in Süddeutschland finden kann. In der Pfalz heißt man sie die Teufelsmauern und Heidenschanzen. — Um dieselbe Zeit, da dieses geschah, war Tacitus in Deutschland anwesend, der dann, wie schon oben bemerkt, seine Eindrücke über die Germanen und Deutschland in seinem Buche „Germania" niederschrieb. 90 Jahre n. Chr. Geb.

Zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, als die Deutschen immer mehr und mehr ihre Zusammengehörigkeit zu begreifen anfingen, bestand das gesammte deutsche Volk aus vier großen, geeinten Gruppen von Völkerschaften. Aus den Franken, Sachsen, Allemannen und Gothen.

Zu den Franken, die am Niederrhein hausten, gehörten die Chatten, Brukterer, Bataver, Sigambrer und Marser. Zu den Sachsen gehörten die Chauken, Friesen, Cherusker, Angrivarier, Ampsivarier und die eigentlichen Sachsen oder Saxonen. Sie wohnten an der Elbe, der Weser und der Ems. Die Allemannen wohnten zwischen dem Main und der Donau, sie schlossen alle Suevischen Stämme in sich, also die Longobarden, Hermunduren, Markomannen, Quaden, Lygier und Rugier.

Die Gothen endlich wohnten in dem großen Ländergebiete, das sich von der Ostsee bis nach der unteren Donau ausdehnte. Es gehörten zu ihnen besonders die Gepiden, Heruler und Vandalen.

Durch dieses engere Ineinanderschieben der deutschen Stämme verwischte sich nach und nach die Selbstständigkeit der einzelnen Gauen immer mehr. Ihre Angelegenheiten gingen allmählig in die Hände eines einzigen mächtigen Adeligen über und so entstand bei diesen Völkergruppen mit der Zeit das Königthum. Nur bei

den Sachsen hielt die Ungebundenheit und Unabhängigkeit noch länger an.

Dadurch wurde man trotziger gegen die Eindringlinge, die Römer und ihr Reich. Man wagte es sogar jetzt öfters, es anzugreifen und in sein Gebiet einzufallen. An der Nordsee und dem Rheine wagten die Römer nicht mehr strafend gegen die Deutschen einzuschreiten; jedoch am adriatischen Meere glaubte der römische Kaiser Marcus Aurelius eine bessere Gelegenheit zu haben, die Deutschen wieder aus seinem Gebiete zu vertreiben, denn bis dort hin waren sie schon kühn vorgedrungen.

Er fiel deßhalb mit seinem Heere in das Gebiet der Deutschen ein, ja bot ihnen sogar eine Schlacht auf der Eisdecke der Donau an und besiegte sie. Dann verfolgte er die so geschlagenen Quaden bis weit hinein in's Ungarnland. Dort, in einem Thale besiegte er sie abermals, als diese glaubten, ihn durch Hunger und Durst aufreiben zu können und die geschwächten Quaden mußten sich ihm unterwerfen.

Doch nur auf kurze Zeit; denn immer von Neuem fielen die Deutschen über die Römer her, bis endlich Marc Aurel in **Vindobona**, dem heutigen Wien, starb. Sein Sohn schloß dann mit den Deutschen einen für ihn entehrenden Frieden.

Dieses geschah im Jahre 180 n. Chr. G. Zu Anfang des dritten Jahrhunderts aber regte es sich wieder in einem andern Theile Deutschlands gegen die Römer. Die Allemannen rüsteten sich und zogen in großen Haufen in das Gebiet des Schwarzwaldes, des „Zehntlandes", das den Römern seit langer Zeit tributpflichtig war und zerstörten und erbeuteten Alles was ihnen entgegen kam. Das verdroß aber den, unterdessen zum Throne gelangten römischen Kaiser Maximinus und er zog ihnen mit einem gewaltigen Heere entgegen. Aber ehe es zum Schlagen kam, wurde dieser römische Wütherich wegen seiner eisernen Strenge im Heere von seinen eigenen Soldaten ermordet und von jetzt an blieb das ganze rechte Rheinufer fast immer in den Händen der Deutschen. Dieses geschah im Jahre 238 n. Chr. Geb.

Dann fielen fast um dieselbe Zeit die Franken in Gallien ein,

das von diesen, ohne daß es die Römer wehren konnten, besetzt wurde.

Auch die Allemannen zogen erobernd umher und fielen bald in Gallien, bald in das Gebiet der Alpen ein. Zornig sahen es die Römer, doch waren sie in anderen Ländern mit ihren Heeren so beschäftigt, daß sie auch hier keinen Widerstand leisten konnten.

Kühn gemacht durch die Erfolge der Allemannen, wagten es jetzt auch die Gothen in Dacien (Moldau und Wallachei) einzufallen. Sie erschlugen in einem Treffen den römischen Kaiser Decius, der ihnen Einhalt gebieten wollte, und blieben in diesen Ländern dann sitzen. Dieses geschah im Jahre 251 n. Ch. G.

Nur noch einmal vorübergehend sollte es im Jahre 276 n. Ch. G. dem römischen Kaiser Probus gelingen, die Allemannen und Franken über den Rhein und die Gothen über die Donau zurückzutreiben. Doch haben die Deutschen am Rhein und an der Donau sein Vordringen und seinen Sieg kaum jemals bereut, da er in der kurzen Zeit seines Daseins in deutschen Ländern die dortigen Deutschen mit dem Anbau des Weinstockes vertraut gemacht hat.

Besonders soll dieser, deshalb so verdienstvolle Kaiser, auf dessen Angedenken in jenen Gegenden schon gar mancher Becher geleert worden ist, an der Mosel mit der Kultur der Rebe sehr vieles Glück gehabt haben, was uns heute auch noch in Amerika, in dem herrlichen Lande, zu Gute kommt, da Moselblümchen von Kennern sehr geschätzt wird.

Um das Jahr 325 n. Ch. G. versuchte der römische Kaiser Constantin dadurch, daß er das Christenthum zur Staatsreligion in seinem Reiche erhob und auch seine Residenz von Rom nach Byzantium (Konstantinopel) verlegte, (indem er glaubte, von da aus die Gothen und Perser besser in Schach halten zu können), — die Weltherrschaft Roms noch einmal für die Dauer zu stützen und zu stärken, doch auch diese beiden großen, politischen Schachzüge sollten sich als Erfüller ihres Zweckes nicht bewähren. Roms Macht sank immer tiefer. Ja jetzt hätte es, nach dem Tode Constantin's nur noch eines einzigen gewaltigen Schlages

von Seiten der Germanen bedurft und das tausendjährige römische Reich wäre für immer vernichtet gewesen.

Doch gewaltige Ereignisse, die ganz Europa erschütterten und namentlich ganz Deutschland in wilde Mitleidenschaft zogen, sollten erst ein ganzes Jahrhundert lang vorauswüthen und andauern, (vom Jahre 374—476 n. Ch. G.) ehe das Unvermeidliche, der Untergang Roms durch die Germanen (Deutschen) eintreten konnte.

Und das geschah durch die Völkerwanderung.

Zweites Kapitel.

Die Völkerwanderung.

Den ersten Anstoß zu dieser gaben die Hunnen, ein wildes, fast unbezähmbares Volk, das dereinst von China ausgezogen war und sich in den Steppen des Kaspischen Meeres niedergelassen hatte.

Die kleinen, starknochigen Reiter, mit ihren schiefgeschlitzten Augen und schmutzig gelben Gesichtern schienen mit ihren Pferden zusammengewachsen zu sein, denn sie lebten, kämpften und schliefen auf diesen. Sie griffen mit ungeheurem Ungestüm und furchtbarem Geschrei stets an, erschienen überall wie der Blitz, kämpften muthig, den Tod verachtend, und zertraten und erwürgten Alles, was mit ihnen in Berührung kam.

Ihr König hieß Attila, dessen Wille ebenso eisenfest wie sein Körper war und da er sein Volk stets zu Raub und Plünderung in fremde Länder führte, wurde er von ihm fast vergöttert.

Obgleich er den Vornehmen seines Volkes ein üppiges und schwelgerisches Leben gestattete, so lebte er doch selbst in höchst einfacher Weise. Bei Gastmählern ließ er seinen Gästen stets das Beste und Feinste auf goldenem und silbernen Tafelgeschirre vorsetzen, während er selbst aus einer hölzernen Schüssel aß und aus einem hölzernen Becher trank. Seine Gemahlin durfte sich, gegen die Sitten der morgenländischen Völker öffentlich unver-

schleiert zeigen; ja, er hielt sich sogar einen Hofpoeten, der seine großen Thaten bei Gelagen besingen mußte.

Er selbst saß zu Gericht und bezeugte in allen seinen Urtheilssprüchen einen scharfen Verstand. Gegen Einzelne war er oft großmüthig, aber gegen das ganze Menschengeschlecht kannte er kein Erbarmen, weßhalb er er auch von allen damaligen Völkern, mit denen er in Berührung kam die „Geißel Gottes" genannt wurde.

Durch den Einfall der Hunnen in die Länder an der untern Donau kamen bald alle Völker im östlichen und mittleren Europa in Bewegung.

Man drängte und schob sich nach allen Seiten hin und wurde oft mit fortgerissen. Auch war im Jahre 395 n. Ch. Geb. das römische Reich durch den Kaiser Theodosius in zwei Theile, in das östliche und westliche Reich getheilt worden, deren Beherrscher fortwährend durch die Ost- und West-Gothen hart bedrängt wurden.

Am 24. August im Jahre 410 n. Ch. Geb. zog Alarich, der Führer der West Gothen, als Sieger in den Mauern Roms ein, er hatte die Stadt erstürmt, die 1100 Jahre lang die gefürchtetste der Erde war und über 800 Jahre lang keinen Feind innerhalb ihrer Mauern gesehen hatte.

Alarichs große Pläne, die Herrschaft und Macht der Deutschen über Land und Meer auszubreiten, blieben unausgeführt, denn ein frühzeitiger Tod entriß ihn dem gothischen Volke, das ihn wahrhaft vergötterte.

Auch Gallien und Spanien wurden von Franken und Vandalen durchzogen und theilweise erobert. Ja der Vandalen König Geiserich drang sogar bis nach Sicilien hinunter. Später wurde dann Spanien wieder von Sueven besetzt.

Zu derselben Zeit fielen die beiden deutschen Stämme, die Sachsen und Angeln, auf den Hülferuf des Volkes in Brittannien dort ein und halfen diesem die keltischen Pikten und Skoten zurückzuwerfen in ihr rauhes Gebirgsland. Die Sachsen und Angeln blieben dann siegreich in dem Lande sitzen und richteten

sich häuslich da ein und gaben dem Lande (dem heutigen England) eine deutsche Verfassung.

Es standen also damals, von den Grenzen Schottlands an bis hinunter zur Küste Afrikas, Deutsche siegreich auf den Trümmern des großen römischen Reiches und man hätte nun wohl befürchten können, daß die Deutschen, indem sie ihre ursprünglichen Wohnsitze verließen und sich unter fremden und hochgebildeten Völkern, wie die romanischen Provinzialen doch waren, ansiedelten, nun leicht ihre nationalen Eigenthümlichkeiten verlieren würden; allein darüber sagt ein hervorragender Geschichtsschreiber: „Gegen diese Gefahr war es ein bedeutender Schutz, daß sie, wie berichtet wird und ihre Gesetze noch beweisen, auf die Reinheit ihres Blutes hielten und die Vermischung mit den Romanen möglichst vermieden. — In den alten Gebieten aber, wenigstens in denen, welche so recht die Stammsitze des deutschen Volkes waren, blieben besonders viele Ackerbauer zurück, die ihr Wesen bewahrten, wenn auch ihr Leben in Haus und Gemeinde im Drange der Verhältnisse manche Veränderungen erlitt."

Das Schlimmste, was aber jetzt noch in diesen bewegten Zeiten das deutsche Volk hatte treffen müssen, war die Aufforderung des grausamen und falschen Vandalen-Königs Geiserich an den Hunnen-König Attila, nach dem westlichen Europa aufzubrechen und ihm gegen die West-Gothen behülflich zu sein.

Attila ließ sich aber um so eher auf diese Einladung ein, als ihm die, zu den schändlichsten Ausschweifungen der gemeinsten Art stets aufgelegte Schwester des römischen Kaisers Valentinian II., Honoria, ihre Hand anbieten ließ, ihr Bruder sie deßhalb aber in ein Kloster schickte, ja sogar später von dort wegnahm und sie einkerkern ließ.

Attila fühlte sich dadurch an seiner Ehre gekränkt und beschloß sich fürchterlich zu rächen.

Er brach aus seinem Lande, dem heutigen Ungarn, mit einem Heere von 500,000 streitbaren Kriegern auf, zog der Donau entlang und zerstörte dort die römischen Festungen, zog durch das

heutige Oesterreich, Baiern und Franken und riß mehrere deutsche Stämme mit sich fort, so daß sein Heer bald zu 700,000 Mann anwuchs.

Da, wo der Neckar sich in den Rhein ergießt, setzte er über den letzteren. Alle Städte, die er berührte, wurden in Asche gelegt. Da die Stadt Metz sich ihm widersetzte, wurde nach ihrer baldigen Einnahme Alles darin niedergemacht. Männer, Weiber und Kinder.

Endlich aber traf er auf der Ebene von Chalons, auf den catalaunischen Gefilden, mit den feindlichen Heeren, dem römischen Feldherrn Aëtius und dem Könige der West-Gothen, Theodorich, zusammen, und die blutigste aller Schlachten, die je geschlagen wurde, wie viele Geschichtsschreiber sagen, fand da ihren Abschluß.

Alle Nationen, von der Wolga bis zum Atlantischen Meere, trafen da zusammen. Die gesittete Welt zog an jenem Tage gegen die rohe Barbarei in den entscheidenden Kampf. Alle fühlten die Wichtigkeit der Entscheidung und wollten deßhalb siegen oder sterben. Der Kampf begann und endete an einem Herbsttage des Jahres 451.

„In dieser Völkerschlacht kämpften Ost-Gothen gegen West-Gothen, Franken gegen Franken, Alanen gegen Alanen, Burgunder gegen Burgunder," sagt Schlosser.

Gegen 200,000 Todte lagen bei einbrechender Nacht auf dem Schlachtfelde. Attila wurde besiegt, da aber die verbündeten Heere zu ermüdet waren, konnten ihre Führer den Sieg nicht ausbeuten und die „Gottes Geißel" konnte leider mit dem Rest ihres Heeres unbehindert abziehen.

Attila zog mit seinem Heere wieder zurück an die Donau, um neue Kräfte zu sammeln und von neuem auszuziehen. Diesesmal zog er nach Italien und belagerte Rom, wurde aber von dem frommen Bischof Leo dort zum Abzug bewogen. Im Jahre 453 wurde er, wie die Sage geht, von der schönen Hildegunde, mit der er Hochzeit gehalten hatte, in der Brautnacht ermordet und unter ungeheurem Jammer seines Volkes und unter großen Feier-

lichkeiten begraben. Sein Reich löste sich nach seinem Tode in die ursprünglichen Theile wieder auf.

Durch den verderblichen Zug der Hunnen durch sein Gebiet hatte Deutschland ein ganz anderes Aussehen, jedoch kein freundlicheres genommen.

Die herrlichen Städte am Rhein, Worms, Speyer, Mainz, Köln, Trier, waren in Aschenhaufen verwandelt worden. Die herrlichen Kirchen, Paläste und Landhäuser, an denen die Römer Jahrhunderte lang gebaut, lagen in Trümmern da und die Felder und Gärten waren dem Erdboden gleich gemacht. Auch das Christenthum, das die Römer da und dort auf deutschen Boden verpflanzt hatten, war wieder ausgerottet und die Deutschen beteten wieder zu ihren Göttern in den Hainen.

Nicht lange nachher war in Rom ein edler, kühner und unternehmender Deutscher mit dem Namen Odoaker zu hohem Ansehen gelangt und schließlich zum obersten Hauptmann aller deutschen Hülfstruppen ernannt worden. Als solcher seine Macht fühlend, und mit großen Plänen für die Zukunft umgehend, die jenen Alarich's nicht unähnlich waren, verlangte er plötzlich von dem römischen Feldherrn Orestes und dem jugendlichen Kaiser Romulus Augustulus den dritten Theil des Landes. Als ihm dieses abgeschlagen wurde, kehrte er sich mit seinen deutschen Truppen gegen die des Knaben-Kaisers und seines Feldherrn, besiegte und tödtete bei Pavia den letzteren und nahm den ersteren gefangen. Sich selbst aber gab Odoaker jetzt den Titel: „König der deutschen Völker in Italien."

Durch diese That, im 476ten Jahre n. Ch. Geb. und im 1229ten nach der Erbauung der Stadt Rom, war das römische Reich endlich durch die Deutschen gefallen. Ein selbständiges deutsches Reich zu gründen war Odoaker's langer Wunsch, nun stand er am Ziele desselben. Entschlossenheit und Umsicht gaben ihm Erfolg.

Johannes Scherr sagt: „Die Germanen haben die römische Welt zertrümmert, aber nicht aus menschlichem Rathschluß, nicht weil sie es wollten, sondern weil sie es mußten, vom

Peter der Einſiedler.
PETER THE HERMIT.

Schicksal getrieben. In der Völkerwanderung ging die alte Welt unter wie in einer zweiten Sündfluth."

Nachdem nun bisher dem Leser eine so kurz wie möglich gefaßte, da und dort oft eingehendere Darstellung deutscher Urzustände vor Augen geführt wurde, um ihn dadurch mit dem allgemeinen Grundcharakter der verschiedenen deutschen Völkerstämme genauer bekannt zu machen, soll jetzt hier nicht mehr eingehender, den folgenden Heereszügen der Ost- und West-Gothen, weit über die Grenzen des heutigen Deutschlands hinaus gefolgt, auch nicht näher auf den Untergang des Ost-Gothischen Reiches eingegangen werden, da uns das zu weit von unserm Ziele abführen würde.

Nur so viel ist hier noch zum Anschluß an das folgende kurz zu berichten, daß am Ende des fünften Jahrhunderts der Gründer des deutschen Reiches in Italien, — Odoaker von seinem Gegner dem Gothenkönige Theodorich besiegt und später bei einem Gastmahle, in einer Aufwallung des Zornes von Letzterem auch ermordet worden ist.

Odoaker's Reich ging dadurch in dem der Ost-Gothen auf.

Unterdessen wurden Theile des ehemaligen Deutschlands von verschiedenen deutschen Volksstämmen fast gänzlich geräumt, nämlich der Norden und Osten Mittel-Europas. Deren Einwohner hatten sich mehr nach dem Süd-Westen gezogen, und in die von ihnen verlassenen Länderstriche zogen jetzt Slaven und Wenden ein.

Der eigentliche Sitz des deutschen Kernvolkes war demnach jetzt, im Osten von den Flüssen Elbe und Saale, im Westen von Gallien und im Norden und Süden von dem Meere und den Alpen begrenzt, wo sich bald die Thüringer, Friesen, Sachsen, Baiern, Schwaben und Allemanen besonders bemerkbar machen sollten.

Die Franken (die Freien), die am linken Rheinufer wohnten, waren ein deutsches Volk, das sich aus verschiedenen Gruppen einzelner deutscher Volksstämme, hauptsächlich der Allemanen und Chatten, zusammengesetzt hatte. Es hatte sich im Laufe des

allgemeinen Wirrwarrs der Völkerwanderung von seinen deutschen Urstämmen in einzelnen Abzügen getrennt, die sich zu allerlei wilden Unternehmungen zu Land und zu Meere zusammengefunden hatten. Es griff jedoch bald recht folgeschwer in die Geschichte der Deutschen ein.

Nach langen, anhaltenden Kämpfen mit den Römern in Gallien waren endlich die fränkischen Hausmeier durch die Machtlosigkeit und Weichlichkeit der Könige aus dem Hause der Merowinger zur Königswürde gelangt. Karl Martell, der Sohn Pipins, hatte sich bald den Titel: „Herzog und Fürst aller Franken" beigelegt und dann vergeblich versucht, einzelne deutsche Volksstämme wie die Thüringer, Hessen und Baiern unter fränkische Herrschaft zu bringen. Nach seinem Tode waren neue Unruhen wegen der Theilung des Frankenreichs ausgebrochen, aber Pipin der Kurze blieb endlich siegreich über alle seine Widersacher und ließ sich dann vom Papste Gregor III. als fränkischer König des gesammten Reiches salben. Ihm, dem starken an Leib, folgte bald noch ein stärkerer an Geist und Leib, sein Sohn Karl der Große, gleichsam wie ein weithin leuchtendes Himmelslicht und ein in die Ferne hallender Donner auf der Bühne der Weltgeschichte.

Drittes Kapitel.

Karl der Große und seine Zeit. Die deutschen Kaiser.

Während aber alles dieses im benachbarten Frankenreich vor sich gegangen und dort endlich ein so gewaltiger, willenskräftiger Mann, wie eben dieser große Karl, gleichsam wie ein würdiges, zweckentsprechendes Endresultat aus allen diesen wüsten, Menschen verschlingenden Gährungen hervorgegangen war, ein Mann, der wie dazu geschaffen zu sein schien, die Deutschen durch Schwert und Kreuz zu einem Volke zusammen zu treiben und das Gebiet des deutschen Volkes zu einem Reiche umzuschaffen, – hatte sich in den Gauen Deutschlands das Christenthum immer weiter

ausgebreitet. Fromme Mönche durchzogen, aller Gefahr trotzend, die düstern Wälder und wildesten Gegenden desselben, um den dort wohnenden deutschen Heiden die neue Lehre zu predigen.

Einige der deutschen Volksstämme zeigten sich auch gewillt, den neuen Lehren beizutreten, nur die Sachsen blieben unbeugsam, trotzig und verschlossen ihr Ohr den Reden jener frommen Eiferer.

Vor allen andern kühnen Bekehrern zeichnete sich in diesem Berufe ganz besonders ein angelsächsischer Mönch mit dem Namen Winfried, später Bonifacius genannt, aus, der besonders in Thüringen und Hessen den Deutschen das Christenthum predigte. Ja als er eines Tages in einem heiligen Haine eine Menge heidnischen Volkes um eine dem Wuotan geweihte Eiche versammelt sah, öffnete er die Schleußen seiner Beredsamkeit für den Gott der Christenheit und hieb dann, zum Beweise, daß der heidnische Gott Wuotan ihn nicht strafen könne, mit kräftigen Axthieben die heilige Eiche um. Die Deutschen, die geglaubt hatten, er könne ein solches nicht ungestraft vollbringen, staunten darob, — und viele ließen sich in Folge dessen bekehren und taufen.

Karl der Große war ein ächter deutscher Mann von kräftigem Körperbau und schlanker Gestalt. Seine Augen waren glänzend und blickten oft wohlwollend, oft aber auch strenge in die Welt hinein. Seine Stirn war hoch; Adel und Geist thronten auf ihr. In seiner Jugend war er der beste Fechter und Schwimmer. Sein Hauptvergnügen war die Jagd und wenn er mit seinem glänzenden Gefolge hinaus in die Wälder zog, um den Auerochs, den Bär, den Eber und Hirsch zu jagen, dann war das stets ein erhebender Anblick von jungen deutschen Helden, wie er kaum seines Gleichen fand.

Er war ein starker Esser und ein Freund von Gastereien. Das liebste Gericht war ihm ein tüchtiger Wildbraten, der noch am Spieße auf der Tafel erscheinen mußte. Auch liebte er den edeln Wein und beförderte in aller Weise dessen Anbau, doch haßte er die Trunkenheit. Er soll so stark gewesen sein, daß er einen vollständig geharnischten Mann aufheben konnte, wie ein Kind.

Seine Kleidung trug er nach deutschem Muster zugeschnitten, doch sehr einfach; fast alle seine Gewandung war von der Hand seiner Gemahlin verfertigt, wie es auch damals bei allen deutschen Fürsten so die Sitte war. An seiner Seite hing stets das gewaltige Schwert. Im vollen Kaiserornate erschien er nur an großen Fest- und Reichstagen, dann trug er auch die mit Diamanten besetzte Kaiserkrone und einen langen Talar, der mit goldenen Bienen besetzt war.

Sein höchstes Lebensziel und Trachten war die Einigung aller Völker des Abendlandes zu einem christlichen Reiche und damit ihm diese Idee gelingen möge, schritt er während seines ganzen Lebens mit eisernem Willen, Alles zermalmend, Nichts achtend, über die Leichen von Tausenden.

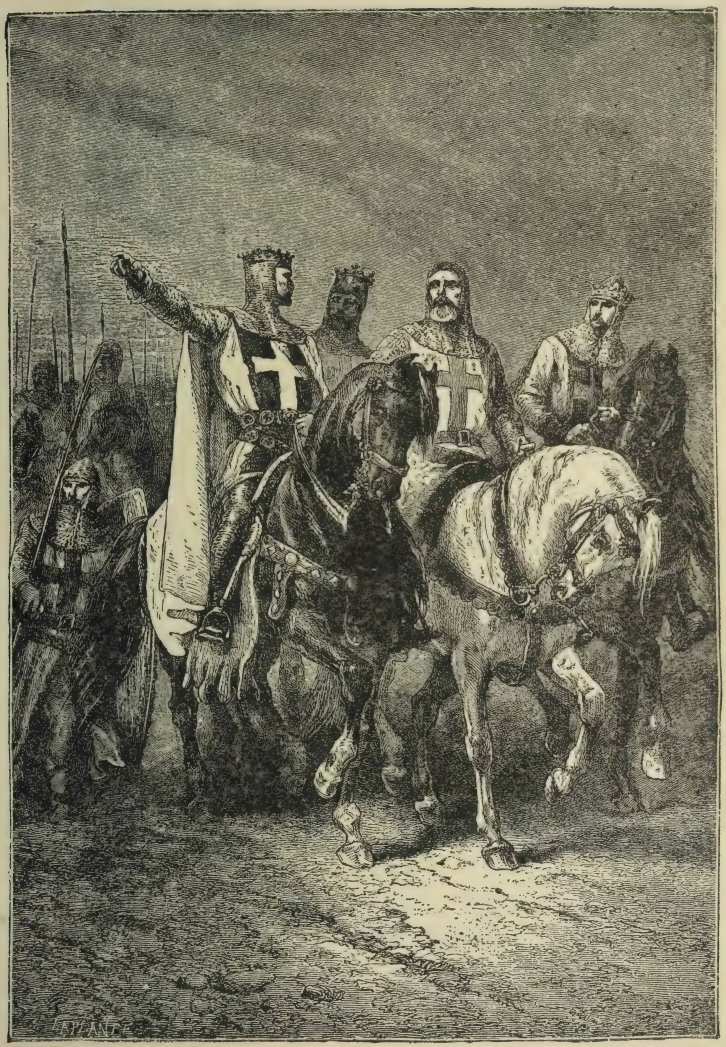
Dem deutschen Volke brach durch ihn das Morgenroth einer neuen Zeit an und er erhob es zu dem Volke, von dem aus später Licht und Wärme für die übrige Menschheit ausgehen sollte.

Zu seinen herrlichsten Thaten gehörte die Verschmelzung des Longobarden-Reiches, das 781 an seinen Sohn Pipin gefallen war, mit dem fränkischen und die Bekehrung der Sachsen zu Christen; wobei er jedoch oft, wie schon oben bemerkt, alle Menschlichkeit bei Seite setzend, seinem einmal gesetzten Ziele zuschritt. Ließ er doch einmal während dieser langen Kämpfe 4500 widerspenstige Sachsen an einem einzigen Tage hinrichten.

Doch durch solche Grausamkeit wurde der Trotz der Sachsen erst recht nicht gebrochen.

Wittekind, der Führer derselben, rief abermals das ganze Volk zum Kampfe gegen den hartherzigen Karl auf und bekämpfte ihn dann auf dem Schlachtfelde bei Paderborn mit solcher Wuth, daß er ihn beinahe besiegt hätte, er unterlag nur dem Umstande, daß die Sachsen schlecht bewaffnet waren.

Dreiunddreißig Jahre lang hatte so Karl der Große vergeblich versucht, die wilden Sachsen durch Waffengewalt zum Christenthum zu bekehren, da endlich besann er sich eines Bessern und lud die sächsischen Heerführer, besonders den tapfern Wittekind, zu einer friedlichen Berathung ein und in dieser ge-



Die vier Heerführer des ersten Kreuzzuges.

THE FOUR LEADERS OF THE FIRST CRUSADE.

lang es ihm denn auch schließlich, den Sinn der trotzigen Sachsen zu ändern; aber nicht eher, als bis er ihnen versprochen hatte, sie in allen Stücken den Franken gleich stellen zu wollen.

Im Jahre 803 wurde endlich mit dem besondern Vorbehalte der Sachsen der Frieden geschlossen, daß sie erstens keine Abgaben an die Franken zu bezahlen haben und daß zweitens die Beamten derselben in keiner Weise an ihren alten Sitten und Gebräuchen rütteln durften.

Die Taufformel für die Sachsen lautete:

Frage des Priesters: Forsachistu diobolo?

Antwort des Täuflings: Ec forsachu diobolo.

Frage: End allum diobol gelde?

Antwort: End ec forsachu allum diobol gelde.

Frage: End allum dioboles uercum? (Werke.)

Antwort: End ec forsachu allum dioboles uercum end uordum (Worte) Thuner ende Wodan end Saxrote ende allum them unholdum the hiro genotas sint. (Und ich entsage allen Teufelswerken und Worten, Thor und Wodan und allen Unholden, die ihre Genossen sind.)

Frage: Gelobistu in Got almechtigun fadaer?

Antwort: Ec gelobu in Got . . . . . .

Frage: Gelobistu in Crist, Godes suno?

Antwort: Ec gelobu . . . . . .

Frage: Gelobistu in halogan Gost? (heiliger Geist.)

Antwort: wie oben.

Am Neujahrstage im Jahre 800 wurde endlich Karl der Große vom Papste Leo III. in Rom mit dem heiligen Oel zum römischen Kaiser und weltlichen Oberherr der gesammten katholischen Christenheit gesalbt. Er war somit 324 Jahre nachdem Odoaker den Romulus Augustulus entthront hatte, wieder der erste römische Kaiser. —

Das größte Verdienst Karls des Großen bestand jedoch nicht in seinen großen Eroberungen, sondern hauptsächlich darin, daß er für die von ihm besiegten Völker auch wie ein Vater besorgt war. Er war bis zu seinem Tode unermüdlich thätig und be-

sorgt, nicht allein ein stets schlagfertiges Heer auf den Beinen zu haben, sondern auch den Wohlstand seines Volkes zu heben und dessen Seelenheil zu begründen. Der Geistlichkeit überlieferte er zwar große Macht, doch hatte sie sich stets vor seiner Majestät tief zu beugen; ja selbst Papst Leo III. beugte vor ihm, nach Karl's Krönung in der Peterskirche in Rom, die Kniee.

Für die Künste, Wissenschaften, sowie für die Aufführung großartiger, herrlicher Bauten war er stets eingenommen. Die Pflege der deutschen Sprache lag ihm aber ganz besonders am Herzen. Allen Bischöfen, Geistlichen und Mönchen befahl er nur in deutscher Sprache zu predigen, auch sammelte er Gelehrte um sich, um mit Hülfe von ihnen eine deutsche Grammatik herauszugeben, die aber leider verloren gegangen. Der deutschen Rechtspflege widmete er besondere Aufmerksamkeit und gab dem Volke viele neue, zeitgemäße Gesetze.

Den deutschen Bauern ging er mit gutem Beispiele in dem Ackerbau voran, indem er überall große Muster-Meiereien errichtete.

Ehe er starb krönte er seinen Sohn Ludwig in Aachen zum Mitkaiser, indem er ihm befahl, die Krone selbst vom Altare (vom Tische des Herrn) zu nehmen, zum Zeichen, daß er Niemandem die Kaiserkrone verdanke wie nur Gott allein. Und so ward das Gottes Gnadenthum erschaffen im Jahre des Heils 813.

Im darauffolgenden Jahre, am 28. Januar 814, im 72. Jahre seines Alters und im 47. seiner Regierung, erlag er endlich dem verzehrenden Fieber, das ihn in den letzten drei Jahren seines Lebens so sehr geplagt hatte. Er starb in dem kräftigsten Glauben an Gott, indem er sprach: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist."

Die Herrschaft über das deutsche Reich unter den Karolingern wurde bald darauf durch die Zwistigkeiten der Söhne Ludwigs des Frommen, Karls Nachfolger, unter sich selbst, erschüttert und fiel dann im Jahre 919, wie die Sage geht, auf den Rath des letzten der Karolinger, des Königs Conrad I., an die Sächsischen Kaiser, deren erster „Heinrich der Finkler" war.

Die Kaiser aus diesem Hause regierten bis 1125. Dann aber fiel das Reich an den Salischen oder Fränkischen Kaiser Conrad II. Dessen Sohn, Heinrich III., ein gewaltiger Herr, zeigte noch einmal seine ganze Macht als deutscher Kaiser, indem er die immer anspruchsvoller auftretende Geistlichkeit dadurch demüthigte und dem Herrscherwirrwarr in der Kirche ein Ende machte, daß er die drei gleichzeitigen Päpste, Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI., absetzte und an ihre Stelle dann seinen Freund, den Bischof Luitiger von Bamberg, als Papst Clemens II. setzte, der ihn als Kaiser krönte. Nach seiner Krönung in Rom mußten ihm die Römer schwören, daß sie niemals mehr einen Papst ohne die Erlaubniß des deutschen Königs und römischen Kaisers erwählen wollten. Doch hieß es bald darauf, als dieser Papst starb, auch gleich darauf sein Nachfolger, der frühere Bischof von Brixen, den ebenfalls Heinrich III. einsetzte, die Römer hätten Beide vergiftet. Durch Heinrich III. kam das deutsche Kaiserthum auf die Höhe seiner Macht.

Heinrich III. folgte dessen Sohn Heinrich IV., ein stolzer, hin- und herschwankender, das Volk hassender Jüngling von 16 Jahren, der die Sachsen so drückte, daß sie sich schließlich gegen ihn erhoben und ihn in seiner Burg im Harz einschlossen. Doch entkam er bei Nacht. Er wandte sich aber jetzt nach Worms, wo ihm einige Fürsten Hülfe leisteten, so daß er bald darauf in der Schlacht bei Langensalza sich seinem eigenen Volke gegenüberstellen und es besiegen konnte. Mit diesem siegreichen Heere durchzog er dann das Sachsenland und verwüstete es dermaßen, daß sich die Sachsen um Hülfe an den Papst Gregor VII. wandten.

Diesem hochanstrebenden, listigen Kirchenfürsten kamen aber die Beschwerden der Sachsen gerade gelegen. Denn als er s. Z. von den Cardinälen gewählt worden war, versagte ihm der junge Kaiser Heinrich die Anerkennung, da er ihn, wie das sein Vater einst angeordnet, nicht um die Erlaubniß für seine Wahl angegangen hätte. Gregor heuchelte Unterwerfung unter den

Willen des Kaisers und erhielt somit die Bestätigung. Sobald er jedoch auf dem Stuhle saß, zeigte er sich im rechten Lichte.

Er sprach: „Die Macht des Fürsten ist von dieser Welt; die Macht der Geistlichen jedoch von Gott und Jesus Christus; sie alleine sind demnach die Stellvertreter Gottes auf Erden und auch nur ihm für ihre Handlungen verantwortlich; nicht aber dem Kaiser und den Fürsten. Den Papst kann niemand einsetzen wie der Ausschuß der Cardinäle, die der heilige Geist beleuchtet. Keine Ernennung des Papstes bedarf der Bestätigung des Fürsten."

Um seinen Worten und Ansichten Kraft zu geben, schaffte er sofort die s. g. Simonie, d. i. den Kauf und Verkauf geistlicher Aemter, ab, und führte die Investitur, d. i. die Bekleidung der Bischöfe mit Ring und Stab durch den Papst, und das Cölibat, d. i. die Ehelosigkeit der Geistlichen, ein.

Durch diese Einrichtungen gelangte der Papst zu einer ungeheuern Macht.

Papst Gregor hörte also die Klagen der Sachsen an und versprach sofortige Abhülfe. Er sandte deßhalb einen Legaten an den Kaiser, um ihn zu warnen. Als dieser aber die Warnung des Papstes unbeachtet ließ, schickte er abermals einen Legaten an ihn ab, mit dem Befehle, sich innerhalb 60 Tagen vor dem geistlichen Gerichte in Rom zu stellen.

Dieses Ansinnen des Papstes empörte den jungen Kaiser dermaßen, daß er den päpstlichen Legaten mit Schimpf und Schande aus dem Lande jagte und zugleich einen kaiserlichen Abgesandten nach Rom schickte, dem Papste dort zu melden, daß er abgesetzt sei und den Bischöfen dort zu befehlen, am Pfingstfeste vor dem Kaiser zu erscheinen. um einen neuen Papst zu wählen.

Nach Ablesung seiner Botschaft in Rom konnte sich der kaiserliche Sendbote nur mit knapper Noth vor den auf ihn eindringenden Bischöfen und Leibwächtern des Papstes retten. Der Papst selbst mußte ihm beistehen.

Burg Hohenzollern vor der letzten Erneuerung.
THE OLD HOHENZOLLERN CASTLE.

Am folgenden Tage sprach der Papst vor den versammelten Cardinälen und Bischöfen den Bann über Kaiser Heinrich IV. aus und entband alle katholischen Christen hiermit vom Eid der Treue gegen ihn.

Durch diesen Bann wurde jetzt Deutschland in zwei große Lager getheilt, in ein kaiserliches und ein päpstliches.

Noch schien der Kaiser keine Ahnung von der Wucht des Schlages, der ihn getroffen und seinen Folgen, zu haben. Er ging wohlgemuth nach Utrecht, um dort bei einem lebenslustigen Bischof fröhlich das Pfingstfest zu verbringen.

Dieser Bischof aber machte sich in seiner Pfingstpredigt über den Bann des Papstes lustig, verfiel jedoch wenige Stunden nach dieser Predigt in eine schwere, hitzige Krankheit und starb.

Das versetzte ganz Deutschland in Angst. Die Zahl der Feinde des Kaisers wuchs von Tag zu Tag; zuletzt beschlossen die deutschen Fürsten in Tribur am Rhein, trotz seiner Bitten, ihm noch ein Jahr Frist zu gewähren; könne er sich dann vom päpstlichen Banne loslösen, wolle man wieder mit ihm unterhandeln, könne er es aber nicht, dann würden sie Rudolph den Schwaben zum König erwählen.

Als Heinrich sah, daß er von Allen verlassen sei, beschloß er das Aeußerste zu wagen und den Papst um Gnade zu bitten; er wollte selbst zu ihm eilen und sich vor ihm demüthigen. Aber da es an Geld fehlte, um Standes gemäß reisen zu können, zog er einige Tage vor Weihnachten alleine, nur von seiner treuen Gemahlin und seinem kleinen Söhnchen begleitet, von Speyer ab, um mitten im Winter mit diesen über die Alpen zu ziehen.

Nach unbeschreiblichen Gefahren und Mühsalen kam er endlich mit Weib und Kind auf der andern Seite des Gebirges an. Die Lombarden flogen ihm entgegen und versprachen ihm, ihn gegen den Papst mit einem Heer behülflich sein zu wollen; allein er blieb bei seinem Entschlusse als Büßender vor dem Papst zu erscheinen.

Dieser hatte sich aus Furcht vor ihm in das Bergschloß Canossa geflüchtet; als er aber vernahm, wie es um den Kaiser

stand, umhüllte er sich plötzlich wieder mit seinem ganzen Stolze und nahm sich vor, den Kaiser und König die ganze entsetzliche Wucht der Demüthigung fühlen zu lassen.

Kaiser Heinrich ging nach Canossa und dort ließ ihn der Papst mitten im Winter, mit entblößtem Haupte und barfuß, in wollenem Hemde im Schloßhofe drei volle Tage und Nächte harren, ohne daß ihm Speise und Trank gereicht werden durfte, bis zuletzt die Freundin des Papstes, die Markgräfin Mathilde von Toscana, durch das Weinen und Wimmern Heinrichs so gerührt wurde, daß sie beim Papste Fürbitte für ihn einlegte.

Endlich am vierten Tage ließ ihn der Papst vor sich und sprach ihn vom Banne unter der Bedingung frei, daß er ruhig nach Deutschland zurückkehren und der königlichen Würde sich so lange entschlagen wolle, bis er vom Reichstage wieder neu in dieselbe eingesetzt sein würde.

Eine solche päpstliche Gnade hatte Heinrich nicht erwartet und zornig verließ er Canossa.

Heinrichs unwürdige Behandlung in Canossa hatte ihm aber bald viele deutsche Herzen, die darüber empört waren, wieder zugeführt. Besonders öffneten ihm viele deutsche Städte die Thore. Er sammelte ein Heer, um es gegen seinen Feind Rudolph von Schwaben zu führen, den die deutschen Fürsten gegen ihn als König erwählt hatten.

Und er schlug ihn bei Merseburg, woselbst auch Rudolph selbst von Gottfried von Bouillon erschlagen wurde.

Der Tod Rudolph's kam Heinrich sehr gelegen, denn durch ihn gewann er immer noch mehr deutsches Volk für sich, so daß er endlich mit einem gewaltigen Heere nach Rom, gegen seinen Erzfeind, Gregor VII., ziehen konnte.

Er nahm Rom ein, doch entkam ihm der Papst. Darauf setzte er Clemens III. als Papst ein.

Papst Gregor VII. starb in der Verbannung.

Heinrich IV. aber blieb auch selbst bis zu seinem Tode unglücklich, da sich seine beiden Söhne später gegen ihn empörten.

Sein ältester Sohn Konrad starb; sein zweiter, Heinrich, ließ ihn aber bei Mainz gefangen nehmen und ihn im Schloße Ingelheim festhalten, doch entkam er bald aus demselben und starb im Jahre 1106 in Lüttich.

Schon ungefähr 12 Jahre vor dem Tode Heinrich IV. war ein armer Mönch, Peter von Amiens, der als Wallfahrer von Jerusalem zurückgekehrt war, auf einem Esel reitend durch ganz Deutschland gezogen und hatte dort überall mit begeisterten Worten das entsetzliche Elend und die vielen Qualen geschildert, die die frommen Pilger gezwungen waren, im heiligen Lande von den Türken auszuhalten.

Seine lebhaften Schilderungen, sowie sein zündender Ausspruch: daß es überhaupt der ganzen Christenheit zur ewigen Schande gereiche, daß die Stätte, auf der sich das heilige Grab Jesu Christi befände, in den Händen von ungläubigen Türken sei, riß Tausende aus der Menge mit fort, die gesonnen waren durch Waffengewalt Jerusalem dem Halbmonde zu entreißen. Sie nähten sich ein rothes, wollenes Kreuz auf die Brust und schlossen sich dem Haufen, den Peter von Amiens und ein gewisser Walter, den sie Ritter von Habenichts nannten, nach sich zogen, an—und so entstand der erste Kreuzzug.

Das fanatische Gesindel wollte jedoch mit seinen glaubensfreudigen Thaten nicht erst warten, bis es die Grenzen des heiligen Landes überschritten, sondern gleich seinen frommen Sinn bekunden. Es fing deßhalb schon in Frankreich und Deutschland an, das Volk, das den Heiland gekreuzigt, die Juden, zu martern, zu berauben und zu ermorden. Dafür sollte der erbärmliche Haufen jedoch bald büßen, denn als er nach Ungarn und Bulgarien kam, wurde er dort vom Volke fast bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Bald aber sollte diesem Haufen ein regelrechtes Heer von beinahe 100,000 geharnischten Rittern und 300,000 Fußkämpfern, unter der Anführung von Gottfried von Bouillon, als Kreuzfahrer, folgen, das sich größtentheils in Frankreich, in Lothringen und im westlichen Deutschland zusammengefunden hatte.

Nach unbeschreiblichen Gefahren und vielem Elende, wie Seuchen und Hungersnoth, kamen von dem ganzen Heere nur etwa 21,000 Mann vor die Thore Jerusalems. Gottfried von Bouillon mitten unter ihnen als Führer. Und wirklich eroberten sie durch ihre große, heldenmäßige Kühnheit und Tapferkeit Jerusalem am 15. Juni 1099.

Diese großen Kämpfe sind im 16. Jahrhundert von dem berühmten italienischen Dichter Torquato Tasso in einem Epos herrlich besungen worden.

Während der späteren Kreuzzüge zogen viele deutschen Ritter und Knappen mit nach dem gelobten Lande, entweder aus Frömmigkeit, aus Liebe zu Abenteuern, oder weil sie zu Hause mit ihrem Schicksale nicht zufrieden waren, also ungefähr so, wie man von Draußen heutzutage nach Amerika auswandert. Doch blieb man in Jerusalem nicht hängen und kam, wenn man nicht durch die krummen Säbel der Türken gefallen war, meistens geheilt zurück.

Den beiden letzten Kaisern aus dem sächsischen Hause, Heinrich V. und Lothar II., folgten nun die Hohenstaufen.

Als die Hohenstaufen, deren Stammsitz heute noch durch einen kleinen Mauerrest auf einem Berge bei der Stadt Göppingen im Königreiche Würtemberg angedeutet wird, mit Konrad III. die deutsche Kaiserkrone übernahmen, hatte die alte Gauverfassung in dem deutschen Reiche aufgehört und die Länder wurden jetzt von erblichen Fürsten beherrscht. Das Volk wurde in Stände eingetheilt. Die Geistlichkeit trat als Gegner des Staates auf und mischte sich immer mehr in die inneren Angelegenheiten Deutschlands. Aber auch zwischen der Geistlichkeit traten Meinungsverschiedenheiten ein, da viele Klöster nicht von ihren nächsten Bischöfen, sondern nur vom Papste abhängig sein wollten. Das kernfeste und geistesgesunde deutsche Bürgerthum in den Städten war alleine der Schutz und Schirm aller persönlichen Freiheit.

Das Papstthum arbeitete darauf hin, daß die Deutschen vor allen Dingen römisch-katholische Christen und mit ihren Fürsten Vasallen der Kirche sein sollten.

Die Hohenstaufen aber dachten anders und mit ihnen richtete sich der Geist des deutschen Volkes hoch auf gegen solches Ansinnen. —

Eine der schönsten Episoden in der Geschichte des deutschen Volkes knüpft sich an den Kampf Konrad III. mit Heinrich dem Löwen, Herzog von Baiern, und mit dessen Freund und Oheim, dem Herzog Welf.

Es war damals zwischen diesen Fürsten bei dem Städtchen Weinsberg in Würtemberg zur Schlacht gekommen, in welcher dann zum erstenmal das später geschichtlich so berühmt gewordene, durch Jahrhunderte weiter forttönende Feldgeschrei der beiden Parteien, der Welfen und Hohenstaufen: „Hier Welf!" „Hier Waiblingen!" erschallen sollte; denn die Welfen schlugen sich später auf die Seite des Papstthums und bekämpften fort und fort die Hohenstaufen.

Die Welfen wurden in der Schlacht geschlagen. Nur noch ein kleiner Haufen derselben hielt sich hinter den Mauern Weinsbergs und wollte sich nicht ergeben. Da gerieth der Kaiser Konrad darob in großen Zorn und beschloß die härteste Rache an der Besatzung zu nehmen. Nur die Weiber und Kinder sollten freien Abzug haben, den Männern aber schwur er Tod und Verderben, der Stadt Plünderung zu.

Die Uebergabe des Städtchens sollte endlich vor sich gehen, denn der Hunger hatte dort Einzug gehalten. Doch die Weiber der Besatzung nahten sich jetzt flehend und bittend dem Kaiser und suchten seinen harten Entschluß zu ändern. Da endlich rief er: „Nun denn in Gottes Namen; ihr zieht ab und jeder von euch erlaube ich so viel mitzunehmen, als sie auf ihrem Rücken fortschleppen kann, mehr aber nicht und dabei bleibt's!"

Wer aber beschreibt des Kaisers und seiner Mannen Erstaunen, als am nächsten Morgen, an dem der Abzug der Weiber und Kinder geschehen sollte, die Weiber — mit ihren Männern auf dem Rücken aus dem Thore der Stadt zogen?

Der Kaiser freute sich jetzt doch über die List und Treue der Weiber zu Weinsberg und ließ sie ruhig abziehen.

Der zweite Kaiser der Hohenstaufen, Friedrich I., der vom Jahre 1152—1190 regierte, war das getreue Musterbild und die edelste Verkörperung ächter deutscher Kraft und deutschen Geistes. Sein Körper glich dem eines Hünen; sein Auge war feurig und durchdringend; seine Gesichtszüge waren angenehm einnehmend. Sein goldgelbes Haupthaar ging beim Bart in's Röthliche über und er wurde daher von den Italienern Friedrich Barbarossa genannt.

Seine Thronbesteigung geschah zur allgemeinen Befriedigung aller deutschen Fürsten, sowie unter den günstigsten und friedlichsten Aussichten für ihn selbst. Und doch gestalteten sich die politischen Angelegenheiten in seinem ausgedehnten Reiche sehr bald so, daß er bis zu seinem Lebensende sich der Ruhe nicht erfreuen und sein Schwert nicht in der Scheide rosten konnte.

Er hielt es nämlich für die Hauptaufgabe seines Lebens, die Würde des deutschen Kaiserreiches dem stolzen Papstthume gegenüber aufrecht zu erhalten. In Folge dessen mußte er mit seinem gewaltigen Heere während seiner Regierung fünf Mal nach Italien ziehen, um dort den Wühlereien und Hetzereien des Papstes Hadrian IV. erfolgreich entgegen treten zu können. Er mußte unter andern Städten besonders die Stadt Mailand zwei volle Jahre lang belagern, bis sie sich ihm schließlich, durch Hunger gezwungen übergeben mußte. Zur Strafe machte er sie dann dem Erdboden gleich.

In Deutschland war es hauptsächlich der Welfe, Heinrich der Löwe, auf dessen Anhänglichkeit er zwar hätte rechnen dürfen, da er ihm seine Herzogthümer wieder zurückgegeben, der sich ihm feindlich entgegenstellte, doch zwang er ihn schließlich zum Abzuge nach England. Bald war er dann in Dänemark, bald in Polen, Ungarn und Böhmen beschäftigt; überall mußte er bewaffnet hinziehen, um dem Kaiserthrone die gehörige Achtung zu verschaffen.

Nach allen diesen fürchterlichen Kämpfen erregte dann auch die Nachricht, daß Saladin, der Sultan von Aegypten, im Jahre 1187 das von ihm hart belagerte Jerusalem für den Halbmond

zurückerobert habe, nachdem es 88 Jahre in den Händen der Christen gewesen war, in Deutschland eine fürchterliche Bestürzung. Saladin ließ das goldene Kreuz von der Kirche des heiligen Grabes herabstürzen und die Flagge des Halbmonds wehte wieder wie früher über den Zinnen von Jerusalem. Der Papst starb vor Bekümmerniß und sein Nachfolger forderte alle christlichen Fürsten und Völker auf, die heilige Stadt den Ungläubigen wieder zu entreißen.

Da versammelten sich zum Abzug in's gelobte Land im Frühjahr 1189 die aus allen Gegenden Deutschlands aufgerufenen Kreuzfahrer in Regensburg unter Kaiser Barbarossa, (der das Reich während seiner Abwesenheit unter der Obhut seines Sohnes ließ, dem späteren Kaiser Heinrich VI.).

Im griechischen Reiche wurde das deutsche Heer der Kreuzfahrer von dem Kaiser Isaak förmlich mit Hohn empfangen; ja dieser hochfahrende Herrscher, der sich „der Heilige" nennen ließ, verlangte von dem deutschen Kaiser Friedrich sogar Huldigung. Als dieser sich dessen weigerte, setzten die Griechen dem deutschen Heere die größten Schwierigkeiten in den Weg, so daß sich bei demselben bald Hungersnoth einstellte. Doch ließen die Deutschen den Muth nicht sinken, (wie dieses so schön in Uhland's Gedicht: „Schwabenstreiche" gezeigt wird) und hieben sich muthig durch die sie umschwirrenden türkischen Reiter.

Das Heer der Deutschen war auf 10,000 Streiter zusammengeschmolzen, als ihm plötzlich ein Heer von 300,000 Ungläubigen entgegentrat. Muthig stürzten sich die Deutschen in den Kampf, doch wurden sie bis auf Wenige zusammengehauen.

Mit knapper Noth gelang dem Kaiser Barbarossa die Flucht, doch als er mit wenigen Getreuen an dem Fluß Saleph angelangt, sich auf seinem Streitroß in denselben warf, um ihn zu durchschwimmen, verschlangen Roß und Reiter die Wellen. Als Leiche wurde er von einigen Rittern, die ihn retten wollten, an's Ufer gebracht. Die Bestürzung im Heere war ungeheuer. Ein jeder Streiter glaubte einen Vater verloren zu haben. Auch sein Sohn erlag einer Seuche im fremden Lande.

Das deutsche Volk aber glaubte lange, lange Jahre nicht an den Tod seines geliebten Kaisers, des gefürchteten Schirmherrn des Reiches.

Die Volkssage versetzte ihn nach Thüringen in die Burg Kyffhausen. Dort sitzt er (singt sie) in einem unterirdischen Saale, an einem marmonen Tische und schlummert. Sein Bart ist ihm durch den Tisch gewachsen. Alle hundert Jahre erwacht er und frägt, ob die Raben noch um den Berg herum flögen und krächzen? Und wird ihm dann gemeldet: noch fliegen sie um den Berg und kein Adler hat sie hinweggetrieben, dann spricht er: So muß ich dann noch hundert Jahre schlummern, bis ich mich meinem Volke wieder zeigen kann.

Unter Kaiser Barbarossa begann das Ritterthum seine Blüthe zu entfalten und dem öffentlichen Leben einen vorher nie gesehenen Glanz und Reiz zu verleihen.

Die Dichtkunst unter den Minnesängern hob das ganze deutsche Volk empor. Auch fand die Wissenschaft an Kaiser Friedrich einen eifrigen Pfleger und Verehrer.

Noch vier deutsche Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen folgten ihm. Kaiser Konrad IV., der 16jährige, war der letzte von ihnen. Konradin, wie ihn die Italiener nannten, hatte jedoch das traurigste Loos aller vorhergehenden deutschen Kaiser, denn er starb am 29. October 1268 auf Befehl des Franzosen Karl von Anjou in Neapel mit seinem jungen Freunde, Friedrich von Oesterreich, auf dem Schaffot. Er war nach Italien gezogen, um einen Streit zwischen den Welfen und Waiblinger, oder wie die Italiener sagten: Zwischen den Guelfen und Ghibellinen, zu schlichten, war aber nach der entscheidenden Schlacht von einem Italiener erkannt und an den Franzosen Anjou ausgeliefert worden.

Unter der Herrschaft der letzten von den Hohenstaufen war indessen die allgemeine Volksfreiheit eine sehr beschränkte geworden. Besonders war es der Bauernstand im deutschen Reiche, der von Fürsten, Rittern, Kirchen und Klöstern fast bis auf's Blut ausgesogen wurde. Freie Bauern gab es fast keine mehr; sie waren

Im Burggarten zu Nürnberg (1200).
A HOHENZOLLERN FAMILY IN 1200.

meist entweder Leibeigene oder Lehnsleute, die von den ersteren dann mehr oder wenig abhängig waren.

Dagegen gewannen zu jener Zeit die Städte im Reich mehr an Macht und Bedeutung und die Bürger der freien Reichsstädte verwalteten und besorgten ihre öffentlichen Angelegenheiten selbst, ohne daß sie Jemand anderem darüber Rechenschaft schuldig gewesen wären, wie dem deutschen König und Kaiser. Zwar gab es in den Städten auch verschiedene Stände: Dienstleute, Bürger und vornehme Geschlechter (Patricier), allein die ersteren schlossen sich zur kräftigeren Herabstimmung der Ansprüche der Patricier enger aneinander an und gründeten um die Mitte des 12ten Jahrhunderts — die Zünfte.

Dadurch wurden auch die hohen Wünsche des Adels etwas beschränkter. Doch dünkte sich derselbe dem Bürger gegenüber immer noch sehr weit über. Ja ein ächter deutscher Freiherr stellte sich stets dem Könige und Kaiser gleich.

Uebrigens verdankte der Ackerbau den Klöstern viele Fortschritte. Große, wüste Landstrecken wurden damals durch die Mönche der Klöster urbar gemacht und die besten Getreidearten durch sie gezogen. Man schenkte damals den Geistlichen, wie heute hier in Amerika den Eisenbahnen, Land, um es urbar und werthvoll zu machen. Der Wein- und Obstbau gedieh ganz besonders, denn ohne einen wohlgefüllten Keller und Speicher wäre das Klosterleben doch gar zu eintönig gewesen.

Viehzucht wurde weniger betrieben; da erstens noch Wildbret in Masse da war, und zweitens auch Fleisch der vielen katholischen Fasttage wegen wenig gegessen werden durfte. Die Bienenzucht blühte vornehmlich, da es zu jenen Zeiten noch keinen Zucker gab und in den Kirchen die Wachskerzen zu Tausenden verbrannt wurden.

In den Städten blühten die Gewerbe, die Kunst und der Handel.

Zu den Messen einzelner Städte, z. B. nach Frankfurt, Mainz, Köln, Nürnberg, Augsburg ꝛc., zogen die Kaufleute fremder Länder und setzten ihre Waaren dort ab. Die Städte

der Hansa, Frankfurt, Rostock, Wismar, Lübeck, Stettin 2c., fingen an ihren Handel nach allen Weltgegenden hin auszubreiten und ihre Bürger ernteten nicht allein ungeheuere Reichthümer, sondern fanden durch den Hansa-Bund auch Schutz. —

Das Herrlichste und Schönste aus jener Zeit sieht man indessen auch noch heute, besonders in Süd- und Mitteldeutschland, am Rhein und an anderen Flüssen weit hinausragen in die Lüfte. Es sind die herrlichen Dome und Kirchen mit ihrem unvergleichlich schönen, reinen und erhabenen Baustyl.

So wurde z. B. am 15. August 1248 durch die Zunft der „freien Maurer," die in Köln, Straßburg, Wien und Zürich eine „Bauhütte" gegründet hatten, in ersterer Stadt der Grundstein zum Dome gelegt, dessen Thurm erst vor einigen Jahren, als die Einheit Deutschlands unter Kaiser Wilhelm und Bismarck gelungen war, vollendet wurde.

Auch die Dichtkunst hob sich und um das Jahr 1200 war es, als sich die in der Zwischenzeit halbvergessenen Stoffe der Heldensagen wieder Geltung verschafften und in Aufnahme kamen. Die uns bekannten Lieder der Nibelungen und der Gudrun entstanden. Lyriker und Epiker ersten Ranges, wie Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Walter von der Vogelweide fingen an zu singen und zu wirken.

Das Lied der Nibelungen und Wolfram von Eschenbach's herrliches Gedicht vom heiligen Gral und den Rittern von der Tafelrunde sind heilige Schätze und duftende Blüthen der deutschen Dichtkunst, die, wie Wilhelm Scherer sagt, nur alle sechs hundert Jahre dem deutschen Volke und der Welt im Allgemeinen beschcert werden, wie es im vorigen Jahrhundert durch Göthe, Schiller, Lessing u. s. w., bewiesen ward.

Der heilige Gral war eine Schale aus einem einzigen Edelsteine herausgeschliffen, in die das, aus der Seitenwunde Christi am Kreuze rinnende Blut sich dereinst ergossen haben soll. Wer den Gral erschaut, starb nicht und wer ihm diente, mußte ein

makelloser, frommer, tugendhafter Ritter sein; er blieb dann auch für immer von aller Todsünde frei.

Durch solche erhabene, dichterische Ergüsse und Legenden wurde zu jener Zeit denn auch hauptsächlich das Ritterwesen gehoben und förmlich idealisirt. In Gottesfurcht und im Dienste edler Frauen durch gewaltige Tapferkeit sich glänzend hervorzuthun, war des deutschen Ritters höchstes Ziel.

Unter großen Feierlichkeiten wurde jeder Edelknabe, nachdem er als Edelknappe gedient, zum Ritter geschlagen und ihm vom Fürsten dabei der Eid abgenommen, daß er sein Schwert nur für eine edle Sache ziehen wolle.

Zu den beliebtesten Volksspielen jener Zeit gehörten die Kampfspiele der Ritter, die Turniere. Wie einst die Reichen und die Kaiser der Römer dem verthierten Volke Roms zur Belustigung blutige Gladiatorenkämpfe, Thiergefechte, Rennen und Seegefechte im Circus gaben, bei denen oft an einem einzigen Tage Tausende von armen Gefangenen und Sklaven hingeschlachtet wurden, so gaben auch damals oft Fürsten und Grafen — Turniere, bei welchen sich Ritter im ehrlichen Scheinzweikampfe maßen, oder sich mit Lanzen aus dem Sattel hoben. Höchst selten gab es aber dabei Wunden oder Todesfälle. Der Sieger erhielt von der edeln Dame, der er diente, den Preis. Auch gingen einzelne Ritter im Drange nach edler Thatkraft auf Abenteuer aus und suchten Verderben bringendes Gethier oder gefährliche Räuber im Kampfe zu erlegen.

Mit der Zeit entstanden so die geistlichen Ritterorden: wie der deutsche Ritterorden und der Orden der Schwertbrüder zur Bekämpfung der Heiden. Sie sind für die Geschichte des deutschen Volkes von hoher Wichtigkeit, denn ihre Werke haben die meisten andern Schöpfungen des Ritterwesens überlebt.

Man blickte nämlich jetzt nicht mehr, wie früher, weit in die Ferne, nach Jerusalem, um dort im Reiche der Ungläubigen religiöse Eroberungen zu machen, sondern schaute sich mehr in seiner Nähe, im eigenen Vaterlande um.

Durch den Untergang der Hohenstaufen war fast ganz Burgund, das sich an Frankreich angeschlossen hatte, dem deutschen Reiche verloren gegangen. Auch Neapel und Sicilien hatten sich von ihm losgerissen, sowie es die Lombardei auch nur noch zum Scheine beherrschte. Dagegen vergrößerte sich sein Gebiet jetzt wesentlich im Nord-Osten durch die Einverleibung — Preußens.

Nachdem der oben erwähnte Ritter-Orden der Schwertbrüder die Bewohner von Livland, Kurland und Esthland durch Waffengewalt zum Christenthum bekehrt hatte, widerstanden, wie einst die Sachsen Kaiser Karl dem Großen, nur noch die Preußen, ein Volk lithauischen Stammes durch unbeugsamen Trotz den vielen Versuchen ebensowohl eines polnischen Ordens, den „Rittern Christi," sowie auch denen der „Schwertbrüder."

Es war ein wildes, unabhängiges Volk, diese Preußen, die, geführt von Häuptlingen und Priestern (die Waidelotten), nur von der Jagd und dem Ackerbau lebten und sich durch gelegentliche verheerende Einfälle bei den Bewohnern von Polen furchtbar machten.

Trotz des deutschen Erbfehlers, der Uneinigkeit, in der die elf Stämme dieses Preußen-Volkes stets gelebt hatten, währte es dennoch viele Jahre, bis es endlich besiegt und dem Christenthume zugänglich gemacht werden konnte. Und dieses geschah wirklich nicht so sehr durch die handgreiflichen Anstrengungen des ersten preußischen Bischofs Christian, der die deutschen Ordensbrüder zur Bekehrung der Preußen aus dem gelobten Lande herbeigerufen hatte, wie hauptsächlich durch deutsches Bürgerthum, das durch den Verkehr mit jenen im Handel ihnen auch Gesittung zubrachte.

Vorzugsweise durch Ansiedler aus Sachsen und den Niederlanden wurde das Preußen-Volk bald in Sitten, Glauben und Sprache den übrigen Deutschen gleich. Zwischen den Jahren 1232—1255 entstanden Städte dort, wie Thorn, Kulm, Elbing und Königsberg; doch wurden die eigentlichen Preußen leider bald Unfreie, die unter Ordensvögten standen, die ihnen

Die Schlacht bei Doffingen.

BATTLE NEAR DOFFINGEN.

die Herrscher des deutschen Ritterordens, deren Sitz im stattlichen Schloß Marienburg war, vorgesetzt hatten. Nur die Edelleute, die Witinge, blieben frei, im übrigen aber stand bald das ganze Land unter der Herrschaft des Ordens, der sich durch Zuzug anderer Deutschen in seinen Besitzungen zu stärken suchte.

Schließlich muß zu den Zuständen im deutschen Reiche, wie sie beim Untergange der Hohenstaufen vorgefunden wurden, hier noch das hinzugefügt werden, daß das deutsche Vaterland damals aus tausend, — sage und schreibe — tausend reichsunmittelbaren Gebieten zusammengesetzt war, die alle unabhängig von einander, von Fürsten, Grafen, Rittern, Klöstern und Städten beherrscht wurden. Jedes derselben hatte sein Wappen und seine Farben. Die Gewalt des Königs war deshalb auch nur noch eine scheinbare.

Zwischen diesen allen, besonders zwischen den mächtigeren unter ihnen, den Häusern der Wittelsbacher, Welfen, Wettiner, der Zollern, Markgrafen von Baden, der schwäbischen Grafengeschlechter, der Habsburger, der Limburger und Lothringer bestanden fast ewige Fehden wegen dieses oder jenes Grundbesitzes, oder dieser und jener Privilegien, so daß das Volk sehr oft nicht wußte, zu welcher Herrschaft es gehörte, und es erst wieder bei der Eintreibung des Zehnten oder des Zinses gewahr wurde.

Diese Streitigkeiten gewannen immer mehr an Umfang, denn seit der Hinrichtung Konradin's fehlte es dem deutschen Reiche an einem Oberhaupte, an einem Kaiser und Könige, der mit kräftiger Hand da Halt geboten hätte.

Es herrschte also damals in Deutschland zur größten Freude aller Fürsten und Ritter die schönste Anarchie des Interregnums (der herrenlosen Zeit), bis endlich im Jahre 1273 die Zeit erschienen war, von der Schiller in seinem Gedichte sagt:

„Geendigt nach langem, vergeblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden,"

denn am 29. September 1273 wurde endlich nach vielem Harren

und Hoffen und ebenso nach vielem vergeblichem Bemühen Ottokar's von Böhmen und Mähren, Rudolph von Habsburg in Frankfurt am Main zum deutschen König und Kaiser erwählt.

Der Hauptbeförderer für die Erhebung Rudolph's zum Throne war Papst Gregor X., der in dem blutdürstigen Carl von Anjou, (dem unrechtmäßiger Weise von dessen Vorgänger, Papst Clemens IV. die Krone Unter-Italiens geschenkt worden war), und in dem mächtigen Ottokar gefährliche Feinde des päpstlichen Stuhles erblickte. Jener war ihm als Nachbar, dieser als zukünftiger Kaiser gefährlich, und so hoffte er durch die Wahl des glaubensstarken und frommen Rudolph sich beide vom Halse schaffen zu können.

Gregor X. ermahnte daher die deutschen Kurfürsten, zur Wahl eines Königs zu schreiten und drohte ihnen sogar im Falle der Weigerung, dem Reiche selbst ein Oberhaupt geben zu wollen, worauf dann endlich der Erzbischof von Mainz die Wahl ernstlich in's Werk setzte.

Alle deutschen Fürsten waren natürlich, wie fast immer, der Ansicht unter sich, daß man nur einen ziemlich machtlosen Mann auf den deutschen Königs-Thron setzen dürfte; denn sie fürchteten mit Recht, daß ein Mächtiger ihre seither ausgeführten Willkürlichkeiten eingehend prüfen und dann rügen würde. Sie fielen daher auf den vom Papste im Geheimen da und dort vorgeschlagenen Rudolph von Habsburg, der in der Schweiz und am Ober-Rheine nicht sehr begütert war, jedoch von einem uralten adeligen Geschlechte abstammte. Auch war er klug, unerschrocken, tüchtig im Rathe und im Felde und von reinen Sitten. Aber seine eigenen und seines Hauses Vortheile wußte er dafür überall wohl zu wahren. Dabei fiel auch noch der günstige Umstand für viele deutschen Fürsten, die noch „ledig" waren, schwer in die Wagschale, daß Rudolph mehrere schöne Töchter hatte, die heirathsfähig waren. Ja Rudolph's Schwager, der schlaue Friedrich III. von Zollern, der Burggraf von Nürnberg, versprach dem und jenem der Fürsten schon eine davon als Braut im

Voraus. — Das zog. — Diese Wahl vollzogen zum erstenmal die Kurfürsten (die Wahlfürsten) allein.

Nachdem nun Rudolph in Frankfurt gewählt und in Aachen später gekrönt worden war, bei welcher Gelegenheit er statt des Scepters, das bei den vielen Hin- und Herfahrten der Reichsinsignien verloren gegangen war, ein Kruzifix ergriffen und ausgerufen hatte: „In diesem Zeichen ist die ganze Welt erlöst worden, das ist das beste Scepter!" Darüber herrschte bei allem Volke in Deutschland, sowie bei allen weltlichen und geistlichen Fürsten große Freude. Nur Ottokar von Böhmen wollte ihn nicht anerkennen und rief aus, „daß er keinen über sich dulden werde, der unter seinen Fahnen gegen die Heiden in Preußen gekämpft habe!" Dabei versuchte Ottokar sogar in Böhmen ein den Deutschen feindliches, mächtiges Slavenreich aufzurichten, verstieß seine Gemahlin, eine österreichische Prinzessin, und nahm eine Polin zur Frau. —

Da ließ Rudolph in einer Versammlung von hohen Geistlichen in Nürnberg durch haarspaltende Rechtsgründe die meisten Länder Ottokar's für falsch erworbene Lehen und ihn selbst in die Reichsacht erklären. Dennoch schickte er zum Scheine seinen Schwager, den Burggrafen von Nürnberg, an ihn ab und ließ ihn zur gütlichen Unterwerfung auffordern.

Als Ottokar sich dessen weigerte, zog Rudolph mit einer Streitmacht aus und besetzte Oesterreich.

Darüber erschrak Ottokar dermaßen, daß er sich unterwarf. Doch mit Groll im Herzen verließ er den Kaiser. Als er bald darauf, aufgestachelt durch seine stolze polnische Gemahlin, sich abermals empörte, zog ihm Rudolph mit einem Heere entgegen und schlug ihn bei Wien. Ottokar selbst wurde in dieser Schlacht getödtet.

Rudolph überließ großmüthig dem Sohne Ottokar's Böhmen; die österreichischen Länder aber gab er mit Bewilligung der Kurfürsten seinem Sohne Albrecht.

Nach Italien ging Rudolph nicht, um dort von dem alten Rechte der römischen Huldigung Gebrauch zu machen, denn er

sagte: „Italien ist des Löwen Höhle; viele Fußtritte führen hinein, aber keiner wieder heraus." Er verachtete als Kaiser allen Prunk und eiteln Schimmer. Im Felde lebte er nicht besser wie seine Soldaten, ja man sah ihn sogar auf dem Marsche oft vom Pferde steigen, sich auf dem Felde eine Rübe ausrupfen und sie verspeisen. Gekleidet ging er stets wie ein schlichter und gerechter Knappe, so daß ihm Niemand den Kaiser ansehen konnte.

Einst, da er sein Hoflager in der Nähe der Stadt Mainz aufgeschlagen hatte, kam er in einem gewöhnlichen, schlechten Anzuge zur Stadt. Es war ein kalter Morgen und ihm froren die Hände, daher freute er sich sehr, als eben glühende Kohlen aus einem Backofen geworfen wurden und er trat hinzu, um sich daran zu erwärmen. Aber die Bäckerin war ein böses, keifendes Weib und rief: „Marsch, pack' Dich, Du schäbiger Hund und geh' zu Deinem Bettelkönig, der das Land aussaugt!" Rudolph blieb verwundert stehen. Jetzt drohte die Frau ihm sogar einen Kübel mit Wasser gefüllt über den Kopf gießen zu wollen. Da aber Rudolph das erst recht nicht erwartete, blieb er noch stehen. Da eilte die Bäckerin schnell zum Kübel, hob ihn auf und übergoß mit dem Wasser den König, ehe er sich dessen versah. Er aber eilte lachend davon und erzählte Mittags an der königlichen Tafel den bei ihm speisenden Fürsten und Herren, auf welche Art er am Morgen zu einem unfreiwilligen Bade gekommen sei.

Nachdem Rudolph sein Ansehen als deutscher König nach Außen befestigt und dabei auch stets jede Gelegenheit wahrgenommen hatte, die Macht seines Hauses zu vergrößern, indem er seine beiden Söhne reichlich mit Lehen bedachte, so seinen Sohn Albrecht mit Oesterreich, den anderen Sohn Rudolph mit der Verwaltung der habsburgischen Herrschaften und Vogteien in Schwaben und der Schweiz, lenkte er auch seine Aufmerksamkeit auf die innern Angelegenheiten des Reichs.

Aber auch hier hatte er stets seinen Vortheil im Auge. Die Vögte, die er überall eingesetzt hatte zur Verwaltung seiner Privatgüter, waren meistens seine Verwandten und Freunde.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
FREDERICK WILLIAM, THE GREAT ELECTOR.

Klagen gegen sie halfen daher wenig oder gar nichts. Man gründete daher Friedens-Eidgenossenschaften, um sich selbst zu schützen.

So hatten sich auch in der Schweiz eine Menge Gemeinden, Städte und Dörfer frei erhalten, auch von den früheren Kaisern. Rudolph aber setzte sogenannte Reichsvögte über die freien Bürger in der Schweiz und versuchte so allmählich die freien Alpenbewohner zu Dienstleuten der Habsburger herabzudrücken.

Durch alle diese listigen Handlungsweisen hatte sich Rudolph zuletzt doch, trotz mancher Verdienste um's Reich, bei dem deutschen Volke sehr mißliebig gemacht.

Besonders schadete ihm auch das herrische Auftreten seines Sohnes Albrecht in Wien, der die frühere freie Reichsstadt jetzt zu seiner Residenz gemacht hatte. Durch diesen Akt verscherzte sich Albrecht hauptsächlich die Nachfolge auf den Thron.

Der Widerwille von Fürsten und Volk gegen seinen Sohn, auf den er so große Hoffnungen gesetzt, schmerzte den alten König sehr und ein tiefer Kummer darüber beschleunigte seinen Tod.

Als er fühlte, daß derselbe ihm nahe, beschlich ihn in einem Schloße zu Straßburg, als er gerade beim Schachspiele mit Freunden saß, plötzlich eine solche Angst, daß er seiner Umgebung sofort befahl, schnell aufzubrechen und ihm nach Speyer zu folgen, nur dort wolle er sterben.

Man brach auf; aber Rudolph erreichte die alte Stadt Speyer, wo er in Ruhe sterben wollte, lebendig nicht mehr. Er starb schon unterwegs in Germersheim am 15. Juli 1291 im 73. Jahre seines Alters.

Seine Leiche wurde seinem Wunsche gemäß im Dom zu Speyer beigesetzt, wo sie jedoch ungefähr 400 Jahre später von den verthierten Soldaten Ludwig's XIV. unter Melac aus der Gruft dort, mit denen anderer deutscher Kaiser, hervorgeholt und auf das Gemeinste mißhandelt wurde.

Durch Rudolph war aber nicht allein die Macht des Hauses Habsburg für kommende Jahrhunderte gegründet und festgestellt

worden, sondern auch der gewaltige, bestimmende Einfluß der Kurfürsten für die zukünftigen Angelegenheiten des deutschen Reiches. —

Den Bemühungen Albrecht's zum Trotze wählten nun die Kurfürsten den Grafen Adolph von Nassau zum deutschen Könige. Da sie jedoch bald bemerkten, wie der willensstarke Graf im Interesse der Bürger anfing zu regieren, bereuten sie, ihn auf den Thron gehoben zu haben und hetzten jetzt Albrecht gegen ihn.

Es kam darauf im Jahre 1298 in der Nähe des Städtchens Göllheim bei Worms zwischen Adolph von Nassau und Albrecht von Habsburg zum Treffen, in welchem Adolph geschlagen wurde und fiel.

Als aber Albrecht jetzt zu regieren anfing, zeigte sich auch bei ihm die Habsucht der Habsburger und auch bei ihm schien wie bei seinem Vater der Landerwerb die Hauptaufgabe des Regierens zu sein.

Besonders grausam und drückend herrschten seine Landvögte Beringar von Landenberg und Hermann Geßler von Bruneck in Unterwalden und Schwyz in der Schweiz. Ja Letzterer ließ in Uri eine gewaltige Feste „Zwing Uri" erbauen, durch die das Volk in der Schweiz in Furcht und Angst erhalten werden sollte.

Die Willkür und Schandthaten dieser Landvögte verschlimmerten sich von Tag zu Tag, und für die geringsten Vergehen wurde das arme Volk der Alpen zu den grausamsten und entwürdigendsten Strafen gezogen.

Da trafen drei brave und angesehene Männer, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal und Walter Fürst, denen man auch übel mitgespielt hatte, in geheimer Berathung zusammen, und sie beschlossen darin, ihre Freunde aufzufordern, sich auf dem Rütli, einer einsam gelegenen Bergwiese am Vierwaldstätter See, zu begegnen, um über das Geschick des bedrängten Vaterlandes zu berathen.

Dreiunddreißig kräftige und freiheitsliebende Männer der Schweiz kamen dort im Jahre 1307 zusammen, reichten sich die

Hände und schwuren zu Gott, mannhaft ihre Freiheit zu behaupten, dabei aber dem Hause Habsburg nichts an Land und Leuten zu beschädigen.

So schwuren diese Eidgenossen und ihren Schwur haben sie treulich gehalten.

Der Landvogt Geßler aber merkte bald den wilden Trotz des Volkes und ließ jetzt, um diesen zu brechen, in Uri eine hohe Stange aufstecken, auf deren Spitze ein Herzogshut prangte, dann befahl er dem Volke den Hut zu grüßen.

Bald sollte auch der tapfere und gute Jäger Wilhelm Tell mit seinem Söhnchen des Wegs daher kommen, aber der grüßte den Hut nicht. Deßhalb wurde er festgehalten und vor den Vogt geführt, der ihm zur Strafe befahl, von dem Haupte seines Söhnchens einen Apfel herabzuschießen. Tell wagte den Schuß und durchbohrte ihn mit seinem Pfeile gerade in der Mitte. Da er aber noch einen zweiten Pfeil zu sich gesteckt hatte, fragte ihn Geßler jetzt: „Was wolltest Du mit dem zweiten Pfeil?“ worauf ihm Tell kühn antwortete: „Damit hätte ich Euch durchbohrt, hätte ich meines Kindes Haupt getroffen, und Euch wahrlich hätte ich nicht gefehlt!“

Für dieses offene Geständniß ließ ihn der Vogt binden, um ihn als seinen Gefangenen nach Küßnacht bringen zu lassen.

Als sie aber auf dem Vierwaldstätter See dahin fuhren, erhob sich der Föhn, ein wilder Wind, und die Wellen schlugen so hoch, daß der Landvogt und Alle im Schiffe glaubten, jetzt seien sie verloren. Da Geßler jedoch wußte, daß Tell auch ein ebenso kühner und guter Schiffer wie Schütze sei, ließ er ihm die Fesseln abnehmen, damit er das Schifflein sicher an's Land bringen möge. Tell stand am Ruder und steuerte das Fahrzeug gegen das Land; als er aber an einen Felsvorsprung kam, sprang er schnell auf diesen hinüber und gab dem Fahrzeuge einen Stoß in die Wellen zurück.

Tell floh in's Gebirge. Aber auch Geßler entkam, und als dieser bald darauf durch die hohle Gasse von Küßnacht mit seinem Gefolge ritt, durchbohrte ihn dort Tell's Pfeil und die Schweiz hatte einen gestrengen Pfleger weniger. —

Wie solches Kaiser Albrecht vernahm, daß die braven Schweizer seinen Landvögten dort recht übel mitgespielt, schwor er, sich an dem elenden Hirtenvolke rächen zu wollen.

Doch auch der Hochmuth Albrecht's wurde endlich, gerade dort in der Schweiz, bitter bestraft. Als er nämlich im Jahre 1308 die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz durchzog, traf er in Baden bei Zürich mit seinem Neffen Johann von Schwaben zusammen, der von ihm auch jetzt wieder, wie er schon früher oft gethan, die Herausgabe seiner Erbgüter forderte.

Albrecht jedoch vertröstete ihn auch bei dieser Gelegenheit wieder auf spätere Zeiten; ja es gefiel ihm sogar, ihn offen zu verhöhnen. Dieser Hohn aber sollte den übermüthigen und selbstsüchtigen Habsburger theuer zu stehen kommen, denn als er am nächsten Tage nach Rheinfelden reiten wollte und auf seinem Ritt an eine Brücke über die Reuß kam, wurde er von Johann von Schwaben und seinen Freunden überfallen und erstochen.

Der Kampf des Hauses Habsburg mit der Schweiz sollte indessen noch lange kein Ende nehmen, denn Albrecht's Sohn, Leopold I., rückte im Jahre 1313 mit einem gewaltigen Heere von Rittern in die schweizer Berge ein, dieses wurde aber von dem tapfern Hirtenvolke in der Schlacht bei Morgarten durch Steinblöcke, die von den Bergen auf es herabgeschleudert wurden, zerschmettert; ebenso ein anderes Heer unter Leopold II., das durch die tapfere That Arnold's von Winkelried bei Sempach mit sammt seinem tapfern Führer, dem Herzoge selbst, durch das wüthende schweizer Volk zernichtet wurde.

Erst durch den Nachfolger der Habsburger, den König Heinrich VII., sollte den freien Gemeinden in der Schweiz ihre Reichsunmittelbarkeit bestätigt werden.

Der Nachfolger der Habsburger, der eben genannte Heinrich VII., trat, nachdem er die innern Angelegenheiten des Reiches so viel wie möglich geordnet, dann bald mit der Idee auf, die Macht des römischen Kaiserthums wieder in Italien aufzufrischen.

Dort bekriegten sich noch immer wüthend die Guelfen und

Ghibellinen, die ersteren als die alten Anhänger des Papstes, die letzteren als die des Kaiserthums.

Der Römerzug Heinrich's begann im Jahre 1310 unter dem Jubel eines großen Theiles des italienischen Volkes, das durch seinen damals lebenden großen Dichter Dante für ihn begeistert worden war.

Aber gerade seine Unparteilichkeit gegen die beiden streitenden großen Parteien machte ihm die größte Schwierigkeit für den Erfolg. Nach vielen Kämpfen zog er endlich doch in Rom ein und ließ sich dort als römischer Kaiser krönen. Er starb dann plötzlich, wie man sagt, an Gift, das ihm beim Abendmahl gegeben worden sei, im Jahre 1313, und alle hochfliegenden Pläne gingen mit seinem Tode zu Grunde.

Nachdem der Thron ein Jahr lang unbesetzt geblieben war, wurden 1314 endlich in einer uneinigen Wahl Friedrich III. von Oesterreich und Ludwig der Baier zu gleicher Zeit gewählt. Der Krieg zwischen beiden begann 1315 und wurde im Jahre 1322 in der Schlacht bei Mühldorff durch den Feldhauptmann Seifried Schweppermann dadurch entschieden, daß dieser Friedrich nebst seinem Bruder Heinrich gefangen nahm.

Dafür, daß Ludwig den Lombarden gegen den Papst und den König von Neapel zu Hülfe kam, wurde er von diesem in den Bann gethan. Und als man nun sogar damit umging, den König Philipp VI. von Frankreich zum deutschen Könige zu wählen, begab sich Ludwig in seiner Noth auf die Burg Trausnitz, wo Friedrich sein Gegenkönig aber Jugendfreund seit drei Jahren gefangen saß und suchte mit diesem persönlich zu unterhandeln. Er versöhnte sich auch vollständig mit ihm und Friedrich entsagte für seinen Theil der Königskrone. Dafür erhielt er die Freiheit. Er versprach aber auch Ludwig, daß er sich, im Falle seine Verwandten nicht mit seiner Entsagung zufrieden sein würden, wieder als sein Gefangener stellen würde.

Als diese aber wirklich nicht damit einverstanden waren, stellte

sich Friedrich auch wieder, seinem Worte getreu, bei Ludwig als Gefangener. Doch Ludwig dadurch gerührt, theilte mit ihm nicht allein Bett und Tisch, sondern trug ihm sogar die Mitregentschaft im Reiche an. Vorläufig ließ er ihn als Verwalter seines Reiches in München, da er wegen ausgebrochener Unruhen in Brandenburg dort hin eilen mußte.

Aus Brandenburg wieder zurückgekehrt, zog er jetzt gegen den Papst nach Italien, setzte diesen ab und einen andern gegen ihn ein. Darüber aber erhob sich das ganze Volk in Italien, so daß Ludwig endlich von Rom abziehen mußte.

Friedrich starb 1330. Abermals wandte sich nun Ludwig an den Papst und machte ihm Friedensvorschläge, doch dieser blieb ungebeugt bis zu seinem Tode.

Als der Papst Benedict XII. auf den Stuhl kam, wollte dieser zwar seinen Wünschen willfahren, allein da er in den Händen des Königs von Frankreich in Avignon war, blieb's auch jetzt beim Alten.

Diese ewigen Streitigkeiten mit den Päpsten um die Anerkennung des deutschen Königs als römischer Kaiser, die diesem so oft vom päpstlichen Stuhle nich gezollt wurde, als der neu erwählte König und Kaiser jenem nicht paßte, setzte jetzt doch endlich einmal die Kurfürsten gegen diese päpstlichen Anmaßungen in Harnisch. Sie erklärten deßhalb in einer Versammlung aller Kurfürsten in Rhense, daß in Zukunft die Wahl des deutschen Königs und römischen Kaisers der Bestätigung der Päpste nicht mehr bedürfe.

Diese Erklärung der deutschen Kurfürsten zu Rhense, einer Stadt am Rhein, ist später in anderen Sitzungen derselben noch zweimal wiederholt worden, und war somit das erste kühne und gerechte Wort, das offen gegen die Ausdehnung und die Anmaßungen der päpstlichen Gewalt ausgesprochen worden ist.

Ludwig führte diesen Streit zwischen dem Papst, sich selbst und den Kurfürsten noch neun volle Jahre lang fort, ohne daß er endgültig geschlichtet worden wäre, bis ihn plötzlich im Jahre 1347 der Tod dahinraffte. –

Nach dem Tode Ludwig's entstanden im Jahre 1349 nochmals Uneinigkeiten bei der Königswahl, und wieder wurden bei derselben zwei Könige erwählt. Die Partei des Papstes erwählte Karl IV., Markgrafen von Mähren; die Gegner derselben den Grafen Günther von Schwarzburg.

Als Letzterer jedoch bald darauf seine Ohnmacht gegen Karl einsah, trat er an diesen gegen Geldentschädigung seine Ansprüche an den Thron ab und starb bald darauf in Frankfurt am Main.

Karl IV. ließ sich jetzt noch einmal auf gesetzlichem Wege wählen und später in Aachen auch krönen. Aber auch er war, wie viele der früheren deutschen Könige, sobald er auf dem Throne saß, heiß bemüht, seine weltliche Macht zu vergrößern.

Im Jahre 1354 unternahm er ebenfalls einen Römerzug, ließ sich darauf zuerst in Mailand als König der Lombardei und später in Rom als römischer Kaiser krönen; verließ jedoch am Tage nach der Krönung auf Wunsch des Papstes die Stadt Rom und Italien und zog zurück nach Deutschland.

In Deutschland sah man seiner Zurückkunft nicht mit sehr großer Freude entgegen, da das ganze deutsche Volk fühlte und glaubte, daß ein Mann von slavischem Geblüte kein großes Herz für Deutschland haben könne. Man wußte auch, daß er darauf hinarbeitete, Böhmen zum Mittelpunkte eines großen Luxemburgischen Reiches zu machen, das er auf Kosten Deutschlands zu errichten gedachte.

Seine hohe Bildung und gewandte Staatsklugheit waren zwar unbestreitbar, allein sein schleichendes Wesen und seine oft bewiesene List im Landerwerb gefielen dem Volke nicht.

Im Jahre 1356 erließ er auf dem Reichstage zu Nürnberg für das deutsche Reich ein Staats-Gesetz, die berühmte „Goldene Bulle", das deßhalb so genannt wurde, weil diese Urkunde mit dem goldenen Majestätssiegel versehen war.

Es wurden in demselben feste Bestimmungen für die Königswahl getroffen; die Rechte und Pflichten der Kurfürsten festgesetzt und Verfügungen wegen des Landfriedens getroffen. Von den Ansprüchen des Kaisers auf Italien war in der Goldenen

Bulle nicht die Rede, aber auch nicht von dem Papste; vielmehr wurde jetzt angenommen, daß der deutsche König durch seine Wahl schon den Titel „römischer Kaiser" erhielt. —

Nach Prag zurückgekehrt, stiftete er dort die erste deutsche Universität, und gab sich jetzt auch die größte Mühe, in slavischen Erblanden deutsche Sitten und Gebräuche einzuführen.

Die ungemein losen Sitten und die entsetzliche Verderbtheit unter der Geistlichkeit suchte er zu bessern; allein auf diesem Felde trat seinen Bemühungen der Papst Urban V. entschieden entgegen, der ihm verbot, sich in Sachen der Geistlichkeit zu mischen.

Im Reiche mußte er bald da, bald dorthin bewaffnet ziehen, um die, das Volk schwer bedrückenden Fürsten in den Schranken zu halten und die ewigen Fehden unter ihnen zu schlichten; so in Schwaben, Baiern und Brandenburg hauptsächlich. Bei einer solchen Gelegenheit erhob er einen seiner treuen Helfer, den Burggrafen Friedrich V. von Hohenzollern, zum Fürsten.

Mit Karl IV. hörte das Kaiserthum auf, den Schwerpunkt in der Reichsregierung zu bilden. Der Kaiser theilte mit den Reichsfürsten das gleiche Streben nach Erweiterung der territorialen Gewalt. Die Reichsstände, zu denen jetzt auch die freien Städte erhoben worden waren, rissen immer mehr von den alten Hoheitsrechten der Kaiser an sich und den Mittelpunkt des politischen Lebens in Deutschland bildeten jetzt die Reichstage.

Mit dem Verfall des Kaiserthums verlor auch das Papstthum seine Hauptstütze in Deutschland; sie hatten sich gegenseitig geschwächt. Vor seinem Tode, der am 29. November 1378 erfolgte, versuchte er allen seinen Einfluß auszuüben, um seinem Sohne Wenzel die Königskrone zu sichern.

Schließlich muß hier noch erzählt werden, wie gleich zu Anfang der Regierung Karl's IV. Noth und Pein im ganzen deutschen Reiche ausbrachen. Eine alte Chronik erzählt: Am 25. Januar 1348 ging ein entsetzliches Erdbeben einem rothen Feuer-

König Friedrich Wilhelm I.
KING FREDERICK WILLIAM I.

scheine am Himmel voraus. Dann zogen schwere Wolken voll betäubenden Schwefelgeruches durch die Lüfte.

Dies waren die Vorboten der Pest oder des schwarzen Todes. Die Menschen bekamen schwarze Beulen, an denen sie am dritten Tage starben. Deßhalb hieß die Krankheit „der schwarze Tod." Sie wüthete bis zum Jahre 1349 und raffte in ganz Deutschland und in den umliegenden Ländern den dritten Theil der Menschheit schnell dahin. Es gab keine Bande der Liebe mehr. Der Gatte floh die Gattin; der Bruder den Bruder; die Eltern die Kinder. Die Gemüther wurden verwirrt, da die Menschen glaubten, die Pest sei ein Strafgericht Gottes. Viele zogen deßhalb durch's Land und geißelten sich nackt auf den Straßen oder trugen große Kreuze auf dem Rücken. Ganze Schaaren dieser „Geißler," wie man sie nannte, überfielen die Städte und Dörfer und fanden dort schnell Nachahmer.

Am furchtbarsten mußten die Juden leiden, da der Pöbel glaubte, sie hätten die Brunnen vergiftet, Christenkinder geschlachtet und heilige Hostien mit Nadeln gestochen. Man überfiel sie deßhalb und schlachtete sie zu Tausenden auf die grausamste Weise hin. Nur in einigen Städten fanden die armen, gehetzten Menschen Schutz, hauptsächlich beim Pfalzgrafen Ruprecht vom Rhein und in Regensburg. Tausende der bedauernswerthen Juden verbrannten sich selbst in Synagogen. —

Ebenso erhöhte im 14. Jahrhundert die Ohnmacht des Kaisers die Willkür der Fürsten, Grafen, Klöster und Ritter, die alle mit einer fast schrankenlosen Härte über ihre ererbten Rechte wachten. Besonders war es wieder die sittlich tief gesunkene Geistlichkeit, die in ihren Burgen, — den Klöstern, ein geheimes Leben der Schande führte und die durch ächt jesuitische Scheinlehren selbst die Richter zu Sklaven ihrer Wünsche und Pläne zu machen suchte.

Das Volk und die rechtschaffenen Adeligen fanden, daß diesen Uebelständen abgeholfen werden müsse und unter diesen Umständen erhielt deßhalb ein Institut, welches aus alter Zeit übrig geblieben war, große Bedeutung: die Vehmgerichte,

die sich damals aus Westfalen, wo sie ursprünglich einheimisch waren, über ganz Deutschland verbreiteten. Das Vehmgericht bestand aus einem Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Beisitzer, die man auch Wissende nannte. Die geheimen Worte, woran sich alle „Wissenden" erkannten, waren: „Strick, Stein, Gras, Grein." Noch ein geheimes Wort lautete: „Reinir der Frevei." Beide sind bis heute noch nicht erklärt worden, da auf das Verrathen derselben Todesstrafe stand.

Vor dieses Vehmgericht wurde nun jeder, der ein Verbrechen begangen, auf geheimnißvolle Weise geladen; kam der Vorgeladene jedoch auf eine dreimalige Einladung nicht vor die Schranken, so wurde angenommen, daß er sich selbst für schuldig bekenne und er verfiel alsdann der Acht des Vehmgerichtes, die jedem Schöppen der Vehme die Pflicht auferlegte, den so Verurtheilten vom Leben zum Tode zu bringen.

Allerdings artete nach und nach auch das Vehmgericht aus und schon im Laufe des nächsten Jahrhunderts mußten das Volk und die Fürsten Maßregeln ergreifen, um seinem Unwesen wieder zu steuern.

Nach dem Tode Karls IV. kam Wenzel, dessen ältester Sohn, durch die Bestechung einiger Kurfürsten auf den Thron. Als diese schmachvolle Thatsache ruchbar wurde, verlor Wenzel bald alle Achtung beim Volke und er wurde so der Spielball der kirchlichen und politischen Parteien.

Unter seiner Regierung entwickelten sich denn auch immer mehr die Unzufriedenheit und die Uneinigkeit zwischen den größeren und kleineren Herrschern im Reiche zur höchsten Blüthe. Ganz Süddeutschland war in einen verheerenden Krieg verwickelt. Der Städtebund in Schwaben verwüstete das Land der Baiern und diese wieder dagegen das der Schwaben.

Am Rhein wurde der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz jetzt gegen Wenzel zum Könige gewählt und in Köln gekrönt. Als dieser gestorben, schritt man dort sofort wieder zu einer andern Wahl und setzte Jodocus von Mähren auf den

Thron; während man in Trier — Sigismund, den König von Ungarn, erwählte. Es lebten also jetzt nicht weniger wie drei Könige von Deutschland zu gleicher Zeit. Wenzel lebte allerdings unbekümmert um Alles in Böhmen und ließ Reich — Reich sein. — Wenzel und Jodocus starben aber bald und nun saß endlich Sigismund allein auf dem deutschen Königsthrone. —

Sigismund war zwar ein sehr verschwenderischer Herr, dessen fortwährende Geldverlegenheiten ihn bei der Ausübung seiner Gewalt sehr hemmten, allein er hatte doch auch dabei den guten Willen, die entsetzliche Zerfahrenheit der katholischen Kirche und die Sittenlosigkeit ihrer Geistlichkeit auf bessere Bahnen zu bringen. Er schlug deßhalb dem Papste Johann XXIII. vor, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Kostnitz (Konstanz) zu berufen, auf welcher die hohe Geistlichkeit der ganzen Christenheit das Wohl und Wehe der Kirche besprechen sollte. ---

Viertes Kapitel.

Die erste Ursache zur Reformation.

Besonders war in England Johann Wyclef, ein Professor an der Universität zu Oxford, kühn gegen das Mönchthum, den Papst, den Ablaß, die Ohrenbeichte und die Lehre von der Verwandlung des Brotes in Christi Leib aufgetreten.

Die Schriften Wyclef's, der 1384 gestorben war, waren aber nach dessen Tod nach Deutschland und Böhmen gekommen, und dann besonders in Prag an der dortigen Universität von zwei Professoren, dem Hieronymus von Prag und Johannes Huß, mit vielem Interesse gelesen worden. Beide begeisterten sich für die in denselben empfohlenen Lehren und Grundsätze, und schwärmten für sie auch in den Hörsälen bei ihren Schülern. Aber dadurch zogen sie sich sofort den unversöhnlichsten Haß der

katholischen Geistlichkeit zu, welche natürlich nicht ermangelte, über die Ketzerei der beiden Männer schnell nach Rom zu berichten.

Huß predigte sogar in einer Kirche in Prag gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit und gegen den Papst. Vergeblich lud ihn der Papst wegen dieses Verbrechens vor seinen Stuhl nach Rom.

Und als endlich Papst Johann XXIII. ersah, daß seine Befehle und Drohungen bei Johannes Huß nur taube Ohren fanden, belegte er ihn im Jahre 1413 mit dem allerschärfsten Bann.

In Folge dessen mußte der kühne Streiter für Wahrheit und Recht die Stadt Prag verlassen und jetzt auf dem Lande dem Volke predigen.

Den Zwistigkeiten in der katholischen Kirche verdanken wir indessen die Gründung der Universität Leipzig im Jahre 1409 durch den Markgrafen Friedrich von Meissen, da in jenem Jahre gegen 5000 deutsche Studenten und Professoren Prag verließen und in Leipzig ankamen.

Dreiundzwanzig Jahre vorher hatte auch schon der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz, also im Jahre 1386, die Universität Heidelberg gegründet, deren fünfhundertjähriges Jubiläum ja auch deßhalb vor zwei Jahren, 1886, von der ganzen gelehrten Welt gefeiert werden konnte.

Wie ungeheuer zerfahren und lose damals aber die katholischen Kirchenangelegenheiten waren, konnte das Volk schon daraus ersehen, daß sich im Jahre 1389 zwei Päpste: Bonifacius IX. und Benedict XIII.; — im Jahre 1409 gar drei: Benedict XII., Gregor XII. und Alexander V. um ihre Aechtheit und Unfehlbarkeit stritten.

Auch im Jahre 1414, zur Zeit als in Kostnitz die Kirchenversammlung (das Conzil) zusammen berufen worden war, lebten deren drei, allein nur Johann XXIII., ein viel mit Sünden befleckter Mann, (wie ihn ein sehr bedeutender Geschichtsschreiber bezeichnet), hatte nur allein von allen Dreien den Muth, auf dem Conzil zu erscheinen.

Königin Sophie Charlotte.

QUEEN SOPHIE CHARLOTTE, WIFE OF FREDERICK I.

Am 3. November 1414 traf auch Johannes Huß, aller Gefahr trotzend, in Konstanz (Kostnitz) an.

Johann XXIII. war es jedoch nicht sehr ernst mit den Reformbewegungen in jener Versammlung, und gerne hätte er sie wieder unter nichtigen Vorwänden verschoben, oder in die Brüche gehen lassen, allein die starke Reformpartei kam ihm dabei doch sehr unangenehm in die Quere, so daß die Geschäfte derselben bald begannen; ja sie setzte es sogar durch, daß Johann XXIII. am 2. März 1415 seine Abdankung darin aussprechen mußte.

Bald darauf entfloh er jedoch aus der Stadt, als ein Reiter verkleidet, nach Schaffhausen, von wo aus er durch einen Machtspruch das Conzil auflösen wollte. —

Die ganze Christenheit war auf den Erfolg und die Thaten des Conzils gespannt, und man hoffte auf eine gründliche Untersuchung aller kirchlichen Mißstände und Abschaffung derselben, da von päpstlicher Seite solches nicht zu erwarten war.

Das erste, was man besprach, war die Spaltung der Kirche durch das Dasein dreier Päpste. Sie alle sollten abgesetzt und ein neuer erwählt werden. — Darauf erklärte die Versammlung, daß sie die gesammte katholische Kirche vorstelle und daß sich auch der Papst allen ihren geistlichen Anordnungen zu unterwerfen habe.

Das Volk jubelte über diese Kühnheit der versammelten Prälaten, leider aber zu frühe, denn als jetzt die folgende Frage: die Ketzerei des Johannes Huß, an die Tagesordnung kam, glückte es den Feinden der Reform doch, in dieser Frage bestimmend zu sein.

Dem Wahrheitsfreunde und geistesstarken Manne, Johannes Huß, der freiwillig, von seinem Rechte tief überzeugt, nach Konstanz gekommen war, um dort vor allem Volke und dem Conzil seine Lehren und Ansichten öffentlich zu erörtern und zu vertheidigen, wurde als einem Ketzer das Wort entzogen. Man behandelte ihn mit Hohn und warf ihn in einen elenden Kerker.

Am 7. Juni 1415 wurde endlich Huß in einer feierlichen und zahlreich besuchten Sitzung des Conzils vernommen. Er ver-

langte, daß man ihm seine Sätze durch die Bibel widerlege. Aber man fälschte und verdrehte sie und theilte dem Volke sogar fälschlich mit, Huß habe seine Irrthümer eingesehen und gebe sich für überwunden.

Am 6. Juli wurde er zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Dann rissen ihm sieben Bischöfe seine Priesterkleider vom Leibe und setzten ihm eine mit Teufelsfratzen bemalte papierne Krone auf und riefen: „Wir übergeben Deine Seele dem Teufel."

Als Huß auf dem Scheiterhaufen stand, drang man nochmals in ihn ein, seine Irrlehren zu widerrufen; er aber blieb fest und rief herunter: „Ich bin mir keiner bewußt!" Da wurde der Scheiterhaufen angezündet; die Flammen schlugen schon um seinen Leib; da nahte sich ein altes Mütterlein dem Scheiterhaufen, und sie gedachte ein recht Gott gefälliges Werk dadurch zu thun, daß sie dürres Reisig zur Anfachung eines stärkeren Feuers in die Flammen warf; Huß aber schaute lächelnd auf ihr Thun herab und rief: "**O sancta simplicitas**!" („O heilige Einfalt!") darauf hüllte schwarzer Rauch den Märtyrer ein und entzog ihn den lüsternen Blicken seiner Feinde. —

Durch den Tod des Johannes Huß auf dem Scheiterhaufen erhielt das Conzil zu Constanz hauptsächlich seine weltgeschichtliche Bedeutung; im Uebrigen blieb aber Alles beim Alten, denn dadurch, daß man über die drei noch vorhandenen Päpste hinweg, einen italienischen Cardinal als Papst *Martin V.* auf den Stuhl setzte, war zur Besserung der äußerst mißlichen Zustände in den Kirchenangelegenheiten kein Schritt vorwärts gethan worden.

Nur in politischer Beziehung hatte das Conzil *den* guten Erfolg, daß Kaiser Sigismund, durch die guten Dienste, die ihm sein treuer Freund, der Burggraf von Nürnberg, Friedrich **VI.** von Zollern, dabei geleistet, sich veranlaßt fühlte (im Jahre **1415**), *diesem die Markgrafschaft und Kurwürde von Brandenburg zu übertragen* und sie ihm dann im Jahre **1417** auch feierlichst zum Lehn zu geben.

Damit war aber nicht allein die zukünftige Macht des Hauses Zollern fest begründet, sondern auch dem deutschen Vaterlande ein starkes Adels-Geschlecht geschenkt, dessen Stärke und Ruhm dereinst, zum Erstaunen aller Völker der Erde, hoch gedeihen sollte.

Doch sollten vorerst noch sehr schlimme und traurige Zeiten für das deutsche Reich und dessen Nachbarländer anbrechen, denn in Folge des Conzils entbrannte jetzt bald durch die Hussiten (wie sich die Anhänger von Huß nannten) ein langer, furchtbarer Religions- und Ragenkrieg. —

Sobald Wenzel in Böhmen gestorben war, begann der Hussitenkrieg, der mit ungeschwächter Wuth vom Jahre 1419 bis in's Jahr 1435 hinein dauerte. Durch ihn wurden hauptsächlich Böhmen, Mähren, Sachsen, die Mark, Lausitz, Schlesien, Preußen und Franken verwüstet.

Zwei Jahre darauf, im Jahre 1437, starb Kaiser Sigismund.

Ihm folgten jetzt vorerst bis zur Zeit der Reformation drei deutsche Könige aus dem Hause Oesterreich.

Dem ersten derselben, Albrecht II., folgte schon nach zwei Jahren Friedrich III. Er regierte von allen deutschen Königen am längsten, nämlich 53 Jahre lang im deutschen Reiche, und er war auch der letzte deutsche König, der in Rom die römische Kaiserkrone empfing. Viel Rühmliches läßt sich auch über ihn nicht berichten, denn wie alle die Habsburger vor ihm, war auch er während seiner Regierung stets nur auf die Vortheile seines Hauses bedacht. Er liebte vor allen Dingen, wo er keinen Gewinn für sich selbst sah, die Ruhe und hat deßhalb auch für die Wohlfahrt und die Sicherheit des Reiches so viel wie gar nichts gethan.

Allein hatte auch er, vermöge seiner hohen Machtstellung, es versäumt, für das deutsche Volk im Besonderen und die Menschheit im Allgemeinen, etwas Großes zu leisten, so gab es doch während seiner Regierung einen Mann in seinem Reiche, der rastlos Tag und Nacht darauf bedacht gewesen war, durch eine herrliche Erfindung der Menschheit eine der größten Wohlthaten

zu erweisen, die je derselben zugedacht worden war; — eine Erfindung, durch die in der Zukunft der Geist befreit und der Tyrannei für ewige Zeiten der Stachel genommen werden sollte.

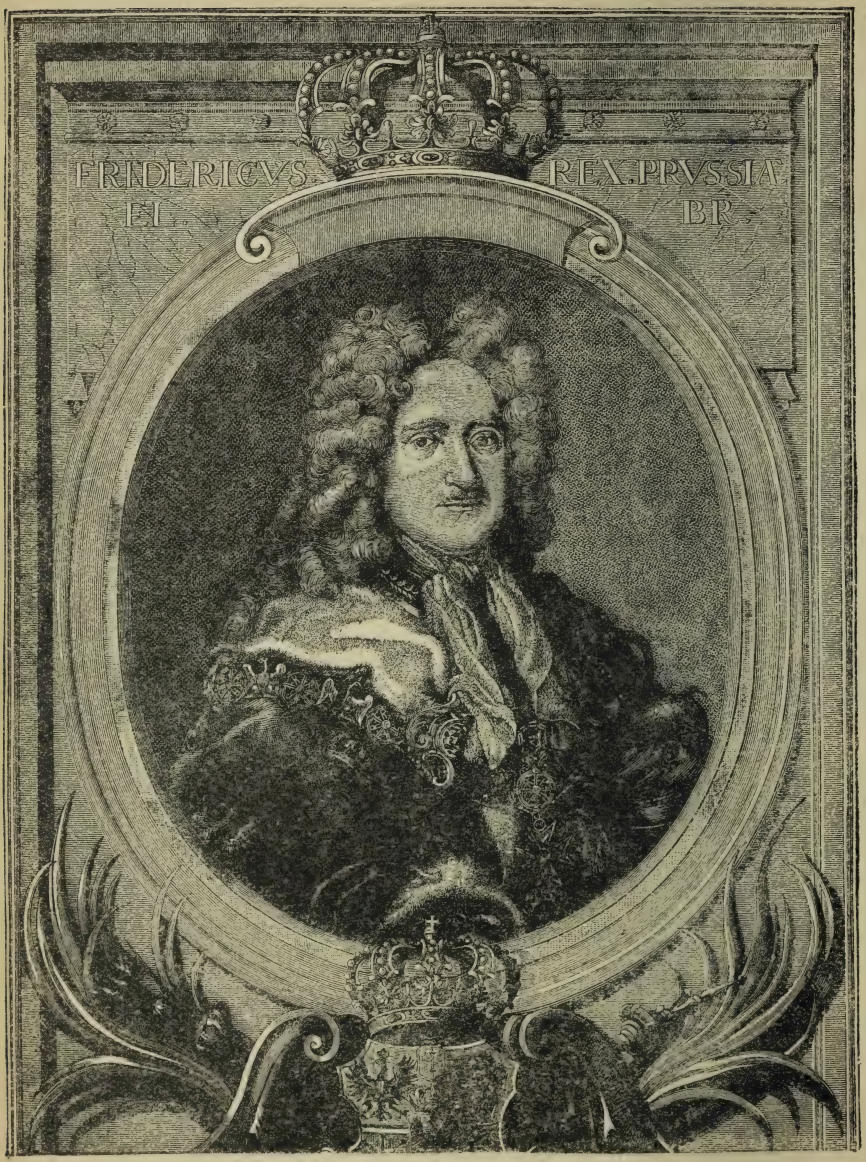
Dieser Mann war Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, geboren zu Mainz in den 90er Jahren am Ende des 14. Jahrhunderts; der Erfinder der Buchdruckerkunst.

Lange, lange Jahre dachte Gutenberg darüber nach und machte unzählige Versuche, wie er durch bewegliche Buchstaben eine Schrift auf leichte Weise schnell vervielfältigen könnte. Bei diesen Versuchen war sein ganzes Vermögen drauf gegangen und arm stand er da, als er die größten Schwierigkeiten überstanden. Da endlich versprach ihm ein reicher Mainzer Bürger, Johann Fust, oder Faust, der den großen Gewinn, der durch diese Erfindung erzielt werden konnte, überdachte, — ihm behülflich sein zu wollen, und vereint begannen sie nun das Werk, das heute mit seiner Macht die Welt beherrscht.

Friedrich III. von Oesterreich folgte nun dessen Sohn, der sogenannte „letzte Ritter," im Jahre 1493. Kaiser Maximilian I.

Maximilian trat seine Regierung zugleich mit einem Wendepunkt in der Weltgeschichte an: das Mittelalter trennte sich von der Neuzeit. Die traurigen Zustände im Reich, die ihm seine Vorgänger gleichsam als Vermächtniß hinterlassen hatten, hoffte er beseitigen zu können, denn sein Wille war stark und das Volk blickte auf ihn mit Vertrauen. Ueberall hatte er sich als tapfer, edel und gutmüthig bewiesen, so in dem Zweikampfe mit jenem riesengroßen, vermummten Ritter auf dem Turnier in Worms, den er besiegte; so nach der Schlacht von Guinegate, als er auf dem Schlachtfelde die feindlichen Verwundeten pflegte; so auf einem Spazierritt vor Augsburg, als er in einem Hohlwege im Winter einen halberstarrten Bettler fand und ihn mit seinem eigenen Wams bekleidete.

Seine ganze Erscheinung war eine fesselnde. Seine Gestalt edel und kräftig; jede Bewegung fein und aus seinem Antlitz



König Friedrich I.
KING FREDERICK I.

blickte Heiterkeit und Wohlwollen. Der Klang seiner Rede versöhnte gar oft schon bei der ersten Begegnung einen bittern Feind.

Als er einmal beim Empfange seiner Gemahlin Maria von Burgund in Gent seinen Einzug hielt, auf hohem, braunem Roß Alle überragend, in glänzender, silberner Rüstung, unbedeckten Hauptes, seine reichen blonden Locken in einen Kranz von Perlen und Edelsteinen gefaßt, da schrieb ein Anwesender: „Welch' eine prächtige Erscheinung! Maximilian ist so jugendlich frisch, so männlich kräftig, so strahlend vor Glück, daß ich nicht weiß, was ich mehr bewundern soll, ob seine blühende Jugend, oder seine Kraft, oder sein Glück; man muß ihn gerne haben, den glänzenden Mann!" — Seine Leutseligkeit war bekannt durch das ganze Reich. Er unterhielt sich ebenso gern mit dem Geringsten in seinen Staaten, wie mit den Höchsten fremder Länder. Dabei legte er eine Lernbegierde an den Tag, die bewundernswürdig war. Er sprach nebst Deutsch noch sechs Sprachen, alle beinahe geläufig. Ja sogar seine Kunstfertigkeit war sehr bedeutend, denn er wußte eben so gut einen schönen Harnisch zu schmieden, wie ein Geschütz zu bohren. In der Geschichte und Mathematik war er ebenfalls sehr bewandert. —

Er war ein eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften und suchte stets die ersten Gelehrten seiner Zeit um sich zu versammeln.

Sein ganzes Streben hatte nur das eine Ziel: religiöse und patriotische Gesinnungen und Vaterlandsliebe bei seinem Volke zu erwecken. Sein großes, geflügeltes Wort: „Deutsch bin ich und sinn' ich; deutsch handle ich und bleibe ich," so wie das: „Mein Ehr ist deutsch Ehr, und deutsch Ehr ist mein Ehr," sind bis auf den heutigen Tag noch im Munde des Volkes geblieben. Trotzdem er auch stets mit Erfolg auf die Ausdehnung der Macht seines Hauses bedacht war und man ihn deßhalb eher wie Rudolph von Habsburg den Gründer der habsburgischen Macht nennen könnte, suchte er doch nach besten Kräften dem Elende im Reiche abzuhelfen; ja es ging ihm dieses oft so nahe, daß er

Thränen darüber vergoß. Seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit hatte er die meisten Unannehmlichkeiten zu verdanken. Immer und immer wieder glaubte er den Versprechungen der Fürsten im Reich und immer und immer wieder ward er von ihnen schmählich hintergangen. Er glaubte zuerst die Machtstellung des Reichs nach außen sicher stellen zu müssen (besonders in Italien), ehe er an die inneren Angelegenheiten desselben denken könne, denn er hielt das Kaiserthum für das Bollwerk der Kirche und für den Grundstein alles Rechtes auf Erden.

Die größten Denker, Patrioten und Stimmführer im Reiche sprachen sich damals offen dahin aus: „daß die Macht des Volkes abhinge von der Macht des Königthums. Daß die Nation, welche so reich und wehrhaft sei, wie nicht ein Volk in der Christenheit, welche so viele Erfindungen gemacht, so viele Geistesschlachten geschlagen habe und auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst eine so freudige Entwickelung bekunde, keiner andern sich unterordnen dürfe, sondern an der Spitze Aller zu stehen, berufen sei." —

Man wollte wieder ein christlich-germanisches Reich begründen, — die Weltherrschaft des Christenthums im Morgen- und Abendlande.

Was jedoch die wahren deutschen Vaterlandsfreunde am allermeisten schmerzte, waren die beiden Thatsachen, daß erstens: Deutschland in Folge seiner Zerstückelung in Europa gar keine Rolle spielte, und daß zweitens: in allen fremden Ländern die entscheidenden Hülfstruppen kriegführender Monarchen, auf deren Treue diese sich verlassen konnten, — stets Deutsche waren.

Leopold Ranke sagt darüber ungefähr so: „In Polen, Schweden, England, Frankreich, Italien und Ungarn floß damals überall deutsches Blut für fremde Interessen."

Maximilian versuchte sowohl diesem Mißstande, sowie auch dem der immer weiter gehenden Machtentfaltung Frankreichs in Italien, die Deutschland gefährlich war, dadurch Einhalt zu thun, daß er im Jahre 1495 von den Ständen auf dem Reichstage zu Worms eine anständige Hülfe auf 12 Jahre

verlangte. Allein auch schon damals sahen die Stände des Reichstages (gerade so wie der in den letzten 20 Jahren in Berlin gegen Bismarck) in solchen Forderungen nur die Gefahr der Machterweiterung des Kaisers und lehnten sie ab. —

Im Jahre 1496, auf dem Reichstage zu Lindau wiederholte der Kaiser seinen Antrag, aber auch da wurde er verworfen. Berthold, der Kurfürst von Mainz, warf umsonst den Ständen Mangel an patriotischem Sinn und Opferfreudigkeit für's Vaterland vor und rief zuletzt in die Versammlung hinein: „Bei einer solchen Theilnahmslosigkeit der Fürsten und Stände wird Deutschland bald zu Grunde gehen und unter die Zuchtruthe eines fremden Herrschers kommen!"

Zuletzt bewilligte man dem Kaiser, wahrlich zum Hohne, für den Krieg gegen die Türken und Franzosen — 4000 Gulden baar!

Bald verlor auch durch den Frieden zu Basel der Kaiser das Oberlehnsrecht in der Schweiz, und Mailand fiel in die Hände der Franzosen (1499). Auch in Liefland, in der äußersten Mark des deutschen Reichs, suchte der russische Czar Iwan die Macht der Hansa zu brechen und schaltete und waltete dort nach seiner schrecklichen Art.

Auf dem Reichstage zu Augsburg, im Jahre 1500, mußte sich der Kaiser sogar endlich dem s. g. „Reichsregimente" unterwerfen, das aus zwanzig Fürsten und Räthen bestand, die die Reichsangelegenheiten jetzt in die Hand nahmen und somit dem Könige fast alle Gewalt im Reiche entzogen.

Jetzt war die Bahn frei für die unpatriotischen Fürsten, die stets nur ihre Sonderinteressen im Auge, für das gesammte deutsche Vaterland indessen nichts übrig hatten. Und ein Rathsherr sagte nun zu Maximilian: „Majestät werden bittere Erfahrungen machen; von den deutschen Fürsten Thaten für das allgemeine Wohl des Reichs erwarten, heißt Trauben von den Disteln erwarten." — Einige der Fürsten traten dann mit Frankreich in geheime Unterhandlungen und ein Geist des Verraths spukte überall unter denselben.

Auch in den jetzt noch folgenden Reichstagen zu Köln und Konstanz (1505 resp. 1507) setzten die Fürsten mit ihren Sonderinteressen den Kampf gegen den Kaiser, in zweiter Linie gegen das Reich fort. Auf einem weiteren Reichstage zu Köln 1512 erfolgte die Eintheilung des Reichs in zehn Kreise. Diese Einrichtung sollte dem Fehdewesen, das immer noch nicht ganz aufgehört hatte, ein Ende bereiten.

Zuletzt vermehrte noch das schamlose Thun und Treiben des reichsunmittelbaren Adels, der größtentheils verarmt war, den Wirrwarr im Reiche. Rittergesellschaften, aus zwei, drei und mehreren Adeligen bestehend, wurden geschlossen, die dann gemeinschaftlich, unter allerlei, mehr oder weniger edeln und gerechten Vorwänden, meistens aber nur aus Nahrungssorgen im höheren Style, — Städten, Klöstern und Fürsten die Fehde ankündigten. Am unerquicklichsten lagen sich der Adel und die Städte, oder auch der Adel unter einander im südwestlichen Deutschland in den Haaren. Zuletzt war kein Güterwagen mehr auf der offenen Landstraße sicher. War das auf diesem sich befindliche Gut Eigenthum des Bürgers einer Stadt, mit der dieser oder jener Ritter in Fehde lag, wurde es unbarmherzig bei einem plötzlichen Ueberfall aus dem Hinterhalte, durch einen der Herren Ritter geraubt, zu Geld gemacht und schließlich auf seiner Burg in einem fidelen Saufgelage verjubelt. Waren die Fässer im Keller leer getrunken, suchte man Streit mit einem reichen Kloster, dessen Keller gut gefüllt waren, und setzte den Mönchen so lange zu, bis sie sich wohl oder übel zur Herausgabe einiger gefüllten Fässer bequemen mußten.

Einige der berüchtigsten dieser Raubritter zu Zeiten Maximilians waren Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand; Franz von Sickingen, sein Schwager, und Hans Selbitz. Hier eine solche Fehdegeschichte:

Ritt da einmal eines schönes Tages der Ritter Götz von Berlichingen stillvergnügt dem Ufer des Neckars entlang und sann auf neue Pläne zu Abenteuer; als auf der Landstraße

ein Schneiderlein daher gewandert kam und den Herrn Ritter, hoch zu Roß, um den Weg nach der Burg Jarthausen fragte, allwo der gestrenge, kühne und gerechte Ritter Götz wohne. „Den hast du gerade vor dir," sagte Götz schmunzelnd; „was willst du von mir, du Knirps, der du mir ein Ritter von der Elle zu sein scheinst; willst du mir das Maß nehmen für Wams und Koller?"—Da erwiderte das Männchen: „mit nichten, hoher Herr, aber zu meinem Recht sollt Ihr mir helfen."—

„So?!" rief erstaunt und aufmerksam der Ritter mit der eisernen Hand und dem eisernen Willen: „Und das wäre? Erzähle." Drauf das Schneiderlein: „Komm just von Kölle, der Stadt am Rhein, wo ich mir beim großen Preisschießen mit der Armbrust den ersten Preis erschossen hab'. Als ich diesen aber verlangte, weil er mir von Gott' und Rechtswegen zukam, da sprachen die von der Kölnischen Schützengilde: Glaubst du, die uralte Stadt Köln übergäbe den ersten Schützenpreis einem elenden Schneider? Greif' zum Wanderstab, Geselle, und hole Dir ihn — in Böhmen. — Werd Euch schon kriegen und auch Einen, der mir Recht verschafft, dacht' aber ich; griff zu meinem Stecken, Euch aufzusuchen, und da bin ich nun, hoher Herr, Euch zu bitten, mir zu meinem Recht zu verhelfen."—„Sollst nicht umsunsten Zutrauen zu mir gehabt haben, Schneiderlein," sprach jetzt Götz. „Zieh auf meine Burg und warte dort der Dinge, die da kommen werden."

Götz aber schickte der Stadt Köln einen Fehdebrief und ließ ihr sagen, daß er ihr so lange die Kaufleute aufheben werde, bis sie dem Schneiderlein zu Recht gethan. Und er that's. Die alte Stadt Köln aber kroch zu Kreuze und zahlte schließlich Preis und Kosten.

So also sah es zu Lebzeiten Maximilian's in politischer Beziehung im deutschen Reiche aus. Dazu begann auch noch unter ihm die große Kirchenreformation, indem Dr. Martin Luther am 31. October 1517 die berühmten 95 Sätze, hauptsächlich gegen den Ablaß zu Wittenberg an das Thor der Kirche anschlug. Doch davon später, wenn über die kirchlichen Mißbräuche jener Zeit berichtet wird.

Maximilian war der Reformation nicht abgeneigt, er wollte aber den Papst unangetastet lassen. Sein Lieblingswunsch war stets, seinen Lebenslauf mit einem Türkenkriege abschließen zu können, und er bat daher auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 um die Mittel dazu. Sie wurden ihm aber ebenfalls nicht gewährt. Unmuthig darüber reiste er nach Innsbruck ab; dort wurde er krank und starb bald darauf in Wels in Oberösterreich am 12. Januar 1519.

In der Weise gingen somit die beim Regierungsantritt Maximilian's vom Volke, wie vom Könige selbst gehegten Hoffnungen auf eine Wiedererstarkung des Reiches nicht in Erfüllung.

Er war der letzte römische Kaiser, dem die deutschen Vaterlandsfreunde ihr grenzenloses Vertrauen, ihre freudige Begeisterung entgegen trugen.

Erbitterung und Muthlosigkeit erfüllte seither gerade die besten Herzen; sie lenkten ihre Blicke nach einer anderen Richtung, denn ohne jedes Ideal und ohne Begeisterung stirbt der Deutsche.

Wiederholt hatte der Kaiser gegen Ende seines Lebens schmerzbewegt gesagt: „Mir ist auf der Welt keine Freude mehr. Armes deutsches Land." —

Mit seinem Tode versank auch die Hoffnung der besseren Deutschen, sowie das Zutrauen auf das Reich und den Träger der deutschen Kaiserkrone. —

Mithin sahen die Dinge im Reiche in politischer Beziehung sehr trübe aus, denn die schwärzesten Gewitterwolken der allgemeinen Unzufriedenheit durchzogen dasselbe unaufhörlich.

Aber auch die kirchlichen Angelegenheiten erregten bei allen rechtlich, edel und gut denkenden Menschen, nicht allein in Deutschland, sondern auch bei allen Völkern der Christenheit den größten Widerwillen und Abscheu, da die höchsten und niedrigsten Vertreter der Kirche ihre entsetzlichen Laster und ihre Verderbtheit fast offen zur Schau trugen. Die Sehnsucht der Völker nach einer Reformation der Kirche war schon seit Jahrhunderten tief in's Herz des Volkes gedrungen, es lag jedoch nicht im Interesse Rom's, dieselbe zu stillen. —

Fünftes Kapitel.

Die Zeit der Reformation.

Fassen wir zunächst den Zustand des Papstthums in's Auge. Ein Zeitgenosse sagt über dieselbe Folgendes: „Der Papst Paul II. (1464—71) begann seine Regierung damit, den vor allen Cardinälen vor der Wahl geschworenen Eid, der das zu erhebende Oberhaupt band, rücksichtslos zu brechen. Papst Sixtus IV., Paul's Nachfolger, war so schamlos geldgierig, daß er keine Pfründe ohne Zahlung vergab, sie zuweilen den Meistbietenden zuschlug, selbst Cardinalswürden und Bisthümer häufig verkaufte, überdies noch Kornwucher trieb. Unter seinem Nachfolger, Innocenz VIII. (1484—92), war Rom überfüllt mit Dirnen, Missethätern und Mördern, und wer ein Verbrechen mit Geld abkaufen konnte, blieb straflos. Nun kam Alexander VI., der den päpstlichen Stuhl durch einen Wandel schändete, der ihn den Neronen und Heliogabalen zuordnete. Auch Julius II. war als weltlicher Fürst ausgezeichnet tüchtig und von großen Plänen erfüllt, aber keineswegs ein Haupt der Kirche, wie sie es bedurft hätte. Leo X. war zwar ein feingebildeter Mann von milden Gesinnungen, ein begeisterter Freund und Beförderer der schönen Künste, aber zugleich der sinnlichen Lust sehr ergeben und von so ungeistlicher Gesinnung, daß ihm die päpstliche Würde hauptsächlich als ein treffliches Mittel, prachtvoll und genußreich zu leben, galt."

Alle diese Laster hatten aber auch schon längst die Untergebenen, die hohe und niedere Geistlichkeit, ergriffen. Die Werke der Geschichtsschreiber jener Zeiten strotzen förmlich von Klagen über die Verworfenheit des Clerus. Ja ihre Schilderungen darüber sind oft geradezu haarsträubend. —

Dabei war die Unwissenheit, besonders des niederen Clerus, eine geradezu fabelhafte. Theologische Gelehrsamkeit war bei

ihm äußerst selten. Ein Schriftsteller jener Zeit schreibt darüber so: „In meiner Jugend fand man unter tausend Geistlichen kaum einen einzigen, der eine Universität auch nur gesehen hätte." Selbst die Kenntniß, die dieselbe von der Bibel hatten, war eine sehr geringe, da sie nicht gelernt hatten, sie in der Ursprache zu lesen.

Besonders Aergerniß erregend für Bürger und Bauer war aber das Leben in den zahlreichen Klöstern. — Feiste, durch allzugroßen Fettansatz unbehülflich gewordene Mönche, mit weinrothen Nasen und frivolen Gesichtern, verlebten darin die Tage und Nächte bei einem herrlichen und sorgenfreien Schlaraffen- und Faullenzer-Leben fröhlich dahin. Nur Wenige von den hochwürdigen Herren befaßten sich mit Studien, Musik und dem Abschreiben alter Werke, welch' letztere diese noch obendrein nach Gutdünken veränderten, oder, wie sie vorgaben — verbesserten, darunter auch die Bibel.

Ihre „Brüder" (dienende Mönche) und die Klosterknechte besorgten hauptsächlich den Weinbau, die Fischzucht, das Entgegennehmen des von den Klosterjägern erlegten Wildbrets, und die Obst- und Gemüse-Gärtnerei. Ihre großen, mit ungeheuern Vorrathskammern auf's Beste bestellten Küchen waren hauptsächlich die Erfindungsstätten aller feinen Speisen und Gerichte. Für die Zusammenstellung derselben wurden oft gesellige, sehr wichtige Zusammenkünfte von Kennern ersten Ranges gehalten, bei welchen natürlich der Wein in Strömen floß. Die Aebte übten an der Spitze der Tafel den Vortrunk, und wurden auch gelegentliche Besuche der Gäste, von den Wirthen begleitet, in die nahe gelegenen Nonnenklöster von ihnen durchaus nicht übel vermerkt. Schließlich sorgte die Klosterkapelle für die nöthige Musik.

Die Klostervögte zogen unterdessen bei den armen, von dem Kloster und auch dem Adel abhängigen Bauern unbarmherzig den Zehnten ein und die waren dabei in den Strafen für die Saumseligen auch gerade nicht sehr wählerisch.

Diese Hartherzigkeiten und maßlosen Ausbeutungen der Aebte

Friedrich Wilhelm I. vor seinen Grenadieren.

FREDERICK WILLIAM I. INSPECTING HIS GRENADIERS.

und des Adels gegen das Bauernvolk führten aber doch zuletzt zur offenen Empörung und Auflehnung desselben gegen seine Bedrücker.

Im Jahre 1460 waren die wüthenden Bauern schon einmal gegen den Abt von Kempten aufgestanden. Dann zogen sie 1471 gegen den Adel und die Geistlichkeit im Würzburgischen; 1493 rotteten sie sich im Elsaß und 1502 im Bisthum Speyer zusammen und brachen Burgen und Klöster auf, wobei es natürlich an unmenschlichen Grausamkeiten ebenfalls nicht fehlte.

Die empörten Bauern-Banden hatten einen „Bundschuh" zum Wahrzeichen und zum Feldgeschrei die Worte: „Höret, was ist das für ein Wesen?" Die Antwort war: „Wir können vor den Pfaffen und dem Adel nicht genesen!"

Im Jahre 1513 erhoben sich abermals die Bauern. Diesesmal im Breisgau und verlangten keinen anderen Herrn mehr zu haben, wie den Kaiser und den Papst allein. Doch wurde auch dieser Aufstand bald wieder unterdrückt. Im Jahre 1514 wurde endlich im Remsthale in Schwaben gegen die entsetzlichen Bedrückungen des Volkes durch den Herzog Ulrich von Schwaben von den rechtschaffenen Leuten die Gesellschaft „des armen Konrad" in's Leben gerufen und von ihr eine vollständige Abschaffung aller Bedrückungen und Mißbräuche energisch gefordert. Als aber der verblendete Herzog sich nicht fügen wollte, läuteten die Bauern im ganzen Lande die Sturmglocken und zogen dann sengend und brennend durch dasselbe. Zuerst lenkte darauf der übermüthige Herzog etwas ein und versprach ihnen einige Abhülfe. Aber die Bauern waren damit nicht zufrieden und wollten keinen Frieden eingehen, bis ihnen vollständige Freiheit zugesichert sei. Da dieses jedoch ihr Landesvater nicht wollte, rotteten sie sich von Neuem zusammen, bis sie endlich vom Herzoge mit einem gewaltigen Schlage niedergeschmettert wurden.

Ein recht willkommenes Mittel zur Unterdrückung der beginnenden Auflehnung gegen die entsetzliche Zerfahrenheit des Clerus und dessen Sittenlosigkeit: also gegen alle Reformbestrebungen des Volkes in kirchlichen Sachen, was die Pfaffen -- „Ketzerei"

nannten, fand die ganze Clerisei in der päpstlichen Bulle von 1484, durch die der Hexenprozeß angeordnet wurde.

Wie leicht war es von jetzt an, der frommen Geistlichkeit sich einen ihr unbequemen Menschen durch den Feuertod vom Nacken zu schaffen; sie brauchte ihn ja nur als ein Wesen hinstellen zu lassen, das vom Bösen, dem Satanas besessen war, und sofort hüllten, nach vorhergegangenen Folterqualen, seinen zerschundenen Körper die Flammen ein und er wurde „zur größeren Ehre Gottes" verbrannt. —

Zwei Dominikanermönche wurden jetzt als Hexenmeister ernannt und bekamen auch die kaiserliche Erlaubniß, peinliche Untersuchungen vornehmen zu dürfen. Bald wetteiferten weltliche und geistliche Richter, Hexen aufzuspüren, zu foltern und zu verbrennen.

Jacob Sprenger, ein Dominikaner Mönch, verfaßte 1489 ein im Druck erschienenes Buch, „Der Hexenhammer" betitelt, und das bildete nun die Grundlage zum Verfahren bei den Hexenprozessen. Zugleich wurden alle religiösen Mißbräuche von Neuem geltend gemacht, und wer sich dagegen auflehnte, wer mit kühnen Worten die geistige und priesterliche Tyrannei antastete, wurde sofort als Ketzer verfolgt und mußte dieses durch den Kerker, oder den Flammentod büßen.

In Köln am Rhein wurde bald ein päpstlicher Großinquisitor (Untersuchungsrichter) eingesetzt, dessen Amt es war, den Aufschwung des Geistes zu bewachen und zu unterdrücken. Ebenso suchten die Päpste den wichtigen Einfluß der Buchdruckerkunst zu beschränken, und geboten bei Strafe des Bannes, daß kein Buch ohne vorhergegangener Durchsicht und Erlaubniß des Bischofs gedruckt werden dürfte. Die Büchercensur hatte das deutsche Volk also auch Rom zu verdanken. In Mainz wurde im Jahre 1486 die erste Censurbehörde eingesetzt.

Dagegen wurde jetzt wieder der der Geistlichkeit großen Gewinn bringende Ablaßhandel in schwungvoller Weise in Angriff genommen; ja sogar gegen Baar Sünden vergeben, die man in Zukunft noch erst begehen wollte.

Und dennoch konnte die Macht der Finsterniß durch alle Anstrengungen die neue Herrschaft des Lichts nicht mehr unterdrücken, in welcher sich die Menschheit und das deutsche Volk insbesondere verjüngen sollte. —

Und eine neue Morgenröthe ging jetzt der Menschheit durch die Wissenschaft auf.

Auf den deutschen Universitäten zu Prag, Wien, Heidelberg, Erfurt, Leipzig, Rostock, Löwen, Mainz, Greifswald, Basel, Freiburg, Trier, Ingolstadt und Tübingen, die alle innerhalb der letzten zwei Jahrhunderte gestiftet worden, immer aber nur die Pflanzschulen für päpstliche Grundsätze gewesen waren und wo eine Schulweisheit getrieben wurde, die durch spitzfindige Schlüsse — der Lüge den Schein der Wahrheit gab, begann jetzt eine neue Zeit für die Wissenschaft.

Italien hatte hauptsächlich durch seine zwei großen Dichter, Dante und Petrarca, der Wissenschaft das Alterthum wieder erschlossen und deren Anregungen drangen dann rasch auch über die Alpen nach Deuschland.

Die vollendete Schönheit der alten Klassiker, ihre einfache und großartige Wahrheit, die heitere, reinmenschliche Weltanschauung, welche aus ihr leuchteten, begeisterte jetzt auch die edelsten Männer in Deutschland. Man wollte jetzt überall in den besten höheren Lehranstalten eine rein menschliche Bildung erzielen, und nannte diejenigen dann, die danach strebten: die Humanisten. Man fing jetzt also überall an, „Humaniora" zu studiren. — Zuerst verbesserte man das Sprachstudium, das sehr im Argen lag, dann setzte man die gesunde Vernunft wieder in ihre Rechte ein, wogegen sich die Finsterlinge natürlich entsetzlich wehrten. Einer der ersten und stärksten Bahnbrecher in das Reich des Lichtes war vor Allem Johann Reuchlin aus Pforzheim. Ihm stand als Freund und Mitstreiter kühn zur Seite der kühne deutsche Ritter und Sänger Ulrich von Hutten. Mit ihm ging der Kampf der Humanisten gegen die Scholastik über in den Kampf des erwachenden nationalen Bewußtseins gegen den romanischen Despotismus.

Hutten's ganze Seele glühte für Deutschlands Ehre und Freiheit. —

Er war im Jahre 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Kurhessen geboren worden und erhielt seine erste wissenschaftliche Vorbildung im Stifte zu Fulda.

Ursprünglich zum Mönche bestimmt, lernte er doch bald jenen finstern Geist kennen, doch da er den strengen Willen seines Vaters kannte und bei ihm mit seinen Wünschen kein Gehör fand, floh er nach Erfurt, um auf der dortigen freisinnigen Universität sein Wissen auszudehnen. Von da zog er dann von einer höheren Lehranstalt Deutschlands zur andern, zuletzt nach Wien und von da nach Italien nach Pavia. Er hatte hauptsächlich Theologie, Recht, Sprachen und Poesie studirt.

In Italien lernte er die Römer und die Franzosen hassen und trat endlich, ganz ohne Mittel gelassen, in das Heer des Kaisers Maximilian als Ritter. Dort lernte ihn Kaiser Max erst 1517 in Augsburg persönlich kennen, und der setzte ihm bei dieser Gelegenheit einen Lorbeerkranz auf's Haupt, den die geistreiche Tochter des gelehrten und hochberühmten Rathsherrn Peutinger geflochten. Die Krönung mit dem Lorbeerkranze war damals die höchste Ehre für Dichter.

Ein bekannter Geschichtsschreiber sagt von ihm und andern:

„Wenn Reuchlin und Perkheimer zwei glänzende Fixsterne am Himmel der neuaufgehenden Zeit waren, so war Hutten ein geschäftig schweifender Komet an demselben. Er war der reisende Vermittler, der reisende Missionär der neuen Weltanschauung."

In allen seinen Werken, lateinischen und deutschen, verfocht er die Sache der Geistesfreiheit und bekämpfte die hierarchischen Mißbräuche, die Unwissenheit und Beschränktheit der Mönche, bald mit Ernst, bald mit Hohn.

Wie Luther eine Reformation durch die überzeugende Rede herbeizuführen gedachte, so wollte Hutten hauptsächlich gegen den Papst, den gefährlichsten Feind der Deutschen, mit Waffengewalt vorgehen, er verband sich daher mit Franz von Sickingen

König Friedrich II. (der Große).
King Frederic II. (the Great).

für seine Idee. Als die deutschen Fürsten aber auf seine Befreiungspläne nicht eingingen, forderte er die Städte auf, sich mit dem Adel zu verbinden. Aber auch das gelang nicht und er mußte deßhalb aus Deutschland fliehen. Und so starb der edle Kämpfer für Recht und Freiheit auf der Insel Ufnau im Züricher See in der Schweiz. Sein Wahlspruch war: "**Jacta est alea!**" (Ich hab's gewagt!) —

Zu jener Zeit entwickelte sich damals die deutsche Sprache in erfreulicher Weise. Die ersten Geschichtsbücher, Uebersetzungen aus der heiligen Schrift und unzählige Volkslieder erschienen im Druck.

Der Volkswitz fing an die kräftigsten, zwar häufig nicht sehr duftigen Sprossen und Blüthen zu treiben, und man geißelte jetzt alle Laster und Thorheiten mit witzigen Reden und in Versen. Das berühmteste Buch dieser Art war Sebastian Brant's „Narrenschiff". Tyll Eulenspiegel aus Möllen in Norddeutschland ließ seine kräftigen Späße und Schwänke los, und Hans Sachs, der poesiereiche Schuhmacher, sowie Hans Rosenblüth, beide aus Nürnberg, schrieben herrliche, lustige Sachen und Fastnachtsspiele.

Die Kraft des tiefen deutschen Geistes, sowie die Fertigkeit in allen Handwerken und Künsten zeigten sich vornehmlich auch in den zahlreichen Erfindungen, welche im Laufe jener Zeit in Deutschland gemacht wurden.

So wurden damals neben der oben schon erwähnten Buchdruckerkunst, das Spinnrad, die Taschenuhren, die Flintenschlösser und der Kanonenguß erfunden; die beiden letzteren Dinge natürlich in Folge der Erfindung des Schießpulvers, das ebenfalls ein Deutscher, der Mönch Berthold Schwarz, schon früher erfunden hatte.

In den Malerschulen in Köln, Prag und Nürnberg glänzten Meister wie Hans Hemling, Israel Mecheln, Martin Schön, Michael Wohlgemuth, Hans Burgkmair und vor Allen die drei größten Maler ihrer Zeit, Albrecht Dürer, Hans Holbein und Lucas Kranach.

Kaiser Maximilian ehrte besonders Albrecht Dürer hoch und gebot deßhalb einst bei einer besonderen Gelegenheit einem Edelmann, dem Meister die Leiter zu halten. Als sich der Edelmann aber dessen weigerte, sprach der Kaiser zu ihm in seiner gewohnten schlagfertigen Weise: „Albrecht Dürer ist mehr denn ein Edelmann. Wißt Ihr denn nicht, daß ich aus jedem Bauer einen Edelmann machen kann, aber nicht aus jedem Edelmanne einen Dürer?"

In der Bildhauerei glänzten besonders Peter Vischer, Veit Stoß und Adam Kraft, die in der kunstbeflissenen Stadt Nürnberg ihren Wirkungskreis fanden. —

Durch alle Werke dieser Meister weht ein tief empfindender, ernster Geist; ein Streben nach Wahrheit und in allen offenbart sich der kernige deutsche Volkscharakter. —

Durch die eingehenderen Schilderungen der damaligen Zustände im deutschen Reiche sollte hauptsächlich gezeigt werden, wie die von Martin Luther thatsächlich in's Leben gerufene Reformation schon längst „in der Luft lag." —

Doch in Scene gesetzt wurde sie endlich jetzt durch den kühnen Mann Luther, der den entsetzlichen Mißbrauch und Schwindel des Ablaß-Handels seiner Kirche nicht länger mit ansehen und vertragen konnte, und deßhalb offen und redlich gegen sie vorging. —

Ursprünglich war der Ablaß weiter nichts, wie die Erlassung einer, einem reuigen und gebesserten Sünder auferlegte Strafe, die ein Bischof oder eine Synode über diesen vorher verhängt gehabt hatte.

Solche Strafen bestanden aber in Almosen für die Armen, Beiträgen zur Erbauung einer Kirche, Fasten und Wallfahrten, oder überhaupt in der Ausführung guter Werke. Die Almosen und die Beiträge für Kirchen erhielten die Geistlichen, die sie dann nach ihrem eigenen Gutdünken verwendeten. Nach und nach blieben jedoch diese Almosen immer mehr in den Händen „armer" Priester oder Prälaten hängen, oder sie wurden, wie in den jüngsten Jahren die Peterspfennige, zur Unterstützung

des Papstes nach Rom geschickt. Um die Rechtmäßigkeit des allgemeinen Ablasses zu begründen, erfanden die der päpstlichen Partei anhängenden Lehrer auf den Universitäten die Lehre von dem überfließenden Schatze der Verdienste Christi und der Heiligen um die sündhafte Menschheit. Denn da diese, sagte diese Lehre, unendlich mehr gethan haben, als sie nach dem göttlichen Gesetze eigentlich schuldig gewesen, so komme der Ueberschuß ihrer guten Werke allen Christen zu gute und bilde für die Kirche einen Schatz, (gleichsam einen Reservefond), worüber dem Papste, als Statthalter Christi, die Verfügung zum Besten aller Sünder zustehe.

Papst Alexander VI. erklärte zudem noch im Jahre 1500 in einer öffentlichen Bulle, daß er zugleich auch den Seelen im Fegfeuer aus natürlicher Zuneigung Hülfe leisten wolle. Man konnte also durch den Ankauf eines Ablasses die im Fegfeuer schmachtenden Seelen aus demselben befreien und sie so auf die leichteste Weise von der Welt sofort in den Himmel führen.

Im Jahre **1517** saß aber in Rom ein Mann auf dem päpstlichen Stuhle, Leo X., der beständig in der schrecklichsten Geldklemme war. Sein Privatleben, seine Freunde und Verwandten, sowie die Kriege, die er mit italienischen Fürsten führte, verschlangen ungeheuere Geldsummen. Da kam er dann endlich auf die für ihn glückliche Idee durch den schrankenlosen Verkauf von Ablässen, seine sehr erschütterten Vermögensverhältnisse wieder etwas in Ordnung und in die Höhe zu bringen. Die von ihm ausgeschickten Mönche priesen ihre Waare, den Ablaß an, wie heutzutage die Geschäftsreisenden und die Quacksalber. Natürlich hieß es: das dadurch eingehende Geld diene zum Kriege wider die Türken und zum Ausbau der großen Peterskirche in Rom.

Die Gebildeteren im Volke kannten das schon und sie natürlich kehrten dem Ablaßwagen verächtlich den Rücken zu; allein die Unwissenden und Abergläubigen gingen, wie die schlauen Mönche auch erwartet hatten, in die Falle und warfen ihr sauer verdientes Geld den heuchlerischen Marktschreiern zu.

Unter den wandernden päpstlichen Geschäftsträgern, die meistens Dominikanermönche waren und die in Deutschland umherzogen, um den Ablaß für alle möglichen schon begangenen und noch zu begehenden Sünden zu verkaufen, war der unverschämteste von Allen, Johann Tetzel, welcher wie ein Marktschreier seine Ablaßzettel anpries und dabei ausrief: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt!"

Das Volk strömte ihm in Haufen zu und erwirkte sich so die Freischeine zur schnellen und sicheren Himmelfahrt. Als dieser Geschäftsreisende und **"Ticket peddler"** des heiligen Stuhles in Rom in die Nähe von Wittenberg kam, da fand er endlich seinen Mann, der ihm das schöne und gewinnbringende Handwerk gründlich legen sollte, und dieser Mann war der fromme und gelehrte Mönch Dr. Martin Luther.

Am 10. November 1483 ward zu Eisleben in Thüringen einem armen Bergmanne Hans Luther ein Söhnlein geboren, das er Martin taufen ließ. Der junge Martin war aber kaum ein halbes Jahr alt geworden, als es sein Vater für gut fand, Eisleben zu verlassen und nach dem Städtchen Marsfeld zu ziehen. Hier erging es dem alten Luther so gut, daß er sich bald, durch Fleiß und Sparsamkeit emporgebracht, einen Schmelzofen und eine Schmiede erwerben konnte, auch wurde er in den Rath der Stadt erwählt.

Der kleine Martin mußte schon sehr frühe die Schule besuchen, doch muß er damals ein recht wilder Junge gewesen sein, denn Luther erzählte später oft selbst, daß er in jener Zeit einmal an einem Vormittage fünfzehnmal Ruthenstreiche erhalten habe. Auch zu Hause fehlte es an körperlichen Strafen nicht.

Durch eine solche übermäßige Strenge wurde des Kleinen Gemüth eingeschüchtert. Er lernte jedoch fleißig, besonders die Kapitel des Katechismus, die zehn Gebote, das Vaterunser, christliche Gesänge und später auch die lateinische Grammatik.

Als er vierzehn Jahre alt geworden war, schickte ihn sein Vater nach Magdeburg in die Schule zu den Franziskanern. Dort

Eliſabeth Chriſtine, Gemahlin Friedrich's II

ELIZABETH CHRISTINE, WIFE OF FREDERICK THE GREAT.

aber hatte der Knabe eine schwere Lehrzeit. Freunde und Gönner hatte er nicht, Keiner trat zu ihm heran, um ihn in seiner Trauer zu trösten, und vor den strengen Lehrern fürchtete er sich. Dabei mußte er durch das Absingen geistlicher Lieder vor den Thüren der wohlhabenden Bürgerschaft sein tägliches Brod verdienen.

Als aber seine Eltern von der Noth ihres Sohnes hörten, nahmen sie ihn aus Magdeburg hinweg und schickten ihn dann nach Eisenach in die Schule, da sie dort Verwandte hatten. Aber diese Verwandten waren selbst arm und ohne Einfluß und somit mußte auch dort der kleine Martin oft hungern. Da sang er eines Tages einmal vor der Thür eines reichen Bürgers, Namens Cotta; die Gattin dieses Bürgers rief ihn dann in's Haus, labte ihn mit Speise und Trank und behielt ihn seines sanften, schüchternen, aber angenehmen Wesens wegen von jetzt an als ständigen Gast im Hause.

Luther blieb bis zu seinem achtzehnten Jahre in Eisenach, dann brannte er aber vor Begierde, an einer guten deutschen Universität seinen großen Wissensdurst löschen zu können. Deßhalb sandte ihn sein Vater auch endlich auf die hohe Schule nach Erfurt und befahl ihm die Rechte zu studiren, denn er hoffte, daß er in diesem Fache am schnellsten zu einer Beamtenstelle gelangen könnte.

Mit allem Eifer warf sich nun der junge Student auf die Philosophie des Mittelalters und auf die sogenannten „sieben freien Künste." (Diese schlossen das Studium der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie ein.)

Beim Besuche der Universitätsbibliothek fiel ihm eines Tages eine lateinische Bibel in die Hand. Zu seiner größten Verwunderung entdeckte er darin viel mehr Geschichten und Texte, als die Bruchstücke der Evangelien und Episteln, welche die Kirche sonntäglich dem Volke daraus vorlesen ließ. Von jetzt an wünschte er sich nichts Sehnlicheres, als einmal in den alleinigen Besitz eines solchen Buches zu gelangen und zugleich nahm er sich vor, in Zukunft täglich den Inhalt dieser Bibel weiter zu untersuchen. —

In demselben Jahre erhielt Luther die erste akademische Würde; er ward Magister und Doctor. Um die Prüfung, die dieser Würde vorausging, gut zu bestehen, hatte er so übermäßig Tag und Nacht studirt, daß er bald, nachdem er sie bestanden, in eine schwere Krankheit fiel.

Während dieser Krankheit besuchte ihn dann und wann ein alter Priester, und der sprach eines Tages zu Luther, als er hoffnungslos da lag, diese merkwürdigen Worte zu ihm: „Seid guten Muthes, mein lieber Magister, Ihr werdet nicht sterben; Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen." — Und Luther genas. Aber die lange Krankheit hatte sein ganzes Sinnen und Trachten vollständig umgeändert. Er entsagte der Jurisprudenz und nahm sich, trotzdem er zum Doctor der Philosophie an der Universität erhoben worden war, im Geheimen vor, in ein Kloster zu gehen. Im letzten Augenblick vor seinem Eintritt in's Kloster theilte er seinen intimsten Freunden seinen Vorsatz mit; diese bestürmten ihn, doch andern Sinnes zu werden, er aber ließ sich nicht bewegen, und so trat er dann am 17. August 1505 bei einbrechender Dunkelheit in's Kloster der Augustiner ein. —

Doch wie sollte sich der gute, fromme Mann in seinen schönen Ideen irren! Im Kloster, wo er Ruhe und Sammlung zu weiterem Studium und für die Erkenntniß Gottes zu finden hoffte, ging ihm jetzt plötzlich über das damalige Mönchsleben ein Licht auf.

Man suchte seinen Geist dort durch erniedrigende Arbeit und Herumwandern mit dem Klosterbettelsack nach und nach zu tödten, und ihn so zum handwerksmäßigen Bettelmönche umzumodeln. Holte er sich aus der Bücherei ein Buch zum Studium heran, dann rief ihm der Prior gleich zu: „Nicht mit Studiren, sondern mit Betteln sollst du dem Kloster nützlich werden!" So sollte dem sonst so wissensdurstigen Manne der Geist eingeschnürt werden.

Da erschien ihm aber zum Glück plötzlich, als ihm der Wahnsinn schon ziemlich nahe getreten war, in der Person des Abtes Johannes Staupitz, der über vierzig Augustiner-

klöster gesetzt war, ein wohlwollender und theilnehmender Freund. Der tröstete ihn und sprach zu ihm in seiner großen Melancholie: „Du willst mit Gewalt ein Sünder sein und bist doch keiner; der nackte Gedanke nur macht keinen Menschen zum Sünder! Drum auf, ermanne dich!“

Da sollte Rettung für Luther kommen.

Im Jahre 1508 wendete sich nämlich der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen an den ihm bekannten Dr. Staupitz mit der Bitte, ihm für seine Universität in Wittenberg einen gelehrten Lehrer der Philosophie zu schicken.

Freudigen Herzens übergab da Staupitz das an ihn eingetroffene Handschreiben dem Luther und sprach: „Martinus, ich will keinen anderen Magister empfehlen wie dich, denn du wirst nach dem Herzen des Kurfürsten sein.“

Luther aber glaubte sich der Stelle nicht gewachsen und bat ihn, eine andere Wahl zu treffen. Doch Staupitz antwortete jetzt: „Herr Doktor, Ihr bringt mich um mein Leben; ich werde es dann kein Vierteljahr mehr treiben.“

Und so drang der redliche Abt endlich bei Luther durch. Dieser ging nach Wittenberg, und gleich seine erste Predigt machte gewaltiges Aufsehen, denn er predigte einfach und kräftig, im Geiste der heiligen Schrift, und was er sagte, das kam ihm vom Herzen. Er blieb zwar Augustinermönch, doch machte man ihn zum Prediger an der Universitätskirche, die jeden Sonntag von Zuhörern überfüllt war.

Im Jahre 1510 mußte er in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom reisen, und dort lernte er nun in der Nähe die schreckliche Verdorbenheit der katholischen Geistlichkeit kennen. Bei seiner Rückkehr sagte er: „Nicht tausend Goldgulden wollte ich nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben!“

Auch wurde er jetzt vom Kurfürsten zum Doktor der Theologie erhoben, „da er ihn mit einer Predigt so sehr erbaut habe“.

Da erschien Tetzel mit seinem Ablaßkasten in einem Dorfe bei Wittenberg, und Luther mußte nun das Unheilige, Unheilvolle und Schmachvolle des ganzen Ablaßhandels mit ansehen.

Das empörte ihn und verletzte sein sittliches Gefühl im Innersten seines Wesens, wodurch plötzlich seinem Geiste eine ganz andere Richtung gegeben wurde.

Er fing an, in seiner Kirche gegen den Ablaß zu predigen und gegen den Unfug zu eifern. Und wo immer er in seinem heiligen Eifer mit beredten Worten gegen diesen gottlosen Mißbrauch losdonnerte, da drängte sich das Volk heran und bewunderte nicht allein seinen Muth, daß er so die Wahrheit wagte zu sagen, sondern es fühlte auch, daß es selbst schon so dergleichen gedacht, aber selbst nicht gewagt habe, es auszusprechen.

Und des beherzten Reformators Zorn ging weiter und weiter, so daß er am 31. Oktober 1517 einen großen Bogen an die Thüre der Schloßkirche in Wittenberg anschlug, auf welchem er 95 Sätze (Theses) geschrieben hatte, die er gegen Jedermann mündlich und schriftlich vertheidigen wolle.

Hauptsächlich waren diese Sätze gegen den Ablaß und Tetzel gerichtet, aber dieser hütete sich wohl nach Wittenberg zu kommen und mit dem gelehrten Doktor zu disputiren.

Die Nachricht von Luther's Kühnheit drang in kurzer Zeit durch ganz Deutschland, und überall las man die von ihm aufgestellten Sätze mit großem Interesse vor. Keiner aber hatte noch eine Ahnung, was die Folgen davon sein könnten.

Die Dominikaner, die ohnehin den Augustinermönchen nie recht freundlich gesinnt waren, vernahmen aber das Vorgehen Luther's mit Schrecken und Zorn, denn sie fürchteten den Eingang ihres einträglichen Geschäftes, des Ablaßhandels, und schalten den Verfasser der aufgestellten 95 Sätze einen K e t z e r, der sich gegen den Papst auflehne. Auf diese Anklage zog Luther nach Heidelberg und erläuterte dort in einer großen Versammlung, besonders auch den eigenen Ordensbrüdern, seine Ansichten und Lehren, verfaßte darüber eine ausführliche Schrift und schickte dieselbe an Papst Leo X. nach Rom zur Begutachtung, in der Hoffnung, von ihm Gerechtigkeit zu erfahren.

Aber Luther sollte sich auch im Papste täuschen, vor dem er

noch immer eine heilige Scheu und Unterwürfigkeit an den Tag gelegt hatte.

Papst Leo X. befahl ihm, binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen, um sich da wegen seiner Reden und Schriften zu verantworten Dort wäre ihm natürlich kein Heil widerfahren und er zog es deßhalb vor, zu Hause zu bleiben. Sein Freund, der Kurfürst, der ihn wegen seiner Freimüthigkeit lieb gewonnen, brachte es sogar fertig, daß der Papst seinen Befehl an Luther dahin abänderte, daß er ihm jetzt gebot, sich in Augsburg beim Kardinal Kajetan zu melden, um von diesem das Weitere zu erfahren.

Luther zog nach Augsburg, wo er von diesem Kirchenfürsten zwar auf's Freundlichste empfangen, aber auch auf's Entschiedenste aufgefordert wurde, seinen Irrlehren und irrigen Ansichten zu entsagen. Unerschrocken antwortete Luther aber, er sei sich keiner Irrthümer bewußt und vertheidigte ebenso kühn wie energisch das, was er gepredigt.

In höchster Ungnade entließ ihn endlich der Kardinal. Luther schlug jetzt aber auch in Augsburg seine Vertheidigung an die Kirchenthüre und forderte Kajetan in einer Schrift auf, eine Kirchenversammlung zu berufen, in welcher er sich vor allen hohen Prälaten und Fürsten aussprechen und vertheidigen wollte. Auf dieses hin drangen seine Freunde in ihn, so schnell wie möglich die Stadt heimlich zu verlassen.

Bald darauf erhielt Kardinal Kajetan in Augsburg den Befehl des Papstes, Luthern gefangen zu nehmen und ihn nach Rom abführen zu lassen. Sollte ihm jedoch das nicht gelingen, so solle er ihn und alle seine Anhänger als Ketzer, Verfluchte und Vermaledeite ausschreiben und sie mit dem Kirchenbann belegen.

Luther blieb auf der Einberufung einer Kirchenversammlung stehen.

Nun erschien als Abgesandter vom Papst in Wittenberg Karl von Miltitz und versuchte den willensstarken Reformator durch Güte auf andere Wege zu bringen. In Altenburg

pflogen die Beiden im Beisein vom Kurfürsten Verhandlungen, die damit endigten, daß Luther einen sehr ehrerbietigen Brief an den Papst schrieb und ihn seiner Ergebenheit versicherte. —

Vielleicht hätte jetzt noch einmal die Angelegenheit eine für die päpstliche Partei günstige Wendung nehmen können, allein gleich darauf empfing Luther von Dr. Johann Eck, einem Doctor der Theologie in Ingolstadt, eine schriftliche Einladung, nach Leipzig zu kommen und dort mit ihm öffentlich über die in Frage stehenden Sätze zu disputiren.

Luther nahm die Einladung an und fuhr, begleitet von Professoren und Studenten, aus Wittenberg gen Leipzig. Dort dauerte unter ungeheuerem Zudrang die Disputation mehrere Wochen lang und jeder der beiden Männer behauptete Sieger geblieben zu sein. Eck reiste nach Rom und bewog dort den Papst eine Bulle gegen seinen Gegner zu erlassen. In dieser Schrift wurden 41 Sätze aus Luther's Schriften als ketzerisch verdammt und das Verbrennen seiner Schriften anbefohlen. Luther selbst aber sollte, wenn er binnen 60 Tagen nicht Alles widerrufe, gefangen genommen und nach Rom geschleppt werden.

Nachdem die festgesetzte Zeit zur Rückkehr Luther's vorüber war, wurde jedoch dieser päpstliche Befehl nur in einigen Städten Deutschlands, z. B. in Köln und Mainz, ausgeführt. In Kursachsen und anderen Orten durfte die päpstliche Bulle nicht einmal bekannt gemacht werden. In Leipzig wurde sogar Dr. Eck fast todt geschlagen.

Bei Luther war nun aber der letzte Rest von Ehrfurcht gegen die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Papstes verschwunden. Er schrieb ein Werk, worin er den Papst den Antichrist nannte, der die Wahrheiten der heiligen Schrift zu unterdrücken suche und kündigte ihm deßhalb feierlichst den Gehorsam auf.

Dann rief er die Studenten und Professoren in Wittenberg zusammen, zog mit ihnen am 20. December 1520 vor das Thor der Stadt und verbrannte dort auf einem Scheiterhaufen eigenhändig die Schriften über das päpstliche Recht, sowie auch alle die gegen ihn erlassenen päpstlichen Befehle.

Damit war der entscheidende Schritt gethan, durch welchen Luther sich für immer von der katholischen Kirche lossagte.

An der Flamme dieses Scheiterhaufens sollte sich doch bald die Fackel eines furchtbaren Religionskrieges entzünden, der das schöne, gesegnete Deutschland fast in eine Wüste verwandelte und zugleich auch die Söhne desselben bis auf den heutigen Tag in die Reihen zweier sich oft unbrüderlich und feindlich gegenüberstehender religiöser Parteien trieb.

Eine Hauptstütze und ein wohlmeinender, kluger Rathgeber für Martin Luther in seinem aufreibenden Kämpfen gegen das Papstthum war sein sanftmüthiger und gelehrter Freund Philipp Melanchthon, der im Jahre 1518 als Professor der griechischen Sprache vom Kurfürsten auf die Empfehlung Reuchlin's nach Wittenberg gerufen worden war. Oft hatte er schon das leicht aufbrausende Wesen Luther's durch seine sanften, klugen Reden in die rechten Schranken gewiesen und ihm Ruhe und Geduld in allen Dingen empfohlen.

Luther erkannte die guten Eigenschaften seines Freundes und Lehrers (denn Melanchthon, obgleich jünger, unterrichtete ihn in der griechischen Sprache) an und fügte sich stets mit dankbarem Herzen seinen Rathschlägen.

Im Jahre 1521 ging Luther, auch durch Melanchthon gestärkt, auf den Reichstag nach Worms, auf welchen ihn Kaiser Karl V., der unterdessen dem Kaiser Maximilian auf dem Throne gefolgt war, hatte entbieten lassen.

In Begleitung eines kaiserlichen Herolds und etlicher Freunde trat Luther die Reise an. Diese gestaltete sich für ihn zu einem förmlichen Triumphzug durch's Reich. Ueberall wo er hin kam drängte sich das Volk um ihn herum oder zog ihm entgegen; da Jeder den kühnen Mönch zu sehen wünschte, der den Muth hatte, dem Papste entgegen zu treten. Oft wurde er auf seinem Wege gewarnt, allein er ließ sich nicht beirren und zog muthig weiter. —

Am 16. April 1521 zog er in Worms ein. Kurz vorher, als ihm die Domthürme der Stadt Worms schon sichtbar waren, trat ein Bote auf ihn zu und warnte ihn, die Stadt zu betreten. Er

aber antwortete diesem: „Und wenn auch so viel Teufel in Worms wären, als Ziegeln auf den Dächern, so will ich doch hinein."

Am nächsten Tage wurde er schon vor den Kaiser und die fürstlichen Herrn geladen.

Aengstlich näherte er sich dem Sitzungssaale, doch Georg Frundsberg, der tapfere Oberst der Landsknechte, stärkte ihn durch einige freundliche Worte und sprach zu ihm, indem er ihm an der Thüre zum Saale auf die Schultern klopfte: „Mönchlein, Mönchlein! du gehest einen Gang, dergleichen ich und mancher Kriegsoberst in der schwersten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen!" —

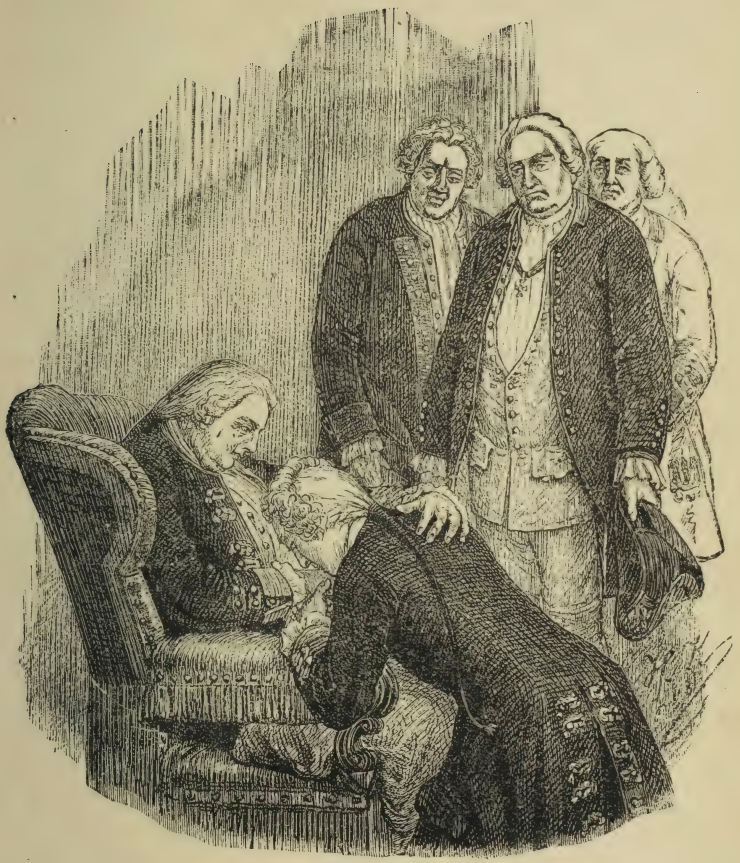
Als er eingetreten vor die hohen Herrn, da fragte ihn der Reichsmarschall, ob er diese Bücher, so vor ihm lägen, als die seinigen erkenne und ob er dieselben widerrufen wolle?

Die erste Frage bejahte er; für die zweite erbat er sich Bedenkzeit bis zum nächsten Tage.

Am nächsten Tage gegen fünf Uhr Abends, die Kerzen und Fackeln brannten schon im Saale, stand er wieder vor den geistlichen und weltlichen Fürsten und Herrn des deutschen Reiches. In einer langen, kräftigen Rede, zuerst in deutscher und dann, da der Kaiser dieser nicht mächtig war, in lateinischer Sprache, erläuterte er seinen Standpunkt. Da sagte endlich ein Bischof, dem wahrscheinlich diese offene Sprache über geistliche Dinge nicht recht gefiel, zu ihm: „Genug des Redens; gebet klare und deutliche Antwort: Widerruft Ihr — oder nicht?" —

Diesem antwortete jetzt Luther:

„Weil denn kaiserliche Majestät, Kur- und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich überwiesen werde mit Zeugnissen aus der heiligen Schrift, oder mit klaren, hellen Gründen: so kann und will ich nichts widerrufen, weil es nicht gerathen ist, etwas



Abſchied Friedrich's des Großen von ſeinem Vater.
RECONCILIATION OF FREDERICK THE GREAT WITH HIS FATHER

wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" —

So schloß Luther's Rede auf dem Reichstage zu Worms und seine Worte waren nicht auf steinigen Boden gefallen; sie waren in die Herzen gar manches deutschen Mannes, ohne Furcht und Tadel, gefahren, sogar auch in das eines früheren heftigen Feindes von ihm, in das des Herzogs Erich von Braunschweig, der voller Begeisterung über Luther's Wort ihm eine silberne Kanne voll Einbecker Bieres in die Herberge schicken ließ, mit dem Wunsche, er möge es zur Kräftigung in künftigen Zeiten auf sein Wohl leeren.

Und Luther als Kenner ließ dem gesunden starken Tropfen volle Ehre angedeihen.

Nachdem man ihn schließlich noch einmal aufgefordert hatte, seine Lehren zu widerrufen, er aber standhaft diesem entgegen trat, erklärte man ihn endlich in die Reichsacht und kündigte dem Volke an, daß Dr. Martin Luther vom leibhaftigen Teufel besessen sei und damit umgehe, die Menschheit in den Schlund der Hölle zu treiben.

Der päpstliche Nuntius setzte sogar dem Kaiser Carl V. zu, ihn in Worms gleich aufgreifen und festnehmen zu lassen, da man einem Ketzer keine Worttreue schuldig sei. Carl ging jedoch nicht auf solchen Verrath ein.

Der kühne Reformator befand sich nun infolge der Reichsacht in großer Gefahr, von irgend einem geheimen Feinde sofort aufgehoben zu werden, deßhalb zog er auf Anrathen seines Freundes, des Kurfürsten Friedrich's des Weisen, eiligst von Worms fort. Als er dann auf der Rückreise nicht weit von Eisenach in die Nähe des Schlosses Altenstein kam, sprengten plötzlich der Burghauptmann von der Wartburg, Hans von Berlepsch und der Herr von Altenstein mit zwei Knappen aus dem Walde heran und griffen Luther, mit verstellter Gewalt, wie es vorher verabredet war, an und zwangen ihn, ihnen in den Wald zu folgen, wo sie ihm die Mönchskutte schnell auszogen und ihn mit einer Rittertracht umkleideten. Luther's Bruder

war beim Angriff auf und davon gelaufen, ohne Abschied zu nehmen und erzählte dann überall wo er hinkam, daß sein Bruder Martin von Rittern und Knappen gefangen genommen und fortgeschleppt worden sei.

Luther selbst wurde jedoch von seinen heimlichen Freunden als Gefangener in die Wartburg gebracht, wo er als der Staatsgefangene Junker Görge eingeliefert wurde, aber eine so gute Behandlung erhielt, daß sich selbst der Kellermeister dort darauf keinen Vers machen konnte.

Der Aufenthalt Luther's auf der Wartburg war für das deutsche Volk doch geradezu ein Segen bringender, denn seine unvergleichliche Uebersetzung der Bibel in's Deutsche hat dieses nur Luther's längerer Zurückgezogenheit auf dieser Burg zu verdanken und wird ihm dieselbe für alle Zeiten ein hochwichtiger literarischer Schatz bleiben.

Indessen blieben die Lehren Luther's auch nicht ganz ohne bedenkliche Folgen, denn wie alle plötzlichen Entfesselungen auf geistigen Bahnen sofort auch unheilsvolle Abweichungen bringen müssen, so geschah es auch jetzt. Schwärmer und Abenteurer machten sich die Aufregung bei dem ungebildeten, allerdings lange in elender Knechtschaft gehaltenen Volke zum Nutzen und führten einen Theil desselben auf die entsetzlichen Bahnen des Terrorismus. So predigte Thomas Münzer damals gleich die Lehren des Communismus und entfesselte damit die Leidenschaften des armen Volkes so, daß er zuletzt selbst, wie der Zauberlehrling von Göthe, die entfesselten Geister nicht mehr bannen konnte. Fünftausend seiner Anhängern wurden bei einer Zusammenrottung bei Frankenhausen in Thüringen niedergehauen; er selbst aber war einer der Ersten, die entflohen, um sich in einem Heuschober zu verstecken.

Beinahe dasselbe Schicksal erlitt auch der Abenteurer und Schwärmer Johann Bockhold, auch Johannes von Leyden genannt. Auch er führte in der Stadt Münster ein kurzes und blutiges Regiment, bis er von den Soldaten des Bischofs von Münster gefangen genommen, in einen Käfig gesperrt und zuletzt enthauptet wurde.

Luther jedoch schritt ruhig und besonnen auf seinen Bahnen weiter. Im Jahre 1523 schrieb er eine neue Ordnung des Gottesdienstes vor, dann gab er mit Hülfe des Kapellmeisters Johannes Walther das erste evangelische Gesangbuch heraus, wozu er selbst die herrlichsten Lieder dichtete und componirte, z. B. das allbekannte: „Eine feste Burg ist unser Gott!"

Im Jahre 1524 trat er endlich aus dem Kloster aus und verheirathete sich bald darauf mit Katharina von Bora, die früher selbst Nonne gewesen.

Ein glücklicher Umstand für die Ausbreitung der Reformation war jedenfalls die Gleichgültigkeit Karl V., die dieser für alle Vorgänge im deutschen Reiche an den Tag legte. Sein Krieg mit König Franz I. in Frankreich nahm all sein Sinnen in Anspruch. Nur wenn er Geld brauchte, schrieb er im deutschen Reiche einen Reichstag aus.

So einen solchen im Jahre 1529 in Speyer, auf welchem abermals der Streit zwischen dem Papste und den Lutheranern an der Tagesordnung war.

Nach langem Streiten dort fügten sich endlich die Katholiken so weit, daß die Lutherischen für's Erste freie Religionsübung halten sollten, d h. wenn sie die Messe beibehalten und allen sonstigen Neuerungen entsagen wollten.

Dagegen protestirten aber die Lutherischen und dadurch erhielten sie damals den Namen — „Protestanten."

Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 wurde von Philipp Melanchthon eine ausgezeichnet klare und sorgfältig erwogene Schrift, die s. g. Augsburger Konfession, aufgesetzt, die die Glaubenslehre der Protestanten darstellte. Dem Kaiser Karl V. gefiel diese zwar, er übergab sie aber doch katholischen Geistlichen zur Begutachtung. Diese verwarfen sie natürlich. Als darauf der Kaiser die Protestanten zur Nachgiebigkeit zwingen wollte, hielten diese aber fest an ihren Grundsätzen und die Sache blieb wieder unentschieden.

Im Jahre darauf (1531) entstand in Folge dessen der Bund zu Schmalkalden, bei welchem sich der Kurfürst von

Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und Andere mit elf Städten gelobten, treu zusammen zu stehen, wenn die Katholiken sie durch Waffengewalt zwingen wollten, von ihrem Glauben abzulassen.

Luther wohnte dieser Versammlung auch bei; als er aber dabei die Möglichkeit eines unheilvollen Krieges ersah, der in Folge seiner kühnen Lehren wohl ausbrechen könnte, äußerte er fast trostlos, daß er lieber den Tod selbst zehnmal erleiden wolle, als ein solches Unheil heraufbeschwören.

Von da an blieb er noch, trotz häufiger Krankheiten, für das fernere Gedeihen seines begonnenen Werkes, unermüdlich thätig und sorgte in Gemeinschaft mit seinem treuen Freunde Melanchthon besonders für die Verbesserung des Schulwesens.

Endlich sollte ihn am 18. Februar 1546 der Tod von seiner segensreichen Lebenslaufbahn abberufen.

Wenige Stunden zuvor, ehe er seinen großen Geist aufgab, fragte ihn einer seiner, das Bett umstehenden Freunde, ob er auf die Lehre von Jesu Christi, wie er sie gepredigt habe, sterben wolle, antwortete er darauf mit einem lauten, vernehmlichen „Ja." —

In Luther und Melanchthon erblicken wir die hervorragendsten Männer und Geister der Reformationszeit.

„Beide waren," — sagt Schlosser, der große deutsche Geschichtsschreiber, — „was sogar ihre Feinde zugeben, durch angeborenes Talent und erworbene Wissenschaft damals die ausgezeichnetsten Männer in Deutschland; beide darbten und sie sowohl, wie auch die gelehrten deutschen protestantischen Geistlichen, die ihnen noch folgten, würden gerne noch mehr gedarbt haben, wenn man ihnen nur die Freiheit des Denkens und Lehrens gegönnt hätte."

„In den Händen der protestantischen Gelehrten und Geistlichen lagen bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts alle deutschen wissenschaftlichen Bestrebungen, bis dann die Jesuiten auch versuchten, bei ihren Glaubensgenossen denselben Eifer für die Wissenschaft zu erwecken."

Friedrich der Große nach der Schlacht von Kollin.
FREDERICK THE GREAT AFTER THE BATTLE OF KOLLIN.

„Sie thaten das aber nur aus Eifersucht und um mit dem Wissen später das Wissen zu bekämpfen."

„Eine deutsche Literatur aber gab es vorher schon deßhalb nicht, weil die deutsche Nation nicht einem deutschen, sondern einem römischen Kaiser gehorchte, und einem römischen Reiche, sowie einer römischen Kirche angehörte." — — —

Die Reformation hatte dem römischen Kaiser- und Papstthume in Deutschland einen gewaltigen Schlag versetzt, und es wurden daher von Beiden jetzt die äußersten Anstrengungen gemacht, den Protestantismus wieder auszurotten.

Sie verließen sich dabei erstens — auf die Protestanten selbst, denn diese führten jetzt gegen sich untereinander einen beinahe noch heftigeren und fanatischeren Krieg, wie früher gegen den Papst; zweitens auf den Jesuiten-Orden, der 1540 von Ignaz Loyala gegründet worden war, und drittens auf die beiden gut katholischen Häuser Oesterreich und Baiern.

Schon hatte die kalvinische Glaubenslehre den sanften Melanchthon in's Grab gestreckt (1560) und die protestantischen Fürsten wurden von den Jesuiten bearbeitet. Kriegerische Wolken zogen sich zusammen, so daß man mit Recht im ganzen Reiche einer schweren, verhängnißvollen Zukunft entgegen sehen konnte.

Mit dem Tode Luther's und Melanchthon's treten wir nun auf das Gebiet der Geschichte der Neuzeit und der Verfasser schließt für die Zukunft die eingehenderen Schilderungen der bedeutendsten Ereignisse im deutschen Reiche, so ferne sie nicht mit der Geschichte der Hohenzollern verknüpft sind.

Sechstes Kapitel.

Die Hohenzollern.

Schon im Vorhergehenden wurde stets, wenn immer passend, die Gelegenheit ergriffen, das jeweilige Eingreifen der Hohenzollern in die Geschichte Deutschlands hervorzuheben und es wird aus dem freilich noch sehr Spärlichen, was hier über dieselben

gesagt worden ist, dem Unbefangenen doch wohl nicht entgangen sein, welche edele und rechtschaffene Gesinnungsart und welche Treue für den Kaiser des Reichs die Mitglieder dieses Hauses meistens erwiesen haben.

Becker sagt von ihnen: „Die Hohenzollern führten ihre Herrschaft zum Wohle der Unterthanen. Sie hatten immer das allgemeine Beste der Marken im Auge, suchten daher ihre Lande zu einem Ganzen zusammen zu fügen und sich selbst zum Mittelpunkte des neuen Staates zu machen." —

Das Fürstengeschlecht der Hohenzollern führt seinen Namen von der Burg Hohenzollern auf der schwäbischen Alp und wird zuerst um die Mitte des elften Jahrhunderts in der Geschichte erwähnt.

Es war damals schon ein recht begütertes und mächtiges Geschlecht, dessen Besitzungen sich von dort bis zu den Ufern des Bodensees erstreckten.

Durch eine Heirath erwarb es im Jahre 1190 auch Besitzungen in Franken, sowie auch das Burggrafenamt von Nürnberg.

Seit 1230 theilt es sich in die ältere und jüngere Linie. Die erstere war im Besitze der fränkischen Güter und der Burggrafschaft in Nürnberg. Die jüngere behielt die Grafschaft Hohenzollern. Der älteren entstammen die Könige von Preußen; der jüngeren die Fürsten von Hohenzollern.

Die fränkischen Hohenzollern schwangen sich durch kühne Unternehmungen, durch weise Sparsamkeit im Staat und im Familienleben und einen gewaltigen Ehrgeiz zu immer größerer Bedeutung in der Weltgeschichte empor. So erhielt, wie schon an anderer Stelle gelegentlich mitgetheilt, Friedrich V. von Hohenzollern für geleistete gute Dienste von Kaiser Karl IV. die Würde eines Reichsfürsten, und seine Söhne theilten sich dann in seine Besitzungen: Johann erhielt das Fürstenthum Bayreuth und Friedrich VI. das Fürstenthum Ansbach. Später wurde dann dieser Friedrich VI. für ebenfalls treue Dienste von Kaiser Sigismund dazu auserlesen, die Ordnung und Ruhe in dem brandenburgischen Lande herzustellen.

Am 8. Juli 1411 übertrug ihm der Kaiser deßhalb die Landesregierung in der Kurmark als einem „vollmächtigen Verweser und obersten, ersten Hauptmann".

Gerne hätte wahrscheinlich damals schon Sigismund seinem treuen Freunde, dem Burggrafen Friedrich, Brandenburg als erbliches Fürstenthum überlassen und gesetzlich übertragen, allein er fürchtete die Eifersucht Wenzel's von Böhmen, der auf seinem Erbrecht für Brandenburg bestand, daher ertheilte er Friedrich vorerst nur den Genuß aller Landeseinkünfte, die Ausübung der Gerichtsbarkeit und das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, dazu noch die Erblichkeit der Landesverweſung und die Summe von 100,000 Goldgulden.

Friedrich VI. kam im Jahre 1412 in Brandenburg an und forderte von dem Volke die Huldigung. Allein der trotzige Adel, besonders die beiden Brüder Quitzow, die dort lange Zeit ein zügelloses Leben geführt, verhöhnten ihn als „Nürnberger Tand" und wollten sich nicht fügen.

Aber mit der herkömmlichen hohenzollerischen Energie und Furchtlosigkeit fuhr der tapfere Friedrich in ihre Reihen hinein, zerbrach ihre Burgen und im Jahre 1414 war das ganze Land ruhig und in Ordnung.

Nach gethaner Arbeit begab sich Friedrich nach Kostnitz auf's Conzil, wo Kaiser Sigismund ihn für sich und des Reiches Wohl bedurfte.

Und daß er dort wieder gute Arbeit für Kaiser und Reich gethan, ersieht man schon daraus, daß der Kaiser ihn jetzt, am 30. April 1415 mit dem Lande Brandenburg feierlichst belehnte, und ihn zugleich zum Kurfürsten und Erzkämmerer erhob; doch behielt er für Wenzel von Böhmen noch das Recht vor, daß derselbe zu jeder Zeit das Land für 400,000 Gulden zurückkaufen könne.

Friedrich und seine Nachfolger verhüteten später durch Hausgesetze die Zersplitterung ihrer Besitzungen und legten zugleich dem unruhigen Elemente, den Raubrittern in ihrem Lande, auf das Gründlichste das Handwerk.

Joachim II. von Brandenburg führte die Reformation in

der Mark ein und legte durch Verträge den Grund zu dem späteren Wachsthum des Staates. Im Jahre 1537 schloß er eine Erbverbrüderung mit dem Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau, nach welcher im Falle des Aussterbens des herzoglichen Hauses diese Länder an Brandenburg fallen sollten.

Im Jahre 1569 erlangte Joachim für sich und seine Erben die Mitbelehnung des Herzogthums Preußen von dem Könige von Polen, wodurch der Grund zur Ausdehnung der Macht der Hohenzollern an der Ostsee gelegt wurde.

Ueber die Geschichte des wilden, theilweise in späten Zeiten noch heidnischen Preußenvolkes ist schon ein früheren Kapiteln so ausführlich wie möglich berichtet worden, und ist deßhalb hier anknüpfend an das schon Gesagte, nur noch das als Fortsetzung zu berichten:

Daß diese vorher erwähnten Verträge zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg Joachim II. und dem Könige von Polen erst bei dem dritten Nachfolger Joachim's II., dem Johann Sigismund, im Jahre 1618 durch die Heirath desselben mit Anna, der ältesten Tochter des Preußenherzogs Albrecht Friedrich zur endgültigen und gesetzlichen Geltung kamen, und von da ab erst Preußen in den unbestrittenen Besitz der Brandenburger gesetzt wurde.

Auch die Ansprüche auf die Besitznahme von den Ländern Cleve, Mark und Ravensberg wurden so bestätigt. —

Nun hätte es allerdings gegolten, die drei großen aber getrennten Gebiete der Hohenzollern durch eine kluge und energische Politik zu einem Ganzen zusammen zu schmelzen; allein der charakterlose Georg Wilhelm (1619–1640) überließ die Leitung seiner Staaten ganz dem katholischen Kanzler Adam von Schwarzenberg, der während des 30jährigen Krieges unentschieden zwischen den Parteien hin und her schwankte. Dadurch geschah es, daß Georg Wilhelm in große Noth gerieth, denn bald durchzogen die Schweden, bald Mansfeld, bald Wallenstein sengend, brennend und mordend seine Länder, in denen zuletzt auch noch zur Steigerung des großen Elends,—

Friedrich der Große am Morgen nach der Schlacht von Torgau.

FREDERICK THE GREAT AFTER THE BATTLE OF TORGAU.

die Pest ausbrach. Georg Wilhelm verließ in seiner Verzweiflung die Mark und zog nach Preußen, wo er auch starb, seinen Ländern jedoch einen Sohn hinterlassend, der der Retter derselben und der Gründer des brandenburg-preußischen Staates werden sollte; es war dieses Friedrich Wilhelm, der spätere Große Kurfürst; er übernahm 1640 die Regierung seines Vaters. —

Friedrich Wilhelm erhielt seine erste Erziehung und seine ersten, wohlthuenden Eindrücke für's künftige Leben von seiner Mutter und Großmutter. Später besuchte er die Universität zu Leyden, wo er sich hauptsächlich dem Sprach- und Geschichtsstudium hingab.

Am Hofe im Haag suchte man ihn später, doch vergebens in die Netze eines üppigen, zügellosen Hoflebens hineinzuziehen, er entzog sich demselben mit männlicher Energie und zog es vielmehr vor, sich in's Lager seines Oheims, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, zu begeben, um dort hauptsächlich die Belagerung von Breda mitmachen zu können, die dieser praktisch leitete.

Der Umgang mit diesem ausgezeichneten Mann verfehlte ebenfalls nicht, den günstigsten Eindruck auf den künftigen, unternehmenden Regenten von Preußen zu machen und er lernte in dessen Nähe und mit dessen Hülfe in den einzelnen Verwaltungsabtheilungen der Regierung in den Niederlanden, was ein kleiner Staat bei kräftiger Staatsleitung in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe zu leisten vermag.

Mit dem ernsten Willen, die unglückliche Lage seines Landes zu bessern, und voller Pläne für dessen Zukunft, übernahm der junge Fürst 1640 die Regierung.

Seine erste Sorge war nun, sich der Besatzungstruppen in den verschiedenen Festungen zu versichern, denn diese hatten seit dem Prager Frieden stets nur dem Kaiser den Eid der Treue geschworen gehabt. Die Obersten, die ihm den Eid verweigerten, entließ er mit ihren Truppen sofort; aus dem Rest aber bildete er 1641 ein stehendes Heer von 3000 Mann, die Grundlage des späteren, so gewaltigen preußischen Heeres.

Um sein Land vor den Einfällen der Schweden zu schützen, schloß er 1641, nach Schwarzenberg's Ableben, einen Waffenstillstand mit ihnen und suchte den gegen ihn deßhalb aufgebrachten Kaiser zu beschwichtigen, bis sein Heer auf 8000 Mann herangewachsen war.

Jetzt erst athmete, nach all der Noth, das brandenburgische Land wieder etwas auf und bei den Westfälischen Friedensunterhandlungen, die dem 30jährigen Kriege 1648 ein Ende setzten, konnte der Kurfürst, der in dem entsetzlichen und wirren Treiben desselben eine außerordentliche Gewandtheit, Zähigkeit und List bekundete, ein entscheidendes Wort mitreden.

Trotz aller seiner Hartnäckigkeit und staatsmännischen Klugheit gelang es ihm indessen nicht, bei diesen Friedensunterhandlungen, seinen Lieblingsplan, die Eroberung Pommerns, auf das er seit dem Jahre 1529 gerechte Ansprüche machen konnte, durchzusetzen. Nur Hinterpommern wurde ihm zugestanden und für Vorpommern erhielt er dann das Herzogthum Magdeburg und Halberstadt, sowie das Bisthum Minden und Kammin als Entschädigung.

Diese Landgebiete erschienen ihm jedoch rein nichts gegen Stettin, die Odermündung und die Ostseeküste zu sein, da er Brandenburg doch auch gar zu gerne zu einer Seemacht erhoben hätte.

Bei der Erwähnung der Westfälischen Friedensunterhandlungen, die auch für den großen Kurfürsten eine wesentliche Bedeutung hatten, ist es hier auch wohl am passendsten, über die Ursachen und den Beginn des 30jährigen Krieges, dieses verhängnißvollsten aller Kriege für Deutschland etwas mitzutheilen, ohne deßhalb gerade auf dessen endlichen Verlauf und Geschichte näher einzugehen. —

In Böhmen hatten die Anhänger des Johannes Huß, die s. g. „Böhmischen Brüder", von Kaiser Rudolph II. den s. g. Majestätsbrief erhalten, durch welchen die Protestanten mit den Katholiken in Böhmen völlig gleich gestellt worden waren.

Diese Rechte wurden jedoch von Kaiser Mathias nicht anerkannt; ja auf seinen Befehl sind sogar protestantische Kirchen in Böhmen wieder niedergerissen worden.

Die Vorstellungen der dadurch auf's Höchste erbitterten Protestanten wurden nicht erhört. Es hieß sogar, man hätte ihre Abgeordneten gar nicht vorgelassen und die Antworten auf die Bittschriften wären von den kaiserlichen Räthen Martinitz und Slawata verfaßt worden, welche beide fanatische Katholiken waren, die ihre protestantischen Unterthanen mit Hunden in die Kirche hetzen ließen.

Es schaarte sich deßhalb am 23. Mai 1618 ein Haufen Protestanten zusammen, stürmte das Rathhaus zu Prag und stürzte die dort versammelten Räthe, unter ihnen auch die beiden Genannten, aus den Fenstern desselben in den Stadtgraben. Dann bemächtigten sie sich des kaiserlichen Schlosses. Bald darauf standen die Protestanten Böhmens, aus der Lausitz und anderen Landesgebieten mit einem 4000 Mann starken Hülfsheere unter Ernst von Mansfeld gegen die katholische Macht des Kaisers unter Waffen.

Dem schon bereits alten und auch kränklichen Kaiser Mathias kam diese Wendung aber sehr ungelegen. Er ersuchte daher seinen Neffen und Thronfolger Ferdinand, Erzherzog von Steiermark, mit den Protestanten zu unterhandeln. Allein dieser, ganz in den Händen der Jesuiten, nahm nach dem Tode seines Vetters den Kampf mit den Protestanten auf und schrieb auf seine Fahnen: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!"

Wie dieser nun immer weiter um sich greifende Krieg völlig dreißig Jahre lang gewährt und endlich verlief, dieses hier zu berichten, würde zu weit von den Bahnen abführen, und deßhalb sei hier nur noch so viel darüber gesagt:

Der dreißigjährige Krieg war der unglücklichste und schmachvollste Krieg, den Deutschland je geführt hat. Das sonst so blühende Reich bot bei seinem Ende einen erschütternden und trostlosen Anblick dar. Tausende von Dörfern und Städten

lagen niedergebrannt in Schutt und Asche, und heimathlos irrten die unglücklichen Bewohner umher.

In Böhmen und Mähren allein waren, außer vielen Städten und Flecken, über 1000 Dörfer so total verschwunden, daß man sogar theilweise gar nicht mehr im Stande war, zu bezeichnen, wo sie gestanden hatten.

Ganze Gegenden, ehemals die Sitze eines regen und fröhlichen Lebens, waren in schaurige, menschenleere Wüsteneien umgewandelt. Felder lagen unangebaut; Handel und Gewerbe stockten; Schulen gab es in vielen Gegenden weit und breit keine mehr.

Fast die Hälfte der Einwohner Deutschlands war untergegangen. Pestartige Krankheiten, Hungersnoth und Verzweiflung wütheten unter denen, welche dem Racheschwert des Feindes entgangen waren. Dazu hatte die ungeheure Noth und der stete Anblick des Jammers und der Mordlust die Herzen der Menschen verwildert. Nirgends war Sicherheit; überall wimmelte es von Räubern und mordlustigem Gesindel. Und was war nebenbei auch noch von der damaligen deutschen Jugend zu erwarten, die mitten in solchem unmenschlichen Tumulte aufgewachsen war und die schönen Segnungen des Friedens nicht kannte?

Nach solchen Gräueln konnte sich Deutschland nur allmählich wieder erholen, und nur dem unverwüstlichen Biedersinn des deutschen Volkes ist es zuzuschreiben, daß es sich schneller erholte, als man hätte erwarten sollen.

Bei den westfälischen Friedensunterhandlungen sind hauptsächlich die folgenden Satzungen durch die daran Betheiligten beschlossen und für lange Zeiten zur Geltung gebracht worden:

1) Die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz, anerkannt durch das deutsche Reich, die Niederlande und Spanien.

2) Frankreich erhielt das von Ludwig XIV. geraubte schöne Elsaß zugesichert. Auch mußten mehrere Festungen am Rhein geschleift werden, so daß Frankreich nun ein offenes Thor dort nach Deutschland hatte.

3) Schweden bekam Vorpommern, die Insel Rügen nebst Stettin, Wismar und das Bisthum Bremen und Verden, sowie

Sitz und Stimme im deutschen Reichstage. Außerdem mußte Deutschland an Schweden fünf Millionen Thaler Kriegskosten bezahlen.

4) Brandenburg bekam die Stifter Minden, Halberstadt, Kammin und Magdeburg ꝛc.

Die übrigen Satzungen waren unwichtiger. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald darauf war gegen die fast unersättliche Ländergier Ludwig XIV. im Jahre 1667 die sog. Tripelallianz, d. h. ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den Niederlanden, England und Schweden in's Leben gerufen, und durch dieselbe der grenzenlos hochmüthige und despotische Beherrscher Frankreichs, der sich durch jenen berühmten Ausspruch: "L'état c'est moi!" (Der Staat bin ich!) unsterblich gemacht, gezwungen worden, sich vor der Hand einmal ruhig zu verhalten. Doch sparte er sich seine Rachepläne gegen das republikanisch gesinnte und das die Freiheit liebende Volk der Holländer auf gelegenere Zeiten auf.

Bald suchte er das Bündniß durch die diplomatischen Künste seiner Gesandten zu lockern und ganz aufzulösen. Was er durch Güte und Ueberredungskunst nicht für sich gewinnen konnte, das kaufte er mit Geld auf und so war er denn auch schon 1672 so weit gekommen, den Holländern den Krieg erklären zu können.

Allein wenn der große Sonnenkönig von Frankreich geglaubt hatte, daß er nun alle Freunde Hollands lahm gelegt habe, so war er von einem gewaltigen Irrthume befangen, denn Friedrich Wilhelm von Brandenburg war es jetzt, der sich von allen deutschen Fürsten allein gegen ihn emporraffte, um endlich einmal dem verderblichen Einfluß Frankreichs auf's deutsche Volk und seine Fürsten einen gewaltigen Hemmschuh anzulegen. Allerdings fühlte er damals nicht, daß er selbst schon von dem absolutistischen Selbstherrscherwesen seines Herrn Vetters in Frankreich bedeutend angesteckt war.

Doch wußte er sehr genau, daß gerade Ludwig XIV. es sein müßte, der sich seinen großen Plänen für die Zukunft energisch entgegen stemmen würde.

Vor Allem suchte er dabei jetzt auch seine verschiedenen Ländergebiete, die, wie eben so viele Fetzen, da und dort, weit von einander entfernt und getrennt herumlagen, durch neue Eroberungen mit einander zu verbinden.

Als daher der König von Frankreich jetzt den Krieg gegen die Niederlande erklärt hatte, beschloß Friedrich Wilhelm denselben Hülfstruppen zuzuschicken, die von jenen jedoch bezahlt und unterhalten werden mußten. Zugleich machte er aber auch die größten Anstrengungen, um Kaiser und Reich gegen die Franzosen in Waffen zu bringen.

Der falsche Kaiser, der einen geheimen Vertrag mit Frankreich hatte, zögerte lange, schließlich mußte er sich aber doch, um den Schein zu wahren, dazu bequemen, ein Heer an den Rhein zu schicken; allein er gab seinem Feldhauptmann den Befehl, nichts zu thun; ja er mußte sogar versuchen, die Bewegungen des Kurfürsten zu lähmen.

Friedrich Wilhelm durchschaute das Spiel und ward so schließlich wieder gezwungen, einen Vertrag mit Frankreich einzugehen, damit er seine von diesem besetzten westfälischen Besitzungen wieder zurück erhalten konnte.

Doch damit hatten die empörenden Anmaßungen Ludwig's XIV. gegen den Kurfürsten, sowie gegen Deutschland im Allgemeinen und dessen habsburgischen Kaiser ihre Grenzen noch nicht erreicht. Mit höhnischen Blicken und mit innerer Genugthuung schaute derselbe auf die Zerwürfnisse der deutschen Fürsten unter sich und beschloß daraus seinen Vortheil zu ziehen.

Er nahm deßhalb ungestraft deutsche Kaufmannsgüter auf dem Rheine weg; er verbrannte die Rheinbrücke bei Straßburg und verwüstete die Gebiete von Trier und Köln auf eine wahrhaft unerhörte Weise. Dann besetzte er ohne Weiteres zehn Reichsstädte im Elsaß, die sich das deutsche Reich bei den westfälischen Friedensunterhandlungen ausdrücklich vorbehalten hatte. Ja er warf sogar seine gierigen Blicke nach Lothringen, um dasselbe bei Gelegenheit gänzlich an sich zu reißen.

Endlich aber riß die Geduld doch auch einmal bei Kaiser

Leopold und somit erklärte er im Jahre 1673 den Krieg gegen Frankreich.

Aber auch bei dieser Gelegenheit mußte das arme, verwüstete Deutschland wieder der Schauplatz der streitenden, feindlichen Heere sein. In der Maingegend, bei Ochsenfurth in Franken, traf der kaiserliche Oberbefehlshaber Montecuculi mit Turenne, dem französischen, zusammen, und es wäre nun dem ersteren ein Leichtes gewesen, das ganze französische Heer in die Pfanne zu hauen, allein der kaiserliche Bevollmächtigte Lobkowitz, der von Ludwig XIV. bestochen worden war, hielt ihn, angeblich auf Befehl, von einer Schlacht ab, und so entging das französische Heer durch elenden Verrath, einer vollständigen Niederlage. Turenne entkam nach Philippsburg, ordnete dort seine Truppen und schlug jetzt die Deutschen bei Holzheim. Dann durchzog er als Sieger das schöne Rheinland und da wurden nun auf Befehl des französischen Kriegsministers Städte und Dörfer bis auf den Grund niedergebrannt, die Menschen wie das Vieh fortgetrieben und das ganze Grenzgebiet zwischen Deutschland und Frankreich zu einer förmlichen Wüste gemacht. —

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war schon mit 20,000 Mann unterwegs gewesen, um den Kaiserlichen zu Hülfe zu kommen, aber die Oesterreicher hatten die Ehre des Sieges alleine haben wollen und zu voreilig losgeschlagen.

Für diesen seinen Patriotismus aber sollte der Kurfürst nun bitter büßen, denn der herrliche König von Frankreich schickte ihm dafür die Schweden auf den Hals.

Im Dezember 1674 rückten die Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel in Pommern und die Mark Brandenburg ein und erpreßten die größten Kriegssteuern.

Der Kurfürst schrieb seinem Statthalter dort: er bedauere das Geschick seiner Unterthanen, indessen möchten sie nur geduldig ausharren, bis er ihnen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe kommen könnte.

Nachdem er sich dann vergeblich um Hülfe nach Holland, Wien, Kopenhagen und an den Reichstag in Regensburg gewendet,

beschloß er schließlich nothgedrungen, sich nur auf sich selbst zu verlassen. Deßhab brach er 1675 im Juni mit seinen wohlausgeruhten Brandenburgern in Eilmärschen nach Magdeburg auf, ging bei Nacht über die Elbe und stand plötzlich zum Schrecken der Schweden vor Rathenow. Diese wurden da vollständig überrumpelt und größtentheils niedergehauen. Den Flüchtigen, die in das Hauptquartier Wrangel's eilen wollten, brach er den Weg zur Flucht dadurch ab, daß er alle Brücken abbrechen ließ. —

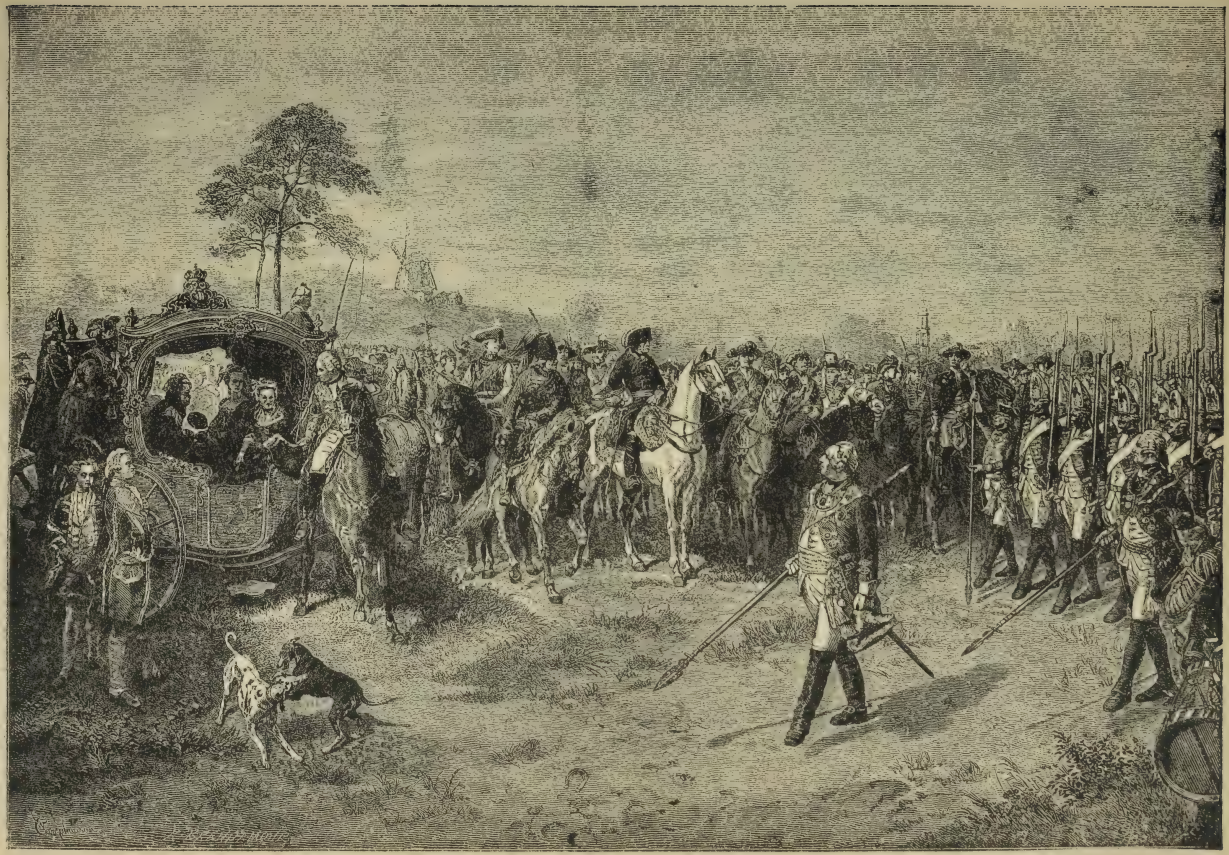
Bei Fehrbellin machten die Schweden endlich Halt und nahmen eine gute, feste Stellung ein. Der Prinz von Hessen-Homburg griff sie in seinem Kampfeifer zu früh an und wäre wahrscheinlich zusammen gehauen worden, wenn ihm nicht gerade im entscheidenden Augenblick der Kurfürst mit seinen Truppen zu Hülfe gekommen wäre. Dieser übersah schnell die Lage, stellte auf einem noch unbesetzten Hügel sofort seine Geschütze auf und donnerte von da mit denselben unaufhörlich auf den Feind herab.

Er selbst kam in dem Gefechte in die größte Gefahr, denn er ritt einen Schimmel und diente so dem Feinde zum gesuchtesten Zielpunkte. Da bot ihm sein Stallmeister sein eigenes Pferd an und wenige Augenblicke, nachdem dieser das fürstliche Pferd bestiegen, sank er, von einer schwedischen Kugel durchbohrt, todt aus dem Sattel.

Die Schweden drangen wüthend gegen den verhängnißvollen Hügel heran und schon begannen die Brandenburger Soldaten, die wie die Löwen fochten, zu wanken, da erschien plötzlich mitten unter ihnen der Kurfürst und rief ihnen zu: „Muth, Kinder! Ich, euer Fürst und Feldhauptmann, will mit euch siegen oder sterben!" Da setzten die braven Brandenburger von Neuem ihre letzten Kräfte gegen den Feind ein und warfen ihn in Wuth über den Haufen.

Wrangel floh nach Fehrbellin. Alles Geschütz und Gepäck ward nun die Beute des Siegers. —

Dieses war die denkwürdige Schlacht von Fehrbellin. Sie war von den Brandenburgern allein über einen Feind gewonnen worden, der seither im Geruche der Unbesiegbarkeit



Parade vor Friedrich dem Großen in Potsdam im Jahre 1779.

FREDERICK THE GREAT ENTERING POTSDAM IN 1779.

gestanden. Der Kriegsruhm der Schweden wurde in ihr gebrochen. —

Der Kurfürst versäumte aber nun nicht, den Vortheil seines Sieges über die Schweden gehörig auszubeuten und überließ einstweilen die Sorgen um das Reich dem Kaiser Leopold. —

Er trieb das schwedische Herr stets vor sich her und entriß ihm im Bunde mit Dänemark 1677 Stettin, und im darauf folgenden Jahre ganz Pommern.

Im Januar 1679 eilte er den Schweden wieder entgegen und vernichtete nach und nach, ohne ihnen eine Schlacht zu liefern, den größten Theil ihres sonst so stattlichen Heeres und trieb den Rest desselben aus seinem Lande. —

Sobald Friedrich Wilhelm sich nun wieder etwas sicherer im eigenen Hause fühlte, machte er dem deutschen Kaiser von neuem Vorschläge und bot diesem zur Lahmlegung der französischen Macht in Deutschland seine Hülfe an. Aber der Habsburger hatte sich unterdessen abermals mit Ludwig XIV. gegen ihn verbunden, um ihn zu zwingen, die den Schweden abgenommenen Ländergebiete wieder zurück zu erstatten. Beide fürchteten seine Macht. —

Das fortdauernde zweideutige Spiel des Kaisers verletzte den Kurfürsten zuletzt tief, denn er hatte auf den Dank des Hauses Habsburg gerechten Anspruch gehabt.

Oesterreich und Frankreich suchten ihn nun fortwährend in allen seinen Unternehmungen zu schädigen, und da er wohl wußte, was von allem dem die einzige Ursache war, so gewährte er den 20,000, aus Frankreich, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes geflüchteten, sehr brauchbaren und gewerbfleißigen Protestanten, Aufnahme in Brandenburg und ließ sich davon auch nicht durch die Androhung Ludwig's XIV., ihn mit Krieg überziehen zu wollen, abbringen. Durch diese fortwährenden Aufregungen im Leben sehr an seiner Gesundheit geschwächt, starb er mitten in seinen Unternehmungen am 9. Mai 1688.

Obgleich er die unbeschränkte Monarchie in seinem Reiche begründete, war er doch im Ganzen ein gerechter Herrscher, der

auf's Wohl seiner Unterthanen stets bedacht war, doch hielt er an seinen einmal gefaßten Ideen unabänderlich fest. Er ließ, um den Anbau und den Wohlstand seines Landes zu befördern, viele Ansiedler aus fremden Ländern, besonders aus der Schweiz kommen und verlieh ihnen Begünstigungen aller Art.

Als Beweis, wie sehr er um das Aufblühen des Ackerbaus in seinen Provinzen besorgt war, mag die Thatsache gelten, daß er keinem jungen Bauern die Erlaubniß ertheilte sich zu verheirathen, ehe er nicht sechs Obstbäume in seinem Garten und sechs junge Eichen auf seinem Felde gepflanzt hatte. Wie segensreich hätte ein solcher Mann für Deutschland werden können, wenn ihn nicht stets fremde Mächte, wie Frankreich und Schweden, ja sogar der deutsche Kaiser selbst, an der Ausführung seiner großen Ideen verhindert hätten. So aber mußte auch er mit seinem Tode das deutsche Reich in einem trostlosen Zustande zurücklassen.

Durch das Völkergewirr in den Heeren des dreißigjährigen Krieges war die deutsche Sprache, die sich seit der Reformationszeit so herrlich gereinigt und gehoben hatte, wieder in Verfall gerathen.

Durch italienische, spanische und französische Zungen war sie allmählich mit tausenden von fremden Wörtern vermischt und verunreinigt worden, und diese Unreinheit der Sprache blieb bis auf den heutigen Tag als beklagenswerthes Vermächtniß jener Zeit an dem vielgeprüften deutschen Volke noch hängen. Besonders waren es aber auch zu jener Zeit die hohen Herren auf den Thronen, die sich zu Affen französischer Sitten, oder Unsitten machten, der deutschen Muttersprache „Lebewohl" sagten und sich nur in französischen Phrasen ergingen.

Ihnen folgten die deutschen Gelehrten jener Zeit, die nur in lateinischer Sprache ihre Schriften schrieben.

Da bildeten sich aber nach dem westfälischen Frieden in Weimar, Straßburg, Hamburg und Nürnberg die deutschen Sprachgesellschaften, die es sich zur Aufgabe stellten, die Reinheit der deutschen Sprache wieder herzustellen und sie bei Vornehmen und Geringen wieder zu Ehren zu bringen. Männer

wie Friedrich Spee, Scheffler, Rudolph Weckherlin, Martin Opiz, Andreas Gryphius und andere traten diesen Gesellschaften bei und versuchten ihr Bestes, dem Deutschen wieder aufzuhelfen. Und so hatten sich doch auch wieder in jener Zeit der allgemeinen nationalen Verzweiflung und Versunkenheit Männer gefunden, die die große Zukunft Deutschlands in ihrem Innersten ahnend, zum Heile ihres Vaterlandes gewirkt und gestrebt haben.

Ungefähr zwei Wochen nach dem Tode des großen Kurfürsten starb zu Heidelberg der Kurfürst Karl II. von der Pfalz, ohne Thronerben zu hinterlassen. Da aber nun nach dessen Hausgesetzen, der Herzog Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg die Kurfürstenwürde hätte erlangen sollen, beeilte sich Ludwig XIV., dieses schöne Rhein- und Neckarland an sich zu bringen, und zwar unter den nichtigsten Vorwänden.

Am 24. September 1688 erklärte Ludwig den Krieg an Deutschland, und sofort drangen französische Heere gegen den Rhein vor. In kurzer Zeit waren die Pfalz, Baden und Württemberg von den übermüthigen Franzosen überschwemmt, deren Befehlshaber als willige Henkersknechte des französischen Despoten und Sonnenkönigs, von Raub- und Mordsucht entbrannt, keine Schonung kannten. Hatte doch ihr Gebieter kurz und deutlich den Befehl ertheilt: Man solle die Pfalz verbrennen!

Die Stadt Kaiserslautern erlag zuerst nach viertägiger blutiger Gegenwehr dem Feinde, dann folgte Dürkheim, Alzey, Kreuznach und Oppenheim.

Sechs Wochen lang durzogen die blutgierigen französischen Mordbrenner unter dem berüchtigten General Melac die schöne Pfalz und zerstörten auf Befehl ihres großen Königs Alles bis auf den Grund und Boden. Nichts wurde geschont, selbst das Kind nicht.

Am furchtbarsten litten die Städte Speyer und Worms. In der ersteren erbrachen die welschen Gräberschänder die Gräber der deutschen Kaiser im Dome und streuten die Gebeine derselben unter höllischem Hohngelächter umher; ja sie spielten vor dem

Hochaltare mit den Schädeln derselben sogar Kegel und warfen sie schließlich gegen die heiligen Bilder der Kirche.

Die Stadt Worms wurde fast von Grund aus zerstört. Noch heute sind die Mauern des herrlichen Domes schwarz vom damaligen Brande und geborsten. Der Saal, in dem einst Luther gestanden, ward vom Erdboden vertilgt und die werthvollsten Reliquien aus dem Stadthause geraubt und mit fortgeschleppt.

In Heidelberg wurde das herrliche Schloß durch Brand zerstört. Ebenso arg litten die Städte Mannheim, Gernsheim, Pforzheim und andere. Alles dieses geschah im Frühjahre 1689. Erst im Sommer und Herbst dieses Jahres mußten sich diese Kulturbringer vor den Reichstruppen zurückziehen, und wurden ihnen die Städte am unteren Rhein wieder abgenommen.

Daß nach einem solchen, Jahre lang fortgesetzten, empörenden Treiben das ganze deutsche Volk mit einem tief gehenden Haß gegen das ganze französische Volk erfüllt wurde, ist leicht zu begreifen; aber daß nach allem diesem Ludwig XIV. auch noch seine lüsternen Blicke nach dem deutschen Kaiserthrone zu werfen wagte, das klingt doch fast wie der unglaublichste und entsetzlichste Hohn.

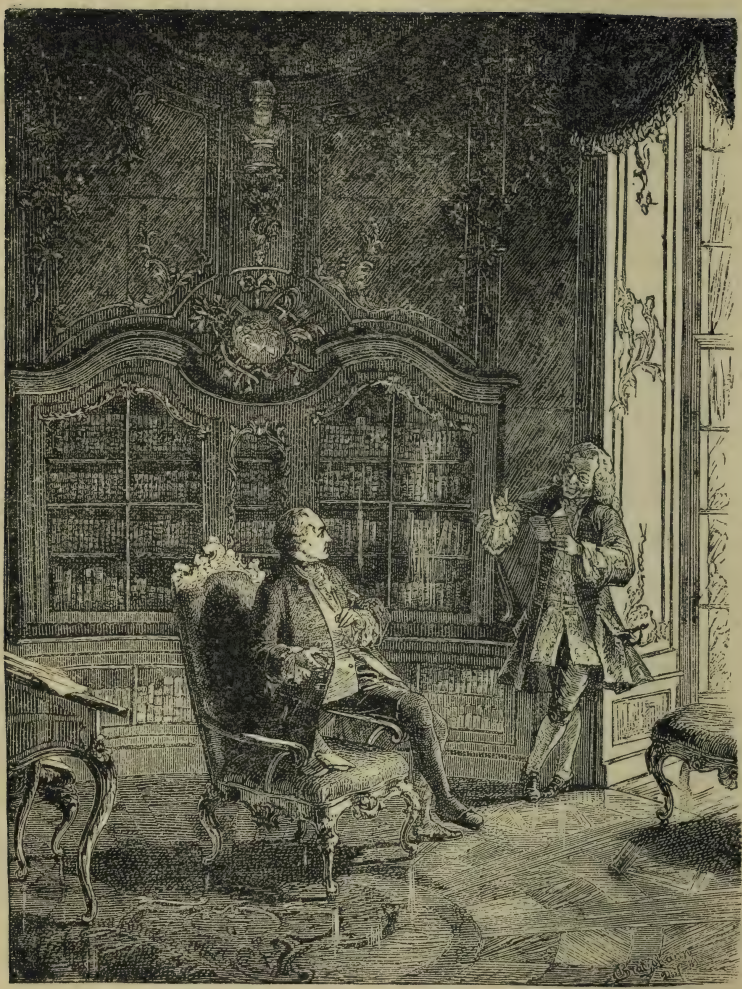
Aber welche Selbsttäuschung wäre bei einem so verblendeten, absoluten Selbstherrscher unmöglich?!

Die Kurfürsten machten glücklicher Weise dieses Mal einen Strich durch seine Hoffnungen und zogen es vor, den Sohn Leopold's, den elfjährigen König Joseph von Ungarn zum römischen Könige zu wählen.

Dadurch schienen sich die Verhältnisse im deutschen Reiche für die nächste Zukunft wieder etwas besser gestalten zu wollen, denn der verderbliche Druck des französischen Einflusses auf Deutschland war nachgerade fast unerträglich geworden.

Bald brachte denn auch Deutschland mit Hülfe Hollands und anderer Staaten, Ludwig XIV. in's Gedränge, aus dem er sich nur mit vieler Mühe und großem Geldaufwande wieder befreien konnte.

Im brandenburgisch-preußischen Staate sollte jedoch jetzt bald



Friedrich der Große und Voltaire.
FREDERICK THE GREAT AND VOLTAIRE.

wieder ein weiterer starker Grundstein zum Aufbau des Hauses Hohenzollern gelegt werden, denn der Kurfürst Friedrich III., der Nachfolger des Großen Kurfürsten, ging schon lange mit dem großen Gedanken um, sich zum Könige **in** Preußen krönen zu lassen. (Er hatte gerade dieses Land als Träger der neuen Krone ausersehen, weil er hier ein souveräner Herrscher war.) Es fehlte ihm dazu, nach seiner Ansicht, nur noch die Erlaubniß des Kaisers.

Er glaubte als Anhänger des alten, starren Ceremonienwesens und der Etikette noch fest, daß er diese Erlaubniß des Kaisers unbedingt einholen müsse, da er denselben noch für das Oberhaupt der Christenheit und den Ausfluß aller Würde hielt.

Doch der schlaue Habsburger ließ ihn warten und warten und lauerte nur auf den richtigen Augenblick und die passende Gelegenheit, bei welcher er dem ehrsüchtigen Brandenburger die Königswürde so hoch wie nur möglich verkaufen könne.

Im Jahre 1700 sollte endlich diese Gelegenheit an Beide näher herantreten, denn Oesterreich rüstete sich zu einem neuen Kriege gegen Frankreich.

Der Kaiser brauchte Truppen in dem jetzt beginnenden spanischen Erbfolgekriege und er verlieh deßhalb auch endlich dem Kurfürsten die langersehnte Königswürde unter der Bedingung, daß dieser ihm, so lange dieser Krieg dauere, jährlich 8000 Mann Soldaten und eine große Summe Geldes zukommen lassen würde.

Bereitwillig ging Friedrich III. auf des schlauen Kaisers Vorschlag ein und beeilte sich nun sein großes Ziel zu verwirklichen.

Mit ungeheurem Pomp ging am 18. Januar 1701 die Krönung in Königsberg vor sich. Friedrich III. setzte sich selbst und dann seiner vor ihm knieenden Gemahlin, Sophie Charlotte, die Königskrone auf und ließ sich als Friedrich I., König **in** Preußen, ausrufen. Sein Sohn und seine Brüder leisteten ihm die Huldigung und zwei protestantische Bischöfe verrichteten in der Kirche die Salbung.

Zum Gedächtniß des Tages stiftete er den schwarzen Adlerorden und zahllose Feste folgten der ersten Krönung in Königsberg. —

Diese Krönung Friedrich's I. zum Könige in Preußen hatte aber insoferne viel Gutes für ihn selbst und seine Nachfolger für die Zukunft, als sie dadurch alle gleichsam moralisch verpflichtet wurden, auf den breiten Spuren des großen Kurfürsten immer weiter vorwärts zu schreiten. Die Königswürde mußte gewahrt werden, und gab zugleich nicht allein den Sporn zum Streben nach dem Höchsten, sondern auch Gewähr zur Kräftigung des Protestantismus in Deutschland, denn der preußische Staat war durch und durch protestantischen Geistes.

Aus diesen Gründen that denn auch der Papst Einsprache gegen die Gründung eines protestantischen Königthums, besonders als er sehr bald ersah, wie hoffnungsvoll die Protestanten, besonders auch die sächsischen, deren Fürst katholisch war, auf den König von Preußen, als ihren höchsten Beschützer, blickten.

Die hochgebildete Gemahlin Friedrich's I., die schon oben erwähnte Sophie Charlotte, hatte in allen diesen Angelegenheiten einen tieferen und einsichtsvolleren Blick, wie der König selbst, der von seiner hohen Aufgabe kaum eine Ahnung hatte, und sie war es denn auch hauptsächlich, die die Glaubens- und Denkfreiheit in Preußen zur Geltung zu bringen suchte.

Die Hauptstadt Berlin wurde namentlich durch sie bald zum Mittelpunkte für Künste und Wissenschaften emporgehoben.

Schon im Jahre 1699 wurden durch ihre Bemühungen die „Akademie der Künste", und im darauf folgenden „die Gesellschaft der Wissenschaften" gegründet. An beiden Instituten wirkten die ausgezeichnetsten Männer der Zeit; besonders Männer wie Schlüter und der große Philosoph Leibnitz.

Die Universität Halle war schon 1692 gestiftet worden.

Obgleich nun doch nach und nach eine langsame Besserung der materiellen Zustände im deutschen Reiche zu bemerken war, so sah es mit dem geistigen Fortschritt dort immer noch sehr bedenk-

lich aus. Der Protestantismus beharrte in den meisten Ländern dabei, der freien Forschung, die ihn doch geboren hatte, untreu zu bleiben, und er verlor daher an fruchtbringender Kraft.

Die protestantischen Theologen waren starre Orthodoxe geworden, die in der Kriecherei vor den Großen und Mächtigen mit den Beamten des Staates wetteiferten.

Da erschienen aus Sachsen wegen ihres Widerstandes gegen die Orthodoxen, vertrieben, auf dem brandenburgischen Gebiete plötzlich die sogenannten Pietisten: Spener und Hermann Franke, der spätere Begründer des heute noch bestehenden Franke'schen Waisenhauses in Halle.

Sie hießen zwar die Pietisten, huldigten jedoch der freieren religiösen Bewegung auf dem Boden des protestantischen Bekenntnisses und verwarfen die leeren Worte.

Zu diesen Männern gesellte sich bald auch noch Christian Thomasius, ein Jurist, den die Dunkelmänner von der Universität Leipzig verjagt, und der jetzt deßhalb sein segenreiches Wirken an der Universität in Halle begann. Er bekämpfte dort namentlich und erfolgreich das Hexenwesen, das leider noch überall in Deutschland spuckte.

Auch war er der erste deutsche Professor, der seine Vorträge, nicht wie die andern alle, in lateinischer, sondern in deutscher Sprache hielt. Im Jahre 1688 hatte er die erste deutsche Zeitschrift gegründet.

Diese Männer, hauptsächlich aber der schon oben erwähnte große deutsche Philosoph, Gottfried Wilhelm Leibnitz, fanden Schutz und Förderung bei dem freisinnigen Hause der Hohenzollern; der Einfluß, den dieser große Philosoph und echt deutsche Mann Leibnitz auf die Bildung des deutschen Volkes gehabt hat, ist ungemein groß; mit ihm beginnt eigentlich das Zeitalter der Aufklärung, deren gesammte Strahlen bereits an seinem Geiste aufleuchteten.

Friedrich I. starb am 25. Februar 1713. Seine Regierung ist viel getadelt worden. Das haben aber seine ärgsten Feinde zugegeben, daß, wenn er auch zu schwach war, den französischen

Einfluß von sich ferne zu halten, er doch in sittlicher Beziehung rein und fleckenlos dastand, zu einer Zeit, wo französische Maitressenwirthschaft mehr oder weniger an allen Höfen üblich geworden war.

Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., der am 14. August 1688 zu Berlin von Sophie Charlotte geboren war, zeigte sich von ganz anderer Art und fühlte sich ebensowenig von der großen Prunkliebe seines Vaters, wie von der bedeutenden Gelehrsamkeit seiner Mutter angezogen.

Sein Vater gestattete ihm bald an den Regierungsgeschäften Theil zu nehmen, und da fuhr er dann sehr oft mit seinem aufbrausenden, strammen und grobdeutschen Wesen wie ein sich entladendes Donnerwetter in die Schaar der höheren Hofbeamten und Diener hinein, die ihn mit ihren feinen französischen Lebenskunststückchen bestricken zu können glaubten. Bald lernten ihn die Höflinge fürchten und die Minister gingen ihm aus dem Wege.

An allen benachbarten Höfen erzählte man sich schon die wunderbarsten Geschichten von dem gewaltsamen und eigenwilligen Wesen des preußischen Kronprinzen, daß er sehr beschränkt sei und nicht die geringste Bildung besitze.

Und doch sollte dieser Mann, in dessen rauhen Schale ein edler Kern verborgen war, in Bezug auf die innere Verwaltung, der Schöpfer des preußischen Staates werden. —

Gleich nach dem Tode seines Vaters schaffte er dessen prunkhafte Hofhaltung ab. Einfach und bürgerlich ging es jetzt im königlichen Schlosse zu Berlin her. —

Ausschweifungen erlaubte er sich nicht, noch duldete er sie an anderen. Er war ein eifriger Protestant und ein ehrbarer Hausvater, und das muß man ihm um so höher anrechnen, als er in einer Zeit der frevelhaftesten Volksbedrückung, der wahnsinnigsten Genußsucht und der schamlosesten Sittenlosigkeit an den Höfen lebte.

Von seinen Untergebenen verlangte er stets unbedingten Gehorsam. Nicht den geringsten Widerspruch konnte er vertragen,

und wer es wagte, ihm zu widersprechen, konnte befürchten, von ihm mit dem Stocke behandelt zu werden, denn sein Jähzorn kannte keine Grenzen.

Von seinen Beamten verlangte er die äußerste Pflichttreue und Wahrheitsliebe in allen Dingen, strenge Gerechtigkeit und eine fast übertriebene Ordnung in allen Geschäften. Er bekümmerte sich um Alles, selbst um die größten Kleinigkeiten, und war stets unablässig thätig.

An auswärtiger Politik fand er wenig Geschmack, denn sie sagte seinem geraden, offenen Wesen nicht zu, und so überließ er die auswärtigen Angelegenheiten meistens seinen Räthen, besonders dem Generalfeldmarschall von Grumbkow, der ihn mit Hülfe des gewandten österreichischen Gesandten am Berliner Hofe, dem Herrn von Seckendorff, sehr gut zu bearbeiten wußte, was dem Feldmarschall gerade keinen Schaden einbrachte, da Oesterreich für jede Gefälligkeit gerne erkenntlich war.

Des Königs Bemühungen liefen alle darauf hinaus, ein tüchtiges Heer heranzubilden. „Geld und Soldaten", das waren nach Friedrich Wilhelm's I. Ansichten die beiden Hauptbedingungen einer Staatsmacht, und er hegte deshalb, sowohl für das Heer, wie auch für das Geld die größte Vorliebe.

Obgleich nun damals in Preußen das ganze Heerwesen auf der Anwerbung beruhte, führte Friedrich Wilhelm I. doch dazu auch noch die allgemeine Volksbewaffnung (1733) in seinem Lande ein. Er theilte dasselbe in Kantone und unterwarf in diesen das Volk der Aushebung.

Ausgenommen davon waren der Adel, die Beamten, die Geistlichen und die Reichen. Die Dienstzeit betrug zwanzig Jahre, und dadurch brachte er den Heeresstand bald auf 80,000 Mann.

Durch fortwährendes Einüben, Prügeln und die damals im Volke schon aufdämmernde Idee: „Mit Gott für König und Vaterland" brachte es des Königs Hauptdrillmeister, der Fürst Leopold von Dessau, bald dahin, daß das preußische Heer als Muster für alle die anderen hingestellt werden konnte.

Friedrich Wilhelm's I. große Vorliebe für Soldaten von

enormer Körperlänge, die alle anderen wie Goliathe überragten, wurde nach und nach in Deutschland so bekannt, daß sich hunderte von Spekulanten, besonders Juden, förmlich auf die Jagd nach Riesen warfen, die dann, wenn sie im Garne gefängen, an den Hof nach Berlin gegen ein großes Werbegeld abgeliefert wurden.

Eine der kühnsten und anerkennenswerthesten Thaten des Königs war, daß er das veraltete Lehenswesen in seinen Staaten aufhob und den Rittergütern von nun an bestimmte, feste Grundsteuern auferlegte. Der Adel erhob zwar energischen Einwand gegen diese ganz neue, überraschende Maßregel ihres Herrschers, allein sein Protestiren half nichts und trug ihm nur Spott von Seiten des Königs ein. Er blieb bei seinem Entschluß.

Hatte der König einmal etwas beschlossen, kannte er in keiner Weise Rücksichten, und strenge führte er seine Ideen durch, oft selbst auf Kosten der irdischen Glückseligkeit seiner Unterthanen.

Seine Gesetze waren mit Blut geschrieben und er ermüdete nie im Strafen. Seine Heftigkeit und Unüberlegtheit rissen ihn sehr oft zu den größten Ungerechtigkeiten, selbst gegen seinen eigenen Sohn hin. Kurzum der Charakter des Vaters Friedrich's des Großen war ein sonderbares Gemisch von Gottesfurcht, Grausamkeit, Gerechtigkeit und Jähzorn. In einem Augenblick gefiel er sich in der Rolle des vollendeten Despoten, im andren. in der des Patriarchen, gemüthlichen Familienvaters und Gesellschafters.

Wollte er sich einmal von den vielen Regierungssorgen und dem ewigen Exercierwesen erholen, ging er entweder auf die Jagd, die er sehr liebte, oder er besuchte am Abend sein berühmtes Tabakskollegium. Das war eine sehr enggeschlossene, intime Abendgesellschaft, zu welcher nur die bewährtesten Freunde des Königs, z. B. der „alte Dessauer", der Generalfeldmarschall von Grumbkow, Herr von Seckendorff und andere Zutritt hatten. Man vergnügte sich da bei Bier und „beißendem" Tabak, bei den derbsten Späßen, die von Sr. Majestät nie übel aufgenommen wurden, bis in die späte Nacht hinein.

Unsittliche Reden durften dabei aber nicht geführt werden, doch

kamen die wichtigsten Staatsangelegenheiten da zur Sprache und große Dinge wurden oft im dichtesten Tabaksqualm beschlossen.

Daß der damalige König von Preußen bei einem so merkwürdigen Charakter auch oft gegen seinen eigenen Sohn, den später unter dem allgemeinen Volksnamen „der alte Fritz" so berühmt gewordenen Friedrich II., mit einer für einen Vater fast unerhörten Strenge und Ungerechtigkeit auftrat, hat diesem in den Augen der Welt ebenfalls kein glänzendes Zeugniß für Herrschergröße verliehen. Doch hat diese Erziehungsmethode vielleicht gerade bei Friedrich II., dem größten aller Hohenzollern bis dahin, den Grundstein zur zukünftigen Größe gelegt.

Dem Willen seines Vaters zufolge, hatte Friedrich II. schon in seinem achten Jahre, bei Wind und Wetter mit Patrontasche und Flinte, wie ein gemeiner Soldat, auf die Schloßwache zu ziehen und dort Schildwache zu stehen. Das Alles sagte aber dem regen Geiste des jungen Kronprinzen durchaus nicht zu, denn er fühlte sich in etwas späteren Jahren schon zur Musik und Dichtkunst hingezogen. —

Das waren aber Dinge, die seinem Vater durchaus nicht zusagten, da die einzigen Bücher, die der liebte, die Bibel und das Gesangbuch waren.

Es gelang jedoch dem jungen Prinzen mit Hülfe seiner Mutter seinen Neigungen im Stillen zu fröhnen und er erhielt alsbald im Geheimen Unterricht im Flötenspiel. Oft ließ er sich auch, wenn er den strengen Vater entfernt glaubte, sogar — frisiren und in einen köstlichen seidenen Schlafrock stecken.

Da eines Tages überraschte ihn bei diesem „unglückseligen Flötenspiel," in Frisur und Schlafrock, der König.

Wüthend über „diese Vermummung" warf der König den Schlafrock und die Flöte sofort in's Feuer und das herrlich gelockte Haar des zukünftigen Königs fiel unter der Scheere des Regimentsfeldschär in den Schooß des in stummem Zorne dasitzenden Kronprinzen, der noch dazu eine Fluth von Schimpfworten aus dem Munde des wüthenden Despoten über sich ergehen lassen mußte.

Bei solchen Demüthigungen wuchs die Spannung zwischen Vater und Sohn von Tag zu Tag und der Erstere beschloß noch dazu den Letzteren wider seinen Willen zu vermählen.

Da faßte Friedrich den kühnen Entschluß nach England zu entfliehen und sich dort mit der Tochter Georg's II., des Bruders seiner Mutter, zu verheirathen.

Mit Hülfe seiner beiden intimen Freunde, Katte und Keith, war schon Alles zur Flucht nach England vorbereitet, aber die Sache wurde dem Könige verrathen, der in aller Stille seine Vorkehrungen traf. In dem Augenblicke, da der Kronprinz sein kühnes Unternehmen ausführen wollte, wurde er verhaftet. Als die Wache ihn vor den König in's Schloß brachte, ließ sich dieser so von seinem Jähzorne hinreißen, daß er mit dem Degen auf ihn aufdrang, um ihn zu durchbohren. Aber der General von der Mosel sprang zwischen ihn und seinen Sohn, hielt des Königs Arm auf und rief: „Sire! Durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!"

Der Kronprinz Friedrich wurde darauf in strenge Haft nach Küstrin gebracht. Ein hölzerner Schemel war sein Sitz und der nackte Fußboden sein Bett; seine Wohnung die allernothwendigste und unwürdigste für einen Prinzen von Preußen.

Nur mit großer Noth hatte sich sein Freund Keith vor den Häschern des Königs retten können, während der unglückliche Katte gefangen genommen, zum Tode verurtheilt und bald darauf vor den Augen des Kronprinzen hingerichtet wurde.

„Verzeihung, theurer Katte!" hatte ihm der tiefgebeugte Kronprinz vom Fenster des Gefängnisses aus zugerufen, worauf ihm Katte entgegenrief: „Der Tod für einen solchen Prinzen ist süß!" —

Noch aber war der Zorn des Königs gegen seinen Sohn nicht verflogen und er wüthete jetzt wahrhaft gegen Alle, die diesem nahe gestanden. Ja, er setzte sogar ein Kriegsgericht gegen ihn ein und ließ ihn durch dasselbe zum Tode verurtheilen. Da hatte endlich der alte General Buddenbrock den Muth, gegen den maßlosen Willen seines Königs sich aufzulehnen und er rief ihm

muthig die Worte entgegen: „Wenn Ew. Majestät durchaus Blut wollen, so nehmen Sie mein's; das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, so lange ich noch reden darf!" Auch der alte Dessauer und der Kaiser von Oesterreich erhoben gegen das ungerechte Urtheil des Kriegsgerichtes Einsprache, worauf der König nicht etwa in seinem Starrsinn nachgab, sondern über seinen Sohn in Königsberg Gericht zu halten vor hatte, da er dort ja unumschränkter Herrscher sei; aber der Hofprediger Reinbeck bemerkte: daß er dort allerdings unumschränkter Herrscher, allein immer doch noch Gott Rechenschaft für seine Handlungen schuldig sei. Erst das brachte den Starrkopf zur Besinnung und er ließ von nun an die Geschichte fallen.

Der arme Kronprinz hatte darauf noch eine geraume Zeit in Küstrin zu verbleiben, wo ihn in seinem Gefängnisse täglich der Feldprediger Müller durch eifrige religiöse Gespräche energisch zusetzte, bis er endlich zur Einsicht gelangte und seinen Vater um Verzeihung bitten ließ.

Nachdem er dann in Gegenwart von mehreren Generälen und Ministern einen feierlichen Eid geschworen, daß er künftighin seinem Vater unbedingt gehorchen wolle, gab ihm dieser Orden und Degen zurück und ließ ihn dann in Küstrin im Kriegsrath arbeiten.

Mit Freuden und Hingebung stürzte sich jetzt der Kronprinz auf die ihm sehr zusagende Arbeit, so daß sein darüber glücklicher Vater die günstigsten Berichte über ihn nach Berlin erhielt.

Endlich ließ ihn der völlig ausgesöhnte König am Vermählungstage der Prinzessin Wilhelmine heimlich nach Berlin kommen und führte ihn da Abends plötzlich mit den Worten: „hier ist Fritz!" in den Speisesaal in die Arme seiner Mutter. Dann übergab er ihm ein Regiment und kaufte ihm das Lustschloß Rheinsberg.

Hier auf diesem herrlichen Landsitze war es, wo für den immer noch sehr lebensfrohen Kronprinzen ein neues, schönes Leben voller edeln Bestrebungen beginnen sollte. Er zog die geistreichsten und gelehrtesten Männer zu sich heran, um in anregen-

dem Gespräche mit ihnen seinen Geist zu stählen und seinem Gemüth eine wohlthuende Erholung zu bereiten. Mit Vorliebe war er den Franzosen und unter ihn besonders dem Voltaire zugethan, denn leider lag es mit der deutschen Sprache auch noch damals sehr im Argen, dabei war auch die Erziehung Friedrich's ganz und gar französisch gewesen.

Und doch war der spätere „alte Fritz" ein echt deutscher Held, der nach langer Schmach zuerst wieder den deutschen Namen zu Ehren brachte.

Mit seinem Vater hatte sich Friedrich nach und nach ganz ausgesöhnt, und als der alte König sah, wie eifrig sein Sohn stets auf das Wohl seines Regiments bedacht war und wie sehr dieser jede Gelegenheit aufsuchte, ihm eine Freunde zu machen, ward er eines Tages so gerührt, daß er ausrief: „O mein Gott, jetzt sterbe ich zufrieden, denn ich sehe, daß ich einen würdigen Sohn zum Nachfolger habe!" —

Friedrich II. war am 24. Januar 1712 in Berlin geboren worden und trat nach dem Tode seines Vaters, dessen dritter Sohn er war, (seine beiden älteren Brüder waren jung gestorben) am 31. Mai 1740 die Regierung an.

Bei seinem Regierungsantritt hatte das Königreich Preußen einen Flächeninhalt von 2,145 Geviertmeilen und 2,486,000 Einwohner; ein treffliches Heer von 83,000 Mann; Einkünfte im Betrage von 7,371,000 Thalern, einen Schatz von 8,700,000 Thalern und keinen Pfennig Schulden. Friedrich beschloß nun, den preußischen Staat, auf den viele der alten Staaten mit Geringschätzung herabschauten, zu befestigen, womöglich seinen Umfang noch zu erweitern und ihm eine dauernde Bedeutung und ebenbürtige Macht in der Reihe der übrigen europäischen Staaten zu erringen, und das sollte geschehen durch die Gewalt der Waffen sowohl, wie durch die Fackel der Aufklärung in seiner Hand.

Er war von nun an die Seele des Königreichs Preußen, denn er stand als unumschränkter Herrscher an der Spitze eines streng monarchischen Staates. Selbstherrscher seinen Unterthanen

gegenüber wollte er zwar sein, aber nur in des Wortes schönster Bedeutung.

Mit Leib und Seele wollte er unablässig nur für das Wohl seines Volkes arbeiten und es unter seiner Regierung so glücklich wie möglich machen.

Dieses schöne, von ihm aufrichtig gewünschte Vorhaben suchte er dann auch wirklich, vom ersten Tage seines Regierungsantritts an, bis zum Schluß derselben, nach seiner Art und Weise und besten Meinung auszuführen, denn er betrachtete sich, wie er oft selbst sagte: Nur als den ersten Diener des Staates.

Mit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen begann in der That eine neue, wichtige Epoche, aber nicht für Preußen allein, sondern auch für Deutschland und die ganze gesittete Welt. Er eröffnete diesen politischen Act mit gewaltigen Schlägen unerhörter Art gegen die Pforte der Neuzeit, ja mit so wuchtigen Keulenschlägen, daß sie anfangs einen großen Theil der noch vom Alten befangenen Welt wahrhaft betäubten, denn „Humanität und Duldung" schrieb er mit weithinleuchtender Schrift auf seine fliegenden Fahnen.

Seine Regierungsverordnungen zündeten wie electrische Funken und fanden bei allen billig denkenden Geistern sofort gerechten Anklang.

So hob er z. B. sofort den Gebrauch der Folter bei Criminaluntersuchungen auf. Sodann steuerte er den schamlosen Uebergriffen der Offiziere gegen den Civilstand und untersagte und bestrafte die Rohheiten derselben gegen die gemeinen Soldaten. Das heilsamste von Allem aber war, daß er religiöse Duldsamkeit in Preußen einführte, und sein berühmter Ausspruch: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner eigenen Weise selig werden" ist auch noch heute jedem Gebildeten anderer Länder bekannt.

Schon war er mit den umfassendsten Arbeiten für seine künftigen Reformpläne beschäftigt, als er durch den am 20. Oktober 1740 erfolgten Tod des Kaisers Karl VI. von Oesterreich und Deutschland plötzlich aus seinen großen Ideen herausge-

rissen wurde, denn er erkannte sofort die Tragweite dieses Ereignisses. Das Auftreten verschiedener Bewerber um die Habsburgische Erbschaft und eine Spaltung Europas in Folge dessen schienen ihm unvermeidlich, und er beschloß deßhalb sofort, Preußen auf Kosten Oesterreichs zu vergrößern, und dem letzteren jetzt endlich einmal den Undank und die Mißgunst, die es seit Jahrhunderten bei jeder Gelegenheit gegen das Haus der Hohenzollern an den Tag gelegt, heimzuzahlen.

Da aber Abwarten und Zaudern in dieser Angelegenheit nur Gefahr bringen konnte, ließ Friedrich seine Regimenter gleich wie der Blitz in Schlesien einrücken und dann die Tochter des verstorbenen Kaisers, Maria Theresia, die Königin von Ungarn und Böhmen, davon benachrichtigen und ihr sagen, daß er schon längst gerechte Ansprüche auf dasselbe besitze, er hoffe daher nicht, daß sie gegen die Besetzung des Landes etwas einzuwenden habe, ja bot ihr zugleich eine kräftige Hülfe gegen alle die Länder an (Baiern und Sachsen), die ihr die österreichischen Besitzungen streitig machen sollten.

Als die stolze Maria Theresia ihm Alles verweigerte, ließ er sofort ganz Schlesien besetzen, so daß sich die österreichische Besatzung in einige kleine Festungen zurückziehen mußte. Das Volk in Schlesien, das fast durchweg protestantisch war, erblickte in dem Anschluß des Landes an Preußen ein großes Glück und ging deshalb sofort auf die Seite Friedrich's über, da es inzwischen weidlich von der katholischen Geistlichkeit Oesterreichs beunruhigt worden war.

Da der Federkrieg zwischen Oesterreich und Preußen, der das Recht auf den Besitz Schlesiens von der einen oder der anderen der beiden Mächte beweisen sollte, zu keinem Ziele führte, so schickte im Frühjahre 1741 Maria Theresia ihren General Neipperg nach Schlesien, um Friedrich mit Waffengewalt daraus zu vertreiben.

Am 10. April 1741 kam es beim Dorfe Mollwitz bei Brieg zur Schlacht, bei der zuerst der König Fritz selbst, dann aber sein General und Feldmarschall Schwerin befehligte. Sie

ward nach blutigem Kampfe von Fritz gewonnen und Brieg und Breslau besetzt, so daß die Oesterreicher Schlesien gänzlich räumen mußten.

Die kühne Kaiserin Maria Theresia war durch diesen Sieg und das Vordringen des Kurfürsten von Baiern nach Linz und Prag um ihre schönsten Länder und tief in's Gedränge gekommen. Sie floh nach Preßburg, stellte sich dort dem ungarischen Reichstage mit ihrem Sohne auf den Armen vor und bezweckte dadurch, daß das ungarische Volk für sie auftrat und ihr nicht allein die österreichischen Länder zurückeroberte, sondern auch in die Hauptstadt Baierns, in München, eindrang.

Friedrich der Große war unterdessen von Schlesien aus in Mähren eingedrungen und hatte am 17. Mai 1742 den Prinzen Karl von Lothringen bei Chotusitz geschlagen, so daß sich schließlich Maria Theresia genöthigt sah, ganz Schlesien mit der Grafschaft Glatz abzutreten. Der Friede war in Breslau geschlossen worden.

Als aber bald darauf Maria Theresia mit Baiern abgerechnet, dieses wieder zur Ruhe gebracht und sie wieder etwas freie Hand gegen Preußen hatte, fürchtete Friedrich mit Recht, daß ihm die Kaiserin jetzt Schlesien wieder streitig machen würde.

Er wartete deßhalb wieder nicht auf ihren baldigen Angriff, sondern rückte sofort 1744, um den zweiten schlesischen Krieg zu beginnen, mit 80,000 Mann „zur Unterstützung des Kaisers" in Böhmen ein.

Doch da verband sich Sachsen mit Oesterreich, und Friedrich wurde durch den Prinzen von Lothringen gezwungen, Böhmen wieder zu räumen. Dann war der Gegenkaiser, der Kurfürst von Baiern, wieder gegen Oesterreich siegreich gewesen, so daß er endlich in seine Residenz, in München, einziehen konnte.

Hier starb dieser jedoch bald darauf und sein Sohn schloß mit Oesterreich Frieden, so daß Maria Theresia wieder ganz freie Hand gegen Friedrich hatte.

Im Jahre 1745 befand sich Friedrich nicht in der beneidenswerthesten Lage. Auf dem Rückzuge aus Böhmen hatte er den

größten Theil seines Geschützes verloren. Auch waren seine Staatskassen so vollständig erschöpft, daß er sein Silberzeug in die Münze schicken mußte.

Zudem war Oberschlesien mit seinen wichtigsten Festungen in die Hände seiner Feinde gerathen.

Doch mit der zunehmenden Gefahr wuchs auch sein Muth.

Am 4. Juni 1745 griff er die Oesterreicher bei Hohenfriedberg an und erfocht über den Prinzen von Lothringen in fünf Stunden einen so glänzenden Sieg, daß 66 Kanonen, 7 Fahnen und 7000 Gefangene in seine Hände fielen. Schnell folgte er dem fliehenden Feinde nach Böhmen.

Hier wurde er von den Oesterreichern wieder angegriffen. Er ordnete schnell sein Heer unter dem feindlichen Feuer und drang mit Ungestüm vor, so daß in kurzer Zeit die Stellung des Feindes gewonnen wurde, wobei er 22 Kanonen erbeutete und gegen 1000 Gefangene machte.

Den glänzendsten Sieg im ganzen Feldzuge aber erfocht der „alte Dessauer," (Prinz Leopold von Dessau) am 15. December bei Kesselsdorf (unweit Dresden) über die dort vereinigten Sachsen und Oesterreicher. Die Preußen mußten hier die mit Schnee und Eis bedeckten Anhöhen hinaufstürmen und die Stellung des Feindes mit dem Bajonnet nehmen. Deßhalb war auch diese Schlacht für die Sieger ebenso blutig, wie für die Besiegten. Der alte Haudegen Dessauer eroberte aber dafür 48 Kanonen, und 5000 Gefangene fielen ebenfalls in seine Hände. Die Oesterreicher aber zogen eiligst nach Böhmen.

Zehn Tage später wurde in Dresden der Friede geschlossen, durch welchen die kampflustige Kaiserin Maria Theresia zum zweiten male gezwungen wurde, Schlesien an den ihr verhaßten „kleinen König" von Preußen abzutreten, auch mußten die Sachsen an Friedrich eine Million Thaler Kriegsentschädigung abzahlen.

In den nun folgenden Friedensjahren überließ sich Friedrich der Große mit dem größten Fleiße den Regierungsgeschäften

und wendete eine ganz besondere Sorgfalt auf die Entwicklung der Künste und Wissenschaften.

In dem von ihm erbauten großen Opernhause wurde unter Mitwirkung der berühmtesten Künstler Italiens und Frankreichs gespielt und die Bibliothek mit den herrlichsten und seltensten Werken ausgerüstet. Auch baute er in Potsdam das Invalidenhaus und die katholische Kirche.

Da wurde im Jahre 1756 dem Könige plötzlich im Geheimen die überraschende Nachricht mitgetheilt, daß die drei Hauptmächte Europas sich gegen ihn verbunden, um ihn sofort vereint mit Krieg zu überziehen und ihn wieder, wenn möglich, zum einfachen Markgrafen von Brandenburg zu stempeln.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte es deßhalb sogar nicht unter ihrer Würde gefunden, an die Geliebte Ludwig's XV., die berüchtigte Marquise von Pompadour, einen eigenhändigen Brief zu schreiben und sie zu kriegerischen Unternehmungen gegen Friedrich einzuladen.

Mit Freuden ging diese Pompadour, die damals in Frankreich allmächtig war, auf das Ansinnen der großen Kaiserin ein, denn Friedrich hatte sich erst jüngst wieder über sie selbst und die heillose Wirthschaft am französischen Hofe lustig gemacht, was ihr natürlich sofort wieder hinterbracht worden war.

Diesem Bunde trat bald darauf auch die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, bei, da auch sie wegen ihres sittenlosen Lebenswandels dem Spotte des witzigen Königs nicht entgehen konnte. Schließlich gesellte sich noch Sachsen diesem Dreibunde zu, da dessen allmächtiger Minister, der Graf Brühl, den König von Preußen persönlich haßte. Auch Schweden meldete sich zu allerletzt noch zur Hülfe bei der in Aussicht genommenen Zersplitterung Preußens, da es bei dieser voraussichtlich günstigen Gelegenheit sein verlorenes Pommern wieder zu ergattern gedachte.

Als die fein eingeleiteten und gut ausgedachten Rüstungen gegen die so schnell emporgewachsene Macht des Königs von Preußen fertig waren, stand fast das ganze Europa mit einer

Macht von 500,000 Mann gegen den „kleinen König von Preußen."

Friedrich besann sich jedoch nicht lange; er beschloß, ihnen allen zuvorzukommen. Im August 1756 drang er in Sachsen ein, schlug zuerst das österreichische Heer bei Lowositz und nahm dann das ganze sächsische Heer im Elbthale, 17,000 Mann stark, gefangen.

Dieses war der Anfang des berühmten siebenjährigen Krieges.

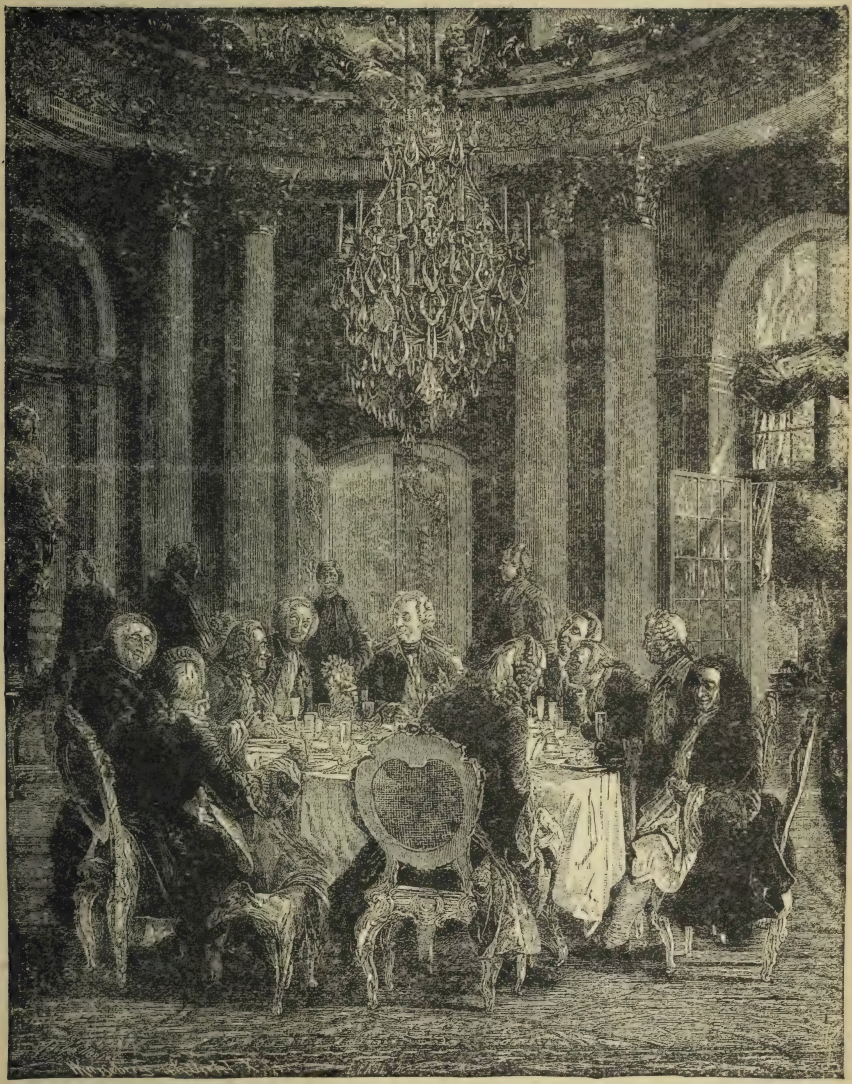
Man hatte sich im Voraus auf der andern Seite so siegessicher gefühlt, daß man wegen der Theilung der Länder schon in Streit gerathen war. Niemand aber hatte berechnet, was auch ein kleines Volk vermag, wenn es mit Liebe und Begeisterung an seinem Fürsten hängt. Niemand hatte geahnt, welche Heldenkraft Friedrich II. nun entwickeln würde. Dieser aber verzagte nicht, er scherzte vielmehr noch über seinen Krieg mit den drei Weibern.

Im Jahre 1757 wendete sich der König von Preußen zuerst gegen den mächtigsten seiner Gegner, die Oesterreicher bei Prag, wo er sie in einer blutigen Schlacht unter dem General Brown schlug. Doch kostete ihn dieser Sieg 16,000 Todte und den braven Generalfeldmarschall Schwerin.

Dagegen verlor Friedrich durch seinen eigenen Fehler die Schlacht bei Kollin, indem er mitten in der Schlacht, als dieselbe von den Sachsen und Oesterreichern schon für verloren erachtet worden war, gegen den Rath seiner Generäle seine Stellung änderte. Die Folge davon war, daß die Oesterreicher ganz Schlesien überschwemmten; ja einer ihrer Generäle, Namens Haddik, wagte sich sogar mit 4000 Kroaten bis vor die Thore Berlins und brandschatzte die Hauptstadt.

Jetzt schien Friedrich's Lage recht verzweiflungsvoll, denn sein Heer war bedeutend geschwächt und von allen Seiten zog der Feind gegen ihn heran.

Die Russen waren raubend und plündernd in Ostpreußen eingedrungen und hatten den preußischen Feldmarschall Lewald bei



Die Tafelrunde in Sanssouci.

SOCIAL GATHERING AT SANS-SOUCI.

Großjägerndorf geschlagen. — Die Schweden hatten Pommern besetzt und zwei französische Heere waren in Hannover und Hessen eingedrungen.

Friedrich theilte nun sein Heer in mehrere Haufen und mit einem derselben zog er zuerst den Franzosen entgegen.

In Gotha traf er bald mit einem Theile des französischen Heeres zusammen. Er hatte nämlich von der Herzogin von Gotha geheime Nachricht erhalten, daß der General Soubise in ihrem Schlosse in Quartier läge und es sich dort recht wohl sein lasse.

Sofort sprengte der tapfere General Seydlitz mit 1500 Reitern dorthin, um den ganzen Generalstab der Franzosen aus diesem warmen Neste auszuheben, denn er ärgerte sich, daß er und seine Reiter oft hungern mußten, während, wie er gehört, die Franzosen stets wie die Götter in ihrem Vaterlande lebten.

Er kam mit seinen tapfern Reitern gerade recht, denn die Herren Franzosen saßen bei wohlbesetzter Tafel gemächlich im herzoglichen Schlosse und ließen die Pfropfen fliegen. Da hörten sie plötzlich die preußischen Trompeter, man sprang von der Tafel auf, ließ Schüsseln und Flaschen größtentheils unberührt stehen und floh über Hals und Kopf auf der andern Seite der Stadt zum Thore wieder hinaus.

Als die preußischen Reiter mit Seydlitz dann in die Stadt einritten, da fanden sie zwar im Schlosse eine wohlbesetzte Tafel, aber keine Franzosen mehr, und in den Quartieren der Stadt eine Masse nicht sehr spröder Frauenzimmer und Comödiantinnen, unzählige Koffer, Kisten und Kasten voller Pomaden, fein riechender Essenzen und Haarbeutel, aber keinen Generalstab mehr. Nun, die Deutschen wußten sich auch mit diesen Sachen zu trösten und machten von Allem den besten Gebrauch.

Nachdem der fliehende Soubise zu Erfurt mit dem Reichsheer sich wieder vereinigt hatte, zog er weiter fort, um den König Friedrich aufzusuchen und, wie er sagte, in die Tasche zu stecken.

Dieser aber rückte bereits mit 22,000 Mann dem 60,000 Mann

starken Feinde entgegen. Bei Roßbach traf Soubise endlich mit der vermeintlichen „Potsdamer Wachtparade," wie die Franzosen das preußische Heer nannten, zusammen. Es war am 5. November.

Friedrich II. hatte sich auf einem Hügel aufgestellt, um den die feindlichen Regimenter mit klingendem Spiele herumzogen. Er bewegte sich nicht, und das hielten die Franzosen für die reinste Verzweiflung. Da endlich, um 2 Uhr Nachmittags, ließ er zum Angriff blasen, als er sah, wie Seydlitz mit seinen Reitern aus einem Hinterhalte herangesprengt kam. Das war dann plötzlich ein Gedonner vom Hügel herab und ein Einhauen der Seydlitz'schen Reiter! Entsetzen kommt über den Feind, er geräth in Unordnung und ehe 1½ Stunden verflossen sind, ist das ganze Heer der Franzosen in die Flucht geschlagen. — —

Das war ein lustiger Sieg!

Nun eilte Friedrich auf Breslau zu. Dort standen der Feldmarschall Daun und der Prinz von Lothringen mit einem großen österreichischen Heere.

Bei Leuthen traf man zusammen, gerade einen Monat nach der Schlacht bei Roßbach. Friedrich wählte die schräge Schlachtordnung zum Angriff, in welcher das Heer einem durchdringenden Keile gleicht, und in drei Stunden war ein vollständiger Sieg über die Oesterreicher erfochten. Gegen 20,000 Mann Gefangene wurden eingebracht, 100 Stück Geschütze und 3000 Wagen erobert und Breslau fiel in die Hände der Preußen.

Friedrich II. war wieder Meister von Schlesien.

Im Jahre 1758 eröffnete Friedrich abermals den Feldzug durch die Eroberung der Festung Schweidnitz.

Die Belagerung von Olmütz aber mußte er aufgeben, da ihm eine Zufuhr von 3000 Wagen mit Lebensmitteln vom Feinde abgenommen worden war.

Zu gleicher Zeit war er gezwungen, nach Preußen zurückzukehren, da dort die Russen abermals sengend, brennend und mordend unter General Fermar eingefallen waren. Die Festung

Küstrin war von ihnen zusammengeschossen worden und überall bezeugte die schreckliche Verwüstung die Bahnen, auf denen die verderbenbringenden Barbaren dahingezogen waren.

Bei Zorndorf, unweit Küstrin, trafen am 25. August die Preußen und Russen zusammen. Das innerste Gefühl Friedrich's hatte sich beim Anblick der von den russischen Horden in seinem Lande verübten Schandthaten empört, ja förmlich aufgebäumt, und die Folge davon war, daß seine tapferen Soldaten auf dem Schlachtfelde keinen Pardon gaben und nahmen.

Ein schreckliches Gemetzel hob deßhalb an. Als das Pulver verschossen war, ging Mann gegen Mann gegen einander los; ja Verwundete krochen stöhnend noch aneinander und zerfleischten sich mit den Zähnen, wenn ihnen keine Waffen zu Gebote standen. Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Schlachten, dann erst räumten die Russen das Feld und zogen sich zurück.

Nach diesem entsetzlichen und blutigen Siege eilte Friedrich nach Sachsen, wohin Daun und die Reichstruppen sich gewendet hatten.

Beim Anzuge des Königs bezog Daun ein festes Lager bei Hochkirch, nicht weit von Bautzen. Friedrich's Stellung war eine höchst unglücklich gewählte und seine Generale machten ihn mit der größten Besorgniß darauf aufmerksam. Ja der tapfere General Keith sagte frei heraus zu ihm im Zelte: „Wenn uns die Oesterreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehängt zu werden!" Friedrich aber lächelte und erwiderte: „Sie fürchten sich vor uns mehr als vor dem Galgen!" Drei Tage blieb es still und ruhig, wie vor einem Gewitter. Da verließen in der Nacht vom 13.—14. Oktober die Oesterreicher ihr Lager in aller Stille, um die sorglosen Preußen zu umzingeln. Ihre Vorposten wurden niedergemacht, mehrere Batterien genommen und diese nun gegen die Preußen selbst gerichtet.

Die Nacht war stockfinster, und im preußischen Lager lag Alles noch im tiefsten Schlummer. Endlich schlug die Thurmuhr von Hochkirch sechs Uhr, als die erste Ladung der feuerspeienden Geschütze der Preußen auf sie selbst Verderben herabspie.

Jetzt gab es in ihrem Lager ein unbeschreibliches Durcheinander; ein Haschen nach Waffen; ein Rufen und Fluchen; ein vergebliches Commando der Offiziere. Es war zu spät. Die Kartätschenkugeln der Oesterreicher flogen in den wirren, dichten Haufen der Preußen hinein, wie der Hagel in die tragende Saat. Einer der Ersten, der fiel, war der brave General Keith. Dem Prinzen Franz von Braunschweig riß eine Vollkugel den Kopf weg, und Prinz Moritz von Dessau sank tödtlich verwundet in's Knie.

Aengstlich erwartete man den Tag, doch auch dieser schien keine Rettung bringen zu wollen, da ein undurchdringlicher Nebel das Erblicken und Ergründen der Lage verhinderte. Endlich, endlich verzogen sich die vorher undurchdringlichen Nebelwolken. Friedrich erkannte sofort, daß ihm nur noch ein Ausweg möglich, und diesen benutzte er mit solcher Umsicht und Kühnheit in bester Ordnung, daß der General Daun, als vorsichtiger Mann es vorzog, den König ungehindert ziehen zu lassen. Dieser hatte seine unbegreifliche Sorglosigkeit bei Hochkirch mit einem Verluste von 9000 Mann und fast allen Geschützen und allem Gepäck zu büßen.

Doch der Muth war ihm noch nicht gesunken, denn als einige Artilleristen am nächsten Tage ohne ihre Geschütze an ihm vorüberzogen, rief er ihnen zu: „Soldaten, wo habt ihr denn eure Kanonen gelassen?!" — „Der Teufel hat sie über Nacht geholt!" riefen sie ihm entgegen. „Nun so nehmt sie ihm bei Tage wieder ab!" antwortete der König und sprengte unter dem Hurrah! Rufen seiner Soldaten wieder davon.

Durch überaus anstrengende und künstliche Scheinmärsche gelang es nun Friedrich, nach Schlesien zu entkommen und dort die Festung Neisse zu entsetzen.

Der Feldmarschall Daun aber bekam für seinen Sieg über Friedrich vom Papste einen geweihten Hut und Degen zum Geschenk.

Das Jahr 1759 sollte für Friedrich II. aber ebenfalls noch ein sehr verhängnißvolles werden, denn er mußte in demselben den

Flötenkonzert Friedrich's des Großen in Sanssouci
FREDERICK THE GREAT PLAYING THE FLUTE.

Kelch des Unglücks und Leidens beinahe bis auf die Neige leeren, so daß er fast an den Rand der Verzweiflung gebracht wurde.

Am 12. August griff er nämlich bei Kunersdorf, in der Nähe von Frankfurt an der Oder, die vereinigten Armeen der Russen und Oesterreicher an und wurde da in Folge seiner Tollkühnheit so vollständig geschlagen, daß er am Tage nach der Schlacht nur noch 5000 Mann um sich versammeln konnte.

Während der Schlacht waren ihm zwei Pferde unter dem Sattel getödtet worden und eine Kugel war an der Tabaksdose in seiner Westentasche abgeprallt. Stumm dahin brütend saß er im dichtesten Kugelregen regungslos auf seinem Pferde. Erst als seine Umgebung in ihn drang, sich zu retten, ritt er davon, schrieb aber noch auf dem Schlachtfelde mit Bleistift an seinen Minister von Finkenstein auf einen Zettel: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie. Ich werde des Vaterlandes Sturz nicht überleben. Gott befohlen auf immer!" In jener Schlacht fiel auch der tapfere Soldat und begeisterte deutsche Dichter Heinrich von Kleist.

Der Sieg war jedoch von den Verbündeten eben so theuer erkauft worden, so daß der russische General Soltikow damals nach Petersburg schrieb: „Wenn ich noch so einen Sieg erfechte, werde ich mit einem Stecken in der Hand nach Petersburg zurückkommen müssen."

Dabei war es für Friedrich II. immerhin noch ein Glück, daß die Russen sich in Folge ihres ungeheuern Verlustes nicht beeilen konnten, ihren Sieg zu verfolgen und die Verfolgung ihren Bundesgenossen, den Oesterreichern, überlassen mußten. Allein diese, wie schon so oft, waren zu gemächlich und blieben zu Preußens Glück ruhig in ihren Nestern sitzen.

Das Mißgeschick zog auch in dem Jahre 1760 seinen spitzen Stachel gegen Friedrich den Großen noch nicht wieder ein.

Eine preußische Heeresabtheilung von 8000 Mann wurde von einer dreimal stärkeren Heeresmacht der Oesterreicher unter dem General Laudon umzingelt und fast aufgerieben. Dagegen schlug Friedrich denselben General etwas später wieder bei

Liegnitz, worauf er sich sofort gegen die vereinigten Russen und Oesterreicher wenden mußte, die unter General Tottleben sogar Berlin erobert hatten.

Beim Herannahen des Königs aber zogen diese wieder aus Berlin fort, so daß Friedrich sich endlich wieder nach Sachsen wenden konnte, wo Feldmarschall Daun bei Torgau in einer trefflichen Stellung ein festes Lager bezogen hatte.

Am 3. November 1760 erschien Friedrich mit seinem Heere, um die Schlacht zu wagen, die über die Zukunft Preußens und Friedrich's II. entscheiden sollte. — Wurde er jetzt geschlagen, so war er verloren, denn die Russen lauerten schon wieder auf eine günstige Gelegenheit nach Berlin vorzudringen.

General Daun hatte auf einer durch Verhaue geschützten Anhöhe 400 Kanonen auffahren lassen und sie alle auf den Punkt gerichtet, auf dem die Preußen heranziehen mußten. Eine der furchtbarsten Kanonaden entfesselte sich jetzt, die je von einem Kriegsheere seit Erfindung des Pulvers gehört worden war. In einer halben Stunde lagen 5500 preußische Grenadiere als Opfer todt auf dem Wege zur Anhöhe. Immer und immer wieder zogen neue Regimenter auf, aber auch diese wurden zusammengemäht, wie die Aehren auf dem Felde.

Der König verließ sich auf die Heeresabtheilung unter General Ziethen, den er schon im Gefechte glaubte, da er von der Gegend, von der Ziethen herankommen mußte, Gewehrfeuer vernahm. Es war aber nur ein Vorpostengefecht. Endlich macht die preußische Reiterei einen Vorstoß und treibt den Feind zurück, jedoch bald wird auch sie wieder gezwungen, sich zurückzuziehen, denn auch über sie ergießt sich der mörderische Kanonenkugelregen aus den 400 Feuerschlünden. Mitten im Getümmel und Kugelregen hält der König. Sein Pferd ist unruhig. Eine Kanonenkugel schlägt dicht bei ihm ein und tödtet einen Tambour. Das Pferd eines Trompeters wird scheu und geht mit ihm gegen die Oesterreicher durch. „Sag' den Oesterreichern," ruft Friedrich ihm nach, „sie sollen bald aufhören zu schießen, sonst nehme ich ihnen die Kanonen weg!"

Da wird es Nacht und die setzt endlich dem Gemetzel ein Ende, aber der Sieg ist unentschieden.

Es begannen im Torgauer Walde zahlreiche Lagerfeuer zu brennen. Alles durcheinander; Freund und Feind folgt in der furchtbar kalten Nacht dem lockenden Scheine derselben, um die erstarrten Glieder zu erwärmen. Niemand denkt daran, den Andern zu vertreiben, die Noth und der Schrecken des vorhergehenden Tages lähmt jedes feindliche Gefühl und macht alle einig — Feind und Freund.

Weil keiner weiß, wer die Schlacht gewonnen hat, so kommt man gegenseitig mit einander überein, sich am Morgen dem Sieger zu übergeben.

Friedrich selbst sitzt an dem Altare einer Kirche im Dorfe Elsing und läßt sich seine Wunde verbinden. Ein Streifschuß hatte ihn ziemlich erheblich an der Brust verwundet. Kummervollen Herzens und gebeugten Hauptes sitzt er da. Er wünschte, wie er später erzählte, sich damals sehnlichst den Tod, denn seine besten Offiziere lagen todt oder verstümmelt auf dem Schlachtfelde und der endliche Sieg für den morgigen Tag war kaum in Aussicht.

Endlich raffte er sich wieder auf und ertheilt seine Befehle, fest entschlossen am Morgen die Schlacht mit einem furchtbaren Bajonnettenangriff zu beginnen. Von Ziethen hatte er noch keine Nachrichten. Doch dieser tapfere General hatte unterdessen auch nicht gerastet; er hatte zum Glück für die Preußen noch spät in der Dunkelheit die Lüptitzer Höhen erstürmt und so die Schlachtreihen des Feindes durchbrochen. Dieser konnte nun keine Schlacht mehr wagen und war in aller Stille abgezogen.

Der König hatte schon Boten auf Boten nach dem Ziethenschen Heerhaufen entsendet, aber stets ohne Erfolg. Endlich graut der Morgen und in seiner Ungeduld besteigt Friedrich jetzt sein Pferd, um selbst nach dem vermeintlich spurlos Verschwundenen zu schauen.

Da sieht er in der Ferne einen Trupp Reiter in weißen Män-

teln auf sich zusprengen. Es ist Ziethen mit einer Abtheilung seiner Husaren. „Ew. Majestät!" ruft „der alte Ziethen aus dem Busch," dem Könige erregt entgegen: „der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück!" — In demselben Augenblick stürzen beide von den Pferden; — der König liegt in Ziethen's Armen. — Da wird der alte Husar übermannt von seinen Gefühlen; — er weint wie ein Kind, laut vor Freuden, und kann kein Wort hervorbringen, weil ihn sein König umarmt und geküßt.

Dann sprengte er zu den schon wieder in Schlachtordnung sich aufstellenden Regimentern zurück und ruft: „Kinder, unser König hat die Schlacht gewonnen und der Feind ist vollkommen geschlagen! Es lebe unser großer König!" Und alle stimmten ein und riefen: „Es lebe unser großer König, aber auch unser Vater Ziethen, unser Husarenkönig!"

So kämpfte, so litt, so lebte der große preußische Held um das Emporkommen und die sichere Machtstellung Preußens zum dereinstigen Heile des ganzen Vaterlandes. Und so brachte er auch jenen siebenjährigen Krieg, in dem fast ganz Europa gegen ihn allein stand, zum ruhmreichen Ende.

Am 5. Januar 1762 war die Kaiserin Elisabeth von Rußland endlich mit Tod abgegangen, welches Ereigniß in den europäischen Staats-Angelegenheiten eine wesentliche Veränderung hervorbrachte, denn der Nachfolger der Kaiserin war ein Bewunderer Friedrich's des Großen und schloß mit ihm Frieden.

Auch Frankreich war anderwärts gezwungen worden, seine Feindseligkeiten gegen den König von Preußen aufzugeben und somit sah schließlich auch das Haus Habsburg nolens-volens ein, daß es allein doch nicht im Stande sein würde, die Hohenzollern, wie es stets gewünscht hatte, — zu demüthigen.

Damit kam denn auch am 17. Februar 1763 der Friede von Hubertsburg in Sachsen zu Stande, in welchem der tapfere Vertheidiger seines Rechts, Friedrich II. von Preußen, auch keinen Zoll seines Landes verlor.

Wie tief Friedrich, trotz der entsetzlichen, Jahrelang andauernden

blutigen Kämpfe gegen ihn, dennoch empfinden konnte, und wie doch ein warmes Herz bei ihm als Mensch noch immer auf dem rechten Flecke saß, das beweisen die zahlreichen, herrlichen Erzählungen, die heute noch in Deutschland im Munde des Volkes über ihn umlaufen. Sie sind von ihm nicht vergessen worden, trotz der großen Begebenheiten der neusten Zeit.

Hier einige der schönsten Züge aus seinem bewegten Leben:

Gleich nach dem Abschluß des Friedens begab sich der König nach Charlottenburg und ließ dort das "**Tedeum laudamus**" (Herr Gott, Dich loben wir) von Graun anstimmen. Die Musiker und Sänger erwarteten den ganzen Hof in der Kirche zu finden; zu ihrem Erstaunen aber erschien der König ganz allein, setzte sich und ließ die Musik ihren Anfang nehmen. Als die Singstimmen einfielen, stützte er den Kopf auf die Hand und verhüllte seine Augen, um den Thränen des Dankes freien Lauf zu lassen.

Eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften war die Herablassung und herzliche Freundlichkeit, die er auch dem Geringsten seines Volkes bewies. Als er einst auf einer seiner Reisen durch's Land an einer Poststation die Pferde wechseln mußte, drängte sich ein altes Mütterlein dicht an seinen Wagen. „Was wollt Ihr?" fragte sie der König. „Nur Sie von Angesicht zu Angesicht sehen, Majestät, sonst nichts," erwiderte die Alte. Der König griff in seine Tasche und schenkte ihr einige „Friedrichsd'or" (Goldmünzen) und sagte dann: „Seht, liebe Frau, auf diesen Dingern könnt Ihr mich ansehen, so oft Ihr wollt." (Die preußischen Goldstücke enthielten nämlich sein Bildniß.)

Geistesgegenwart und Muth besaß Friedrich wie wenige Menschen. In der Schlacht bei Kollin führte er selbst mit dem Degen in der Hand eine seiner Kompagnien gegen eine feindliche Batterie. Seine Soldaten wankten und stutzten, als die feindlichen Kugeln entsetzliche Lücken in die Reihen der Anstürmenden rissen. Der König aber achtete nicht darauf und ritt immer weiter drauf los und merkte in seinem Eifer gar nicht, daß seine Soldaten fast alle gefallen waren. Da rief endlich einer seiner Adjutanten ihm zu: „Sire! Wollen Sie denn die Batterie allein

nehmen?!" Jetzt erst erkannte der König seine gefährliche Lage, hielt sein Pferd an, betrachtete sich die Batterie durch's Fernglas und ritt dann langsam zu den Seinigen zurück.

Nach der Schlacht bei Leuthen ritt er mit nur wenigen Begleitern nach Lissa und trat in das dortige Schloß ein, das aber noch voll von österreichischen Offizieren war, ohne daß er es wußte. Diese kamen ihm mit brennenden Lichtern entgegen, als er eben die Schloßtreppe hinaufstieg, und sie hätten ihn unmittelbar nach seinem schönsten Siege gefangen nehmen können. Er aber kam durch das unerwartete Zusammentreffen mit diesen feindlichen Offizieren durchaus nicht aus der Fassung und redete sie ganz unbefangen mit den Worten an: „Guten Abend, meine Herren. Sie haben mich wohl hier gar nicht vermuthet?" Und dabei ging er furchtlos durch die feindlichen Herren durch, die ehrfurchtsvoll und sprachlos vor Schreck und Erstaunen alle dastanden und nichts erwiderten wie: „Ah!"

Bald darauf kam eine Schwadron preußischer Husaren, welche die sämmtlichen Herren Oesterreicher gefangen nahm.

Einst bei einem Ritt, den der König vor einer Schlacht mit den Oesterreichern unternahm, um die Gegend zu erforschen, sah Friedrich dem sicheren Tode entgegen, denn er stand plötzlich vor einem Panduren, einem feindlichen Vorposten, der schon das Gewehr auf ihn angeschlagen hatte. Da erhob der Held in seiner großen Geistesgegenwart den bekannten Krückenstock, den er auch zu Pferde trug und rief warnend der Schildwache zu: „Du, du, willst du 'mal das Gewehr senken!" Diese ruhige Anrede brachte aber den Ungar so in Verwirrung, daß er sofort sein Gewehr an den Fuß setzte und den König ruhig davonreiten ließ.

Carlyle, der große englische Biograph Friedrich's II. gibt von dem Könige in seinen letzten Lebensjahren folgendes treffliche Bild: „Ein interessanter, magerer, nicht zu großer Greis von beweglicher, obwohl leicht gebeugter Gestalt, liebt er es, Nachmittags kurze Zeit in Muße auf der Terrasse von Sanssouci zu verweilen, oder in raschem, ungezwungenem Schritt auf der offenen Landstraße, oder durch die Gehölze und Alleen in der Um-

gebung von Potsdam dahin zu wandeln. Das ist Friedrich der Große von Preußen, wie ihn Fremde nennen; aber daheim, inmitten seines Volkes, das ihn hochschätzt und liebt, nennt man ihn in traulichem Tone den alten „Vater Fritz".

Jeder Zoll an ihm ein König, obgleich ohne den Prunk und Staat eines solchen, erscheint er in spartanisch-einfacher Kleidung; trägt keine Krone, sondern gewöhnlich einen alten Soldatenstulphut, und als Scepter einen im Walde geschnittenen Spazierstock, der auch zugleich als Reitpeitsche dient. Als königliches Gewand einen alten blauen Soldatenrock mit rothen Aufschlägen; der übrige Anzug ist düster und unscheinbar in Farbe und Schnitt und endet in hohen, über die Kniee gezogenen Militärstiefeln. Die Gesichtsbildung des Mannes hat nichts Erhabenes, so wenig als Wuchs und Tracht Achtung gebieten; der Mund ist fest geschlossen und zeigt dünne Lippen; Kinnbacken und Nase treten hervor, die Stirn zurück und ist keineswegs von olympischer Höhe; das Haupt jedoch ist von langer Form und zeigt höchst ausdrucksvolle graue Augen.

Er ist nicht gerade ein schöner Mann und allem Anscheine nach auch kein glücklicher. Im Gegentheil trägt sein Gesicht augenscheinlich Spuren von tiefem Kummer und vielen überwundenen, schweren Lebensaufgaben. — — —

Die Beschwerden des Alters ertrug Friedrich mit großer Geduld, ohne etwas in seiner Lebensordnung zu ändern, und so blieb er auch arbeitsam und thätig auf allen Feldern, die ein wahrer, großer Herrscher stets bebauen sollte: auf dem der Staatsverwaltung, der Kriegsangelegenheiten sowie dem der Künste und Wissenschaften, bis zu seinem Tode.

Die Pflege der Musik übte er besonders und ergriff bis zum spätesten Alter oft in den trübsten Stunden zu seiner Flöte, um durch ein tiefempfundenes Spiel seinen ermüdeten Geist wieder zu stärken.

Seine freie philosophische Lebensanschauung gewann er sich durch den intimen Umgang mit den hervorragendsten Männern der Zeit in seiner Jugend, hauptsächlich während seines Aufent-

haltes zu Rheinsberg. Die höchsten Ideen beschäftigten dort seinen Geist: über alles Irdische und Göttliche suchte er stets mit begeistertem Forschungstrieb nach Wahrheit. Bald zog ihn nichts so sehr an, wie das geistreiche Franzosenthum jener Zeit, das ihn durch seine schöne Literatur sowohl, wie durch seine kühne Philosophie höchlichst entzückte, denn in beiden waren diese französischen Gelehrten und Philosophen damals allen anderen Nationen voraus, und sie gaben den Ton an.

Was ihn für diese fremden Gelehrten aber ganz besonders begeisterte, war die freie Denkungsart und die Kraft, mit der sie gegen den blinden Autoritätsglauben ankämpften. Englische Philosophen, besonders Locke, bezweifelten die Wahrheit jeder Lehre, die nicht auf Vernunft und Erfahrung beruhe, und forderten in religiösen Dingen allgemeine Duldung und Vernunft im Glauben. Diese wissenschaftlichen, gründlichen Untersuchungen machten sich denn auch die französischen Schriftsteller zu Nutzen und versuchten mit den Waffen scharfen Witzes und mit großer Heftigkeit diese Grundsätze zu vertheidigen. Namentlich führte von allen jenen französischen Geisteshelden Voltaire mit seinem schlagfertigen, aber nicht sehr tiefgehenden Witze und bittern Hohne diesen Kampf auf eine bestechende Weise und er fand deßhalb auch besondere Gnade vor Friedrich's Augen, da auch ihn die Verfolgungssucht der Priester und die Willkür und Unsittlichkeit an den damaligen Höfen tief empörten. — Er ließ Voltaire deßhalb zu sich nach Berlin kommen.

Doch bekam Friedrich der Große den Franzosen Voltaire bald satt, da er durchaus kein blinder, unbedingter Anhänger von dessen wahrhaft wuchernder Freidenkerei war. Im Gegentheil war Friedrich für religiöse Eindrücke gar nicht unempfänglich. Allein sein Umgang mit dem Alles verhöhnenden Philosophen war für die Umgebung des Königs gefährlicher wie für ihn selbst, da die Bildung dieser Herren ganz und gar nicht mit der ihres Herrschers auf gleicher Stufe stand, und sie auch nicht wagten, gegen die Glaubensmeinungen desselben zu protestiren. Nur Einer wagte es einmal, und das war „der alte General Ziethen

Friedrich der Große in seinem Arbeitszimmer.
FREDERICK THE GREAT IN HIS LIBRARY

aus dem Busch". Einst sprach nämlich der König in des Generals Gegenwart unehrerbietig von religiösen Dingen, da erhob sich der tapfere Haudegen vom Stuhle, trat vor seinen König hin, verbeugte sich und sprach: „Ich habe für Ew. Majestät gekämpft und bin bereit, mein graues Haupt zu dero Füßen zu legen; Ew. Majestäts Ehre ist mir stets heilig gewesen, aber — meinen Erlöser will ich nicht in meiner Gegenwart verspottet hören." Der König erhob sich von seinem Sitze, ergriff des Generals beide Hände und sagte: „Glücklicher Ziethen, ich habe allen Respekt vor Seinem Glauben; halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen."

Aehnlich wie während des dreißigjährigen Krieges und unmittelbar nach demselben hatten sich auch jetzt, nach dem siebenjährigen die Zustände in Deutschland, das sociale, politische und geistige Wesen und Streben des deutschen Volkes nicht gebessert.

Tief lag die deutsche Nation darnieder, den Fremden zum Spott und sich selber zur Schmach. Ohne Würde und Ansehen im Auslande war Deutschland, mit Ausnahme natürlich von Preußen, ein Spielball in den Händen eines jeden Machthabers, der es nach Gutdünken und augenblicklicher Laune ausbeutete und zu selbstsüchtigen Zwecken immer zu benutzen suchte.

Hunderte von Landesherren, vom Könige herab bis zum Landgrafen, ja fast bis zum Majoratsherrn, die in dem gottvergessenen, unverantwortlichen Treiben des französischen Hofes unter Ludwig XV. ein leuchtendes, erhabenes Beispiel aller irdischen Herrlichkeit und Größe zu erblicken glaubten, äfften alle in einer wahrhaft unglaublichen Weise die französischen Unsitten und Moden nach und preßten dabei zur Bestreitung ihrer entsetzlich kostspieligen Liebhabereien das Volk bis auf's Blut aus.

Die Mätressen, Büttel und Hofschranzen-Wirthschaft kam dabei zur höchsten Blüthe, aber jedes großartige Streben und Ringen nach geistiger Freiheit ging zu Grunde.

An den Höfen und in den vornehmen Gesellschaften wurde nur noch französisch gesprochen. Französische Künstler, Schauspieler,

Sänger, Sängerinnen und Tänzerinnen wurden mit Reichthümern von deutschen Affen—fürsten überschüttet, während deutsche Talente nach dieser Richtung hin, deutsche Literatur und Poesie von Keinem derselben den geringsten Vorschub erhielt.

Da war es denn doch noch ein Glück für den damals größten und besten Theil Deutschlands, daß Friedrich der Große, trotz seiner französischen Geschmacksrichtung, in Fragen der Philosophie, Kunst und Wissenschaft wenigstens durch seine Kriege mit Frankreich, Oesterreich und Rußland dem deutschen Nationalleben einen großen Anstoß gab, denn auch der größte Theil des deutschen Volkes, außerhalb Preußens sah mit Stolz und Bewunderung auf die Thaten und den reinen Charakter dieses deutschen Fürsten hin und nannten ihn einen der ihrigen.

Doch leider war Friedrich der Große nichts weniger wie Großdeutscher.

Der damals bei den kleinen deutschen Fürstenhäusern in Schwung gekommene Soldatenhandel nach England, wodurch die verabscheuungswerthen hohen Beschmutzer der deutschen Thrönchen wieder auf ihre laufenden Kosten zu kommen hofften, und der zu gleicher Zeit auch dazu dienen sollte, die hochanstrebenden Freiheitsbewegungen der edeln Väter unseres glorreichen Adoptivvaterlandes im Keime zu ersticken, (Näheres darüber wurde schon in der „Einleitung" dieses Buches mitgetheilt) war einer der schmachvollsten Auswüchse der damaligen deutschen Duodezherrschaften — Wirthschaft, für welche wir Deutsche heute noch hier in unserer zweiten Heimath manches harte und höhnische Wort hören müssen.

Jeder rechtlich denkende Mann jedoch, der die damaligen entsetzlichen Zustände im deutschen Reiche etwas näher betrachtet und geprüft hat, wird dann aber auch gewiß nicht dem armen Volke den Vorwurf der Schande darüber machen, (da es ja rath- und pfadlos der Willkür seines Fürsten gegenüber stand,) sondern nur diesen Machthabern selbst, die sich die, durch die fortwährenden Kriege herbeigeführte Demoralisation ihres Volkes zu Nutzen machten, statt ihr energisch entgegen zu treten.

Männer, wie die Dichter Schubart und Schiller, haben zwar in zündenden, herrlichen Worten ihrer Entrüstung über diese fürstlichen Schandthaten freien Lauf gelassen, allein was halfs? das Volk hörte ihre Lieder nicht, um sich vielleicht durch diese zu einem Widerstande gegen solche Gewaltthaten aufzuraffen. — Der eine mußte auf Befehl seines geehrten Landesvaters auf dem Hohenasperg im feuchten Kerker für seine kühnen Worte büßen; der andere konnte den Nachstellungen ebendesselben nur durch die Flucht über die Grenze des Landes entgehen.

So standen die Angelegenheiten während der Lebenszeit Friedrich's des Großen in dem nur noch sehr schwach zusammenhaltenden deutschen Reiche. Durch den Frieden zu Hubertsburg war bestimmt worden, daß die Gebietsangelegenheiten Europa's künftig durch die fünf Großmächte: England, Oesterreich, Frankreich, Preußen und Rußland im Gleichgewicht erhalten werden sollten. Es kamen also durch ihn hauptsächlich die fünf Großmächte zum Ausdruck, während zugleich die Fürsten einer großen Anzahl kleinerer Staaten zum unwichtigen Anhängsel der einen oder der anderen dieser Großmächte zurückgedrängt worden waren.

Im Königreich Preußen waren sämmtliche Kriege Friedrich's des Großen zwar sehr harte Prüfsteine für das Volk, allein sie gereichten schließlich demselben doch ganz entschieden zum Heil.

Das gemeinsame, furchtlose und aufopfernde Ertragen fast endloser Beschwerden und das stille Ausharren im langjährigen Elend und in beispielloser Noth, führten Fürst und Volk immer näher zusammen und beide lernten sich immer mehr kennen und achten.

Preußen wurde unter ihm nach und nach Nation und schien bald dazu bestimmt zu sein, die andern deutschen Staaten in sich aufgehen zu lassen, denn der Kern des deutsch-nationalen Wesens lag unzweifelhaft schon damals nur in ihm, während die kleineren Staaten Süddeutschlands und des mittleren, theilweise aus angeborener Neidhammelei, gegen die aufstrebende Macht Preußens, theilweise aber auch ihrer Sicherheit und Selbst-

ständigkeit halber, sich dem Rheinbunde in die Arme warfen und mit Frankreich liebäugelten.

Wie weit die Aufopferung im preußischen Volke damals nach dem Kriege, der Alles verschlungen hatte, ging, zeigt z. B. die Thatsache, daß die ohnehin nur schlecht besoldeten und gänzlich verarmten Beamten noch sechs Jahre lang nach dem Kriege, mit Geduld, Ergebung und tadelloser Treue — ohne Gehalt weiter dienten, bis dann die Zeiten und mithin auch die Einkünfte des Staates besser wurden.

Friedrich der Große starb am 17. August 1786 als einer der größten Könige, die je in der Weltgeschichte ihre Erscheinung gemacht haben, nicht allein von seinem Volke in Preußen, sondern auch vom ganzen deutschen Volke aufrichtig betrauert, das ihn als einen deutschen Helden geehrt und geliebt hatte

Hatte Friedrich II. auch das geistige Leben seines Volkes nicht in dem Maße befördert, wie viele Andere, so wissen wir doch durch Göthe, wie sein Heldenthum befruchtend und befreiend auf die deutsche Bildung gewirkt.

In den Jahren des preußischen Waffenruhms drang zuerst ein nationaler Gehalt, ein schwellendes Gefühl der Lebenskraft in die ermattete deutsche Dichtung und die deutsche Sprache begann sich jetzt ganz im Stillen von seinem fremden französischen Flitteranhängsel zu reinigen.

Es begann unter „Sturm und Drang" die Wiedergeburt Deutschlands.

Die Aufklärung, welche zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die englischen und französischen Denker entzündet und auch von Friedrich dem Großen sehr begünstigt wurde, ergriff jetzt auch die gebildete und gelehrte Jugend Deutschlands und führte sie auf gewaltigen Geistesschwingen und mit bewunderungswürdigem Thatendrange aus dem Jammer der deutschen politischen Verhältnisse, aus der erbärmlichen Kleinstaaterei und dem lahmenden Büttelthum heraus und hinan in das schöne Reich der Ideale.

Nicht unterstützt von den deutschen Fürsten, aber unterrichtet

König Friedrich Wilhelm III.
King Frederic William III.

von der geistigen Verkommenheit der meisten derselben und von dem sittenlosen Leben an deren Höfen, sproßte die deutsche Dichtkunst und Wissenschaft jetzt durch eigene Kraft zur höchsten Blüthe empor und wie neu belebend zogen die balsamischen Düfte dieser urdeutschen Volkspoesie hin, durch die seither leider brach gelegenen geistigen Felder der deutschen Gauen.

Die deutsche Sprache raffte sich empor aus dem sumpfigen Boden, in dem sie seit so langer Zeit versunken. Sie warf den fremden Firlefanz, mit dem sie sich lange Zeit glaubte schmücken zu müssen, nach und nach von sich und wußte sich immer mehr mit neuen eigenen Reizen auszustatten.

Das deutsche Volk jauchzte diesen herrlichen, nationalen Bestrebungen laut zu.

Es vernahm die süßen, heranlockenden Töne der Muttersprache mit hoher Begeisterung und Wohlgefallen und begrüßte mit ungeheurer Wonne und stolzem Selbstgefühle die Weisen, Gelehrten und Sänger, die ihm das Schönste bescheerten, was einem so lebenskräftigen und urgemüthlichen Volke, wie dem deutschen auf dem heiligen Altare der nationalen Selbsterhaltung und Weiterentwicklung dargebracht werden konnte.

Es erschienen die alten Barden plötzlich wieder, wie dereinst in den heiligen Hainen der Urzeit und rissen durch ihren göttlichen Gesang die Horcher mit fort zu den heiligsten und schönsten Ideen der Menschheit: Zur Freiheit, Vaterlandsliebe, Tugend und Wahrheit.

Wie Engel des Friedens und des Trostes drangen die Lieder und Worte der großen deutschen Dichter und Denker in die Pforten des deutschen Heims, in den trauten Kreis der Familie ein und brachten so die herrlichste Saat, den wohlthuendsten Segen und die kräftigste geistige Nahrung dem braven deutschen Volke für lange, lange Zeit

Die Wissenschaft und die Dichtkunst begründeten die wohlthuende Herrschaft der Humanität. — Die Musik veredelte die Gefühle; kurz, ein neues hochpoetisches Zeitalter, das wie der berühmte Literaturhistoriker Wilhelm Scherer sagt: nur alle sechs-

hundert Jahre einmal dem deutschen Volke zu gut käme — war angebrochen, in dem sich alle Kräfte und Eigenschaften des deutschen Volkes in reger Wechselwirkung allmählich schon zum großartigen Einklang zu ordnen begannen.

Die Schriftsteller wurden die Lehrer und Erzieher des Volkes.

Diese großartige Wandelung war natürlich nicht das Werk nur weniger Jahre, auch nicht einzelner Männer; — das ganze junge Deutschland arbeitete daran, eine große Schaar ausgezeichneter Geister half dazu und auf allen Gebieten des Denkens und Dichtens ward unaufhaltsam nach dem Emporblühen deutschen Wesens gestrebt.

Ja, so wurde endlich, noch gleichsam unter dem Trommelschlage des preußischen Kriegslagers, Lessing's erstes deutsches Lustspiel: Minna von Barnhelm, geschaffen.

Ehe jedoch hier auf Lessing's Wirken und Streben, als einer der größten Reformatoren der deutschen Literatur und auch auf das der andern großen deutschen Dichter dieser Periode eingegangen wird, soll hier nur ganz kurz etwas über Deutschlands größten Philosophen, Immanuel Kant, geboren zu Königsberg den 22. April 1724, gestorben den 12. Februar 1804, gesagt werden, da er es war, der damals den stärksten Hebel zur Umwälzung auf dem Gebiete der Philosophie angesetzt hat.

Seine Ethik, die ganz und gar vom preußischen Geiste durchdrungen war und deßhalb auch Gemeingut hauptsächlich des norddeutschen Volkes wurde, ging damals aus den Gedankenkämpfen der gährenden Zeit als die reifere Form des Protestantismus hervor. Und nur auf dem Boden der evangelischen Freiheit und der entsagenden, pflichttreuen Arbeit konnte später auch dessen kategorischer Imperativ erdacht werden.

Zur Hebung der klassischen Philologie, die das Studium des heidnischen Alterthums zu den schönsten Ergebnissen führte, liehen damals hauptsächlich die Professoren Heyne in Göttingen und Fr. August Wolff in Halle ihre bedeutenden Kenntnisse und Talente, wobei sie hauptsächlich durch Winckelmann und Lessing unterstützt wurden.

In der Erziehungslehre (Pädagogik), zu deren Grundlage man von nun an, statt der früher angewandten rauhen Zucht, — die Menschenliebe (Philantropie) nahm, wirkte hauptsächlich Basedow (geb. 1723, gest. 1790) reformirend. Er verkündete, man müsse nichts lehren, was dem Kinde nicht unmittelbar einleuchte; statt des unverstandenen Gedächtnißkrames setzte er Anschauungen und praktische Fertigkeiten. (Das erst kürzlich im Osten der Ver. Staaten theilweise angenommene s. g. Quincysystem.) Ihm folgten hauptsächlich Campe in Hamburg. (Der Verfasser von Robinson Crusoë.)

Auf den Universitäten zu Göttingen und Jena fingen hauptsächlich die Professoren Pütter, Schlözer und Spittler an, das Studium der Geschichtswissenschaft auf andere Bahnen zu bringen. Man begnügte sich jetzt nämlich nicht mehr damit, bloß die nackten Begebenheiten niederzuschreiben oder wieder zu erzählen, sondern man betrachtete diese als nothwendige Wirkungen tiefer liegender Ursachen. Man erforschte jetzt die Ursachen und man erkannte dadurch den Geist der Völker und den Geist der Menschheit. Mit Pütter und Schlözer Hand in Hand ging in der Rechtswissenschaft, von Moser, der als früherer Beamter viele Mißstände im Staats- und Rechtswesen der Zeit aufdeckte. Dabei wurden die Gelehrten jetzt auch allmählich Tagesschriftsteller und brachten so ihr Wissen auch außerhalb der Hörsäle durch Zeitschriften unter das Volk, wobei ihnen besonders Friedrich der Große und die Fürsten von Weimar, Gotha, Braunschweig, Mainz und Hannover durch mehr oder weniger gewährte Preßfreiheit unter die Arme griffen.

In Göttingen gründete Schlözer 1775 das Journal, das dann schonungslos alle Ungerechtigkeiten und Mißbräuche aufdeckte. Ebenso Moser 1784: „Das patriotische Archiv." Andere Zeitschriften, z. B. „Nicolai's allgemeine Deutsche Bibliothek" in Berlin und Wieland's „Merkur" in Weimar, enthielten sich ganz der Politik.

Auf dem Felde der Naturwissenschaften erwarb sich

besonders der große Forscher Albrecht von Haller in Göttingen (geb. in Bern 16. Oktober 1708, gest. 12. Dezember 1777) unsterblichen Ruhm und Anerkennung.

Dabei wurde durch diese gewaltige Gährung auf allen Gebieten des Wissens, die alle bedeutenden Köpfe der Zeit ergriff, und deren Losungsworte: Aufklärung, Menschenliebe und Menschenwohl waren, nach und nach und endlich eine deutsche National-Literatur geschaffen. Aber auch diese wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht in dieser Sturm und Drang-Periode, hauptsächlich durch die Bemühungen der Sprachenforscher Fulda und Adelung die Reinigung der deutschen Sprache von allem fremden Schund mit allen anderen Bestrebungen nach Läuterung und Sichtung Schritt gehalten hätte.

Die Herrschaft, die sich Gottsched in Leipzig um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über die Feststellung der Grundsätze vom Begriff des Schönen in der Dichtkunst angemaßt, wurde durch Jacob Bodmer, einen Schweizer, der auf die Quellen der Poesie hinwies, gestürzt.

Bodmer besaß allerdings selbst keine dichterische Kraft, allein er hatte vollen Sinn für das wahrhaft Poetische. Er machte auf die Dichtungen Englands und die deutschen Dichtungen des Mittelalters und auf die Natur aufmerksam und lehrte, daß an diesen Vorbildern die Dichtung sich allein aufrichten solle.

Er gerieth darüber mit Gottsched in einen heftigen Streit, in dem aber bald die ganze deutsche gelehrte Welt für Bodmer Partei nahm, und mit Recht.

Nachdem Albrecht von Haller nun der Blüthezeit der deutschen Dichtkunst den ersten Sonnenstrahl durch sein Lehrgedicht „Die Alpen" geschickt, folgte ihm bald Friedrich von Hagedorn, der im Geiste des Horaz dichtete. Dann war es wieder der fromme und ehrwürdige Christian Fürchtegott Gellert (geb. 1715, gest. 1769), der durch seine sinnigen Fabeln besonders die Herzen des Bürgerstandes für sich einnahm. Bald machten auch die Dichter Pfeffel, Zachariae, Rabner und Käftner von sich reden.

Schon glänzender erschienen am Himmel der deutschen Poesie die Mitglieder des sogenannten „Hainbund“ in Göttingen, zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Zu diesem Bunde gehörten Männer wie Hölty, die beiden Grafen zu Stolberg und Johann Heinrich Voß. Dabei darf man aber auch den wahren großen Volksdichter Gottfried August Bürger (geb. d. 1. Januar 1748, gest. d. 8. Juni 1794) nicht vergessen, der sich namentlich durch das „Lied vom braven Mann“, seine „Leonore“ und sein Lied „Der Kaiser und der Abt“ die Herzen des Volkes gewann.

Auch wußte sich Johann Peter Hebel (geb. 1760, gest. 1826) damals durch seine „allemannischen Gedichte“ bei den Schwaben ebenso beliebt zu machen, wie vor einigen Jahrzehnten Fritz Reuter bei den Norddeutschen.

Weit über diese Größen hinaus ragt dann schon wieder Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. d. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, gest. d. 14. März 1803 zu Hamburg).

Es bildete sich nach ihm eine Schule von Jüngern, die ihm nachahmten. Er beherrschte meisterhaft die deutsche Sprache und glänzte in seinen Gesängen besonders durch seinen glühenden Patriotismus und seine tiefe Gefühlswärme. Sein Heldengedicht „Messias“ ist das Bekannteste von ihm.

Mit ihm, wenn auch nicht so hochstehend, nenne ich zugleich: Gessner, von Salis, Friedrich Matthison, Gleim, Kleist und Daniel Schubart und zuletzt den Bedeutendsten von diesen: Christoph Martin Wieland (1733—1813) — (Oberon).

Wenn Klopstock durch seine Bestrebungen das Selbst- und Nationalgefühl der Deutschen wieder angeregt hatte, so begründete Gotthold Ephraim Lessing, ein Heros im Reiche des scharfen und edeln Denkens und der Schöpfer der wissenschaftlichen Kritik, dasselbe mit voller Kraft. Er ward geboren den 22. Januar 1729 zu Kamerz und starb am 15. Februar 1781.

Johannes Scherr sagt über ihn: „Er ist und bleibt der

große geistige Befreier unseres Landes von der Oberherrlichkeit des Auslandes. Er vernichtete den orthodoxen Theologismus im Gedanken und Gefühlsleben aller Denkenden und Redlichen und setzt den prüfenden Humanismus an dessen Stelle. Er predigte das Evangelium der Forschung, aber auch das der Duldsamkeit. Er schuf die **Magna Charta** der deutschen Aesthetik, den „Laokoon". Er gab als der erste, niemals wieder erreichte Kritiker Europa's das Gesetz der Schönheit und erfüllte es als Dichter. („Minna von Barnhelm", Emilia Galotti" — Nathan der Weise.")

Die Thätigkeit dieses großen Mannes wurde dann durch Johann Gottfried Herder (1744—1803) fortgesetzt. Herder ist weniger als Original-Dichter, wie durch seine Enthüllung und Geltendmachung der Volkspoesie aller Völker und Zeiten vom heilsamsten Einfluß für Deutschland gewesen, so wie er auch für die Geschichte und Philosophie anregend gewirkt hat.

Was aber all die „Stürmer und Dränger" wollten und anstrebten, das hat schließlich doch nur Einer vollbracht — Johann Wolfgang von Göthe, geboren den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, gestorben den 22. März 1832.

Der hat sich aus dem kraftgenialen Wirrsal seiner Jugendgenossen zur höchsten Stufe vollendeter Künstlerschaft emporgerungen, um auf dieser Höhe angelangt hellenische Formschönheit mit deutscher Seelensubstanz zu füllen.

Volkslied und Gelehrtenweisheit, Alterthum und Modernes, Natur und Menschen, Dinge und Personen, alles ließ er nach dessen Wesen auf sich wirken, ohne sich je selbst zu verlieren. Er blieb immer der Meister des Stoffs.

Göthe ist der größte dichterische Geist, der jemals auf dieser Erde geleuchtet; er hat auf allen Feldern der Dichtkunst als vielseitigster und niemals übertroffener Dichter, in Lyrik, Epik und Dramatik das Größte geschaffen, und es würde hier wirklich zu weit führen, wenn man all das Treffliche und Erhabene, mit dem er die Nachwelt beschenkt, anführen wollte.

Wie Göthe ein Dichterfürst von Gottes Gnaden, so wurde Friedrich Schiller, geboren den 10. November 1759 zu Marbach in Schwaben, gestorben am 9. Mai 1805, einer durch Müh' und Arbeit. Ihm lächelte das Glück nur sehr spärlich; aber die Leiden stählten seine Kraft und spornten zu gewaltigem Ringen nach dem Höchsten an.

Schiller's Genius hatte nicht den Umfang des Göthe'schen, aber übertraf diesen an Energie. Göthe war der größere von Beiden als naiver, Schiller als bewußter Dichter; Göthe vollbrachte sein Bestes als Lyriker und Epiker, Schiller als philosophischer Seher und als Dramatiker. Die Freundschaft dieser beiden unvergleichlichen Männer, die sie antrieb und lehrte, einander gegenseitig zu befördern, ohne einander zu beirren, steht in der Literaturgeschichte ganz einzig da. — Dabei hat sich Schiller unstreitig mehr Denkmale in den Herzen des Volkes aufgespeichert, wie Göthe, denn er ist der Lieblingsdichter des gesammten deutschen Kernvolkes geworden und wird es auch ewig bleiben.

Mit dem Aufschwunge der deutschen Literatur hielt das Emporblühen der deutschen Musik gleichen Schritt. Zur Zeit der Reformation hatte sie auch schon alle ächt deutschen, tiefempfindenden Gemüther recht wohlthuend ergriffen, indem sie sich mit ihrer ganzen Fülle der Religion anschloß; jetzt aber durchwärmte und belebte sie auch in den Opern das Profane und zog empfindsame Seelen durch ihre herrlichen Melodieen hinan zum Himmelreich der Ideale.

Die Werke der unsterblichen Meister, wie Händel, Gluck, Haydn, Mozart, und des etwas später auftretenden C. M. von Weber, werden nicht allein dem deutschen Volke, sondern der ganzen gebildeten Welt stets unvergeßlich im Nachklange bleiben.

Jeder Vorurtheilsfreie wird beim eingehenderen Studium dieser geistigen Befreiungsperiode des deutschen Volkes aber zugestehen müssen, daß es fast ausschließlich dem protestantischen Deutschlande vorbehalten war, dieselbe in's Leben zu rufen, denn

alle die großen Geisteshelden ersten und zweiten Ranges jener Zeit waren Protestanten. Männer, wie Kant, Lessing, Herder, Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller ꝛc.

Einer unserer bekanntesten und gelehrtesten deutsch-amerikanischen Schriftsteller, Gouverneur Gustav Körner in Belleville, sagt hierüber gelegentlich in seinem schönen Werke: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten," auch folgendes:

„Unter den mit mannigfachen Uebeln begleiteten Segnungen der Reformation in Deutschland ist vielleicht keine von größerer Bedeutung für unsere Kultur und besonders unserer Literatur geworden, als die Segnung des deutschen protestantischen Pfarrhauses. Kein Volk hat auch nur im Entferntesten eine solche Pflanzstätte der Bildung, der Tüchtigkeit des Mannessinnes aufzuweisen. Seine Wirkungen in den Dreijahrhunderten, welche dem Auftreten des kühnen Mönches von Wittenberg folgten, auf das sittliche Leben in Deutschland, sind in ihrem Zusammenhange noch viel zu wenig gewürdigt worden. Wohl ist es bekannt, wie viele unserer größten Männer und vorzugsweise Schriftsteller in dem ländlichen Pfarrhause das Licht zuerst erblickt haben." — — —

Das katholische Süddeutschland zeichnete sich nur in der Musik aus, der Sprache des Gefühls. —

Während nun in Deutschland diese großen Geistesbewegungen sich immer mehr Bahn brachen und frisch und ungeschwächt fortdauerten, gleichsam als wollte sich das deutsche Volk für seine politische Machtlosigkeit und Bedeutungslosigkeit durch das Erringen einer geistigen Macht auf dem Gebiete der Philosophie und Literatur entschädigen, durchzuckte auch andere Völker ein gleiches Gefühl nach Selbstständigkeit und ein Drang nach Freiheit.

So hatte sich dieses strebsame, aufgeklärte, auch protestantische Volk in den früheren englischen Colonien Amerikas unter der Führung des unsterblichen Helden George Washington vom englischen Joche mit großem Muthe und bewunderungswürdiger Ausdauer frei gemacht und jenem großen Manne für

seine unvergeßlichen Verdienste um die Befreiung seines Volkes den ehrenden Namen „Vater des Vaterlandes" verliehen.

Stolz flatterte von nun an das Banner der Sterne und Streifen in die Welt hinaus und verlieh allen politisch Beladenen und Verfolgten anderer Nationen kräftigen Schutz. —

In Frankreich gährte und kochte es unaufhaltsam in den unteren Schichten des Volkes und etwas Großartiges, das fast die ganze Welt erschüttern sollte, bereitete sich vor.

Ehe wir jedoch auf diese Ereignisse näher eingehen sei hier nur noch kurz bemerkt, daß unterdessen Friedrich dem Großen in Preußen sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., auf den Thron gefolgt war. Es schien jedoch als sollten durch diesen König, obgleich er persönlich tapfer und von edlem Sinne war, die Errungenschaften seines Vorgängers wieder verloren gehen, denn er besaß weder die Willenskraft noch die Sachkenntniß und das Pflichtgefühl das Eroberte auf die Dauer zu schützen, vielweniger zu vermehren und zu vergrößern.

Zwar jubelte ein gewisser Theil des preußischen Volkes dem Könige bei seiner Thronbesteigung zu, da er zu oft die starke Hand Friedrich's II. empfindlich gefühlt hatte, allein der Taumel währte nicht lange. Allerdings wurden einige unliebsame Verordnungen der früheren Regierung abgeschafft; im Ganzen blieb es doch beim Alten; ja manches wurde schlimmer.

Besonders ging es in Preußen mit dem Heerwesen jämmerlich zurück, so daß es den Prüfungen, die bald an es herantreten sollten, nicht mehr gewachsen war. Auch nahm die Sittenlosigkeit in der Hauptstadt furchtbar über Hand, da der Hof selbst dieser die Bahnen geöffnet, während auf der andern Seite sich eine religiöse Heuchelei der widerwärtigsten Art breit machte.

Eine Fluth von Schmähschriften überschwemmte in Folge dieses allgemeinen Krebsganges in Preußen das ganze Land und diese übertrieben natürlich noch in ihren Beschreibungen von der Sittenlosigkeit des Adels und der Heuchelei unter den Geistlichen den wahren Sachverhalt. —

Der von Friedrich dem Großen geschaffene Fürstenbund, gegen

die Eroberungsgelüste des Hauses Habsburg hauptsächlich gerichtet, ging unter Friedrich Wilhelm II. in Stücke, obgleich die kleineren Fürsten Deutschlands aufrichtig bestrebt waren, ihn aufrecht zu halten. —

Um nun wieder auf die Zustände in Frankreich zurückzukommen, deren Erklärung und Darstellung für die Fortsetzung der Geschichte des deutschen Volkes um die Zeit des Wendepunktes der beiden letzten Jahrhunderte höchst nothwendig ist, so sei hier gesagt, daß die ungemein schmachvollen Regierungen der beiden Könige von Frankreich, Ludwig XIV. und XV., dieses Land nicht allein finanziell ganz ruinirt hatten, sondern daß auch das Volk dort in den tiefsten Pfuhl der grenzenlosesten Sittenverderbniß getrieben, und dadurch Zeiten heraufbeschworen waren, wie sie nur das Kaiserreich im alten Rom aufweisen kann.

Da bestieg Ludwig XVI. den Thron, ein Mann, der zwar das Beste für sein Volk wollte, dem es jedoch an jedem Talent und auch am festen Willen eines pflichtgetreuen Herrschers gänzlich fehlte. Er war beschränkt und unbeholfen an Geist und Körper und seine junge erst fünfzehnjährige Gemahlin Maria Antoinette, eine Erzherzogin von Oesterreich, arbeitete noch dazu offen und im Geheimen gegen ihn. Die Wirren im Lande häuften sich. Die königliche Familie hatte es nach und nach mit dem Adel, dem Bürgerstande und der einflußreichen Geistlichkeit verdorben.

Die Unzufriedenheit in den unteren Volksschichten steigerte sich. Die Jakobiner Danton, Marat und Robespierre standen an der Spitze des Volkes.

Da wurde die Republik erklärt, anfangs unter dem Feldgeschrei: „Krieg den Palästen; Friede den Hütten!“

Die Volkswuth steigerte sich. Man verlangte den Tod des Königs und der Königin und beide gingen auf's Schaffot. Das Haupt des Königs fiel dort am 21. Januar 1793, das der Königin am 16. Oktober 1793.

Das Blut der königlichen Häupter entfesselte das französische Volk zum vollkommenen Wahnsinn, und jetzt kam die Schreckensherrschaft.

Der Glaube an Gott und die Feier des Sonntags wurden auf Befehl der zukünftigen Volksbeglücker abgeschafft und der Cultus der Vernunft eingeführt.

Es etablirte sich der sogenannte Wohlfahrtsausschuß, und mit ihm begann der Massenmord aller sog. Feinde der Freiheit. Die Guillotine vollbrachte jetzt zuerst in Paris ihr blutiges Werk, dann ging sie auch auf Reisen in die Provinzen. Frankreich triefte vom Blute seiner besten Männer und Frauen.

Dabei war das unglückliche Land, in dem die menschlichen Leidenschaften auf dem Siedepunkt, ärger wie wilde Bestien wütheten, da und dort auch noch in Krieg verwickelt.

Da erschien plötzlich, wie ein Retter in der Noth, Napoleon Bonaparte auf dieser schrecklichen Bildfläche der entfesselten Leidenschaften der Menschen, und mit ihm gab's schnell eine ganz andere Wendung der Dinge.

Gegen Ende des Jahres 1793 war Bonaparte französischer General geworden, und nachdem er reich an Siegen und Soldatenruhm aus Italien und Aegypten mit seinen ihn anbetenden Truppen nach Paris zurückgekehrt war und das Volk ihn dort mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus, wie solches nur dem französischen Volke in seiner steten Ueberschwenglichkeit und seinem unersättlichen Ruhmesdurst möglich ist, empfangen hatte, machte er im Laufe der folgenden Jahre sich die Wirren in seinem unglücklichen Vaterlande zu seinem Emporkommen zu Nutzen, stürzte am 9. November 1799 die Directorialregierung, ward zuerst Consul auf zehn Jahre, dann auf Lebenszeit und endlich am 18. Mai 1804 Kaiser Napoleon I.

Unterdessen hatte es sich auch in Deutschland nicht zum Besseren gewendet. In der Politik war auch da eine heillose Verwirrung eingetreten, und führerlos schwankte das deutsche Gemeinwesen der Vernichtung durch fremde Gewalt entgegen.

Wohl sahen im letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts einige der patriotischsten und edelsten deutschen Fürsten das allgemeine Unglück für Deutschland herannahen. Schon zogen sich am Himmel Frankreichs finstere Wolken des Unheils für Deutsch-

land zusammen, allein da war keiner der großen deutschen Machthaber, der sich dazu berufen gefühlt hätte, als Retter des Volkes aufzutreten und es zu festem Zusammenhalten in der nahenden Noth aufzufordern. Karl August von Weimar klagte bitter über den Schlummergeist des deutschen Volkes, das sich aus seinem Gleichmuth für alles Großpatriotische gar nicht aufrütteln ließ.

Und der Kurfürst von Köln sprach sich über die Fürsten und die deutschen Zustände damals so aus: „Wir brauchen einen friedlichen Kaiser, der das deutsche Wesen zusammenhält; aber den kleinen Fürsten muß man die Illusion lassen, als ob sie auch an der Maschine mitzögen."

Doch dem deutschen Volke fehlte eben jedes Verständniß für den Ernst der Zeit. Bei ihm gab es nur in langen, langen Perioden ein plötzliches Aufflackern eines nationalen Einheitsgefühls, das aber stets mit Mühe und Noth erst künstlich hervorgebracht werden mußte.

Allerdings hatten auch in Deutschland einige hervorragende Geister im Volke das von Frankreich her ertönende, von den Republikanern angestimmte Feldgeschrei: „Krieg den Palästen; Friede den Hütten!" vernommen und diese zu hoher Begeisterung getrieben, denn sie versprachen sich nur Gutes und Schönes von den Siegen und Fortschritten der französischen Menschenbeglücker. Die besten deutschen Dichter griffen volltönend in die Saiten der Leyer und sangen der Göttin der Freiheit im Welschlande die herrlichsten Loblieder.

Als aber die Nachrichten über das Thun und Treiben der Jacobiner und Girondisten immer blutiger gefärbt über den Rhein drangen und die Herrschaft des siegreichen Volkes in Paris sich nach und nach in eine Herrschaft des Schreckens und Blutdurstes umwandelte, aus der schließlich ein Tyrann, Napoleon I., ein maßloser Menschenschlächter, hervorging, da verstummten nach und nach auch die Lieder der deutschen Sänger und statt ihrer hörte man bald Klagelaute und Schreckensgestöhn.

Allein sie verhallten Jahre lang, ungehört von einem Retter in

der Noth, — in den Lüften, denn beim Herannahen des herzlosen Usurpators war das Volk willenlos, die Fürsten von der höchsten Selbstsucht umfangen, die Verfassung des Reichs zerstört und jede Möglichkeit zu einer Reform von innen heraus, verloren.

Oesterreich und Preußen schienen zwar scheinbar nach Außen verbunden, aber durch alten Groll und Sonderinteressen schärfer denn je geschieden.

Siebentes Kapitel.

Kaiser Wilhelm I.

In diesen trostlosen Zeiten war dem damaligen Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, von seiner einundzwanzigjährigen, schönen und geistreichen Gemahlin Luise, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, am 22. März 1797 ein zweiter Sohn, Friedrich Wilhelm Ludwig, mit dem Taufnamen Wilhelm, geboren worden, den ein gütiges Geschick dazu bestimmt zu haben schien, dem deutschen Volke in schweren Zeiten ein Schirmherr zu werden und es unter preußischen Fahnen zu einem einigen nationalen Ganzen zusammen zu führen.

Der kleine angehende Held in Windeln war noch nicht ganz acht Monate alt geworden, als sein Großvater, Friedrich Wilhelm II., am 16. November 1797 starb und sein Vater als Friedrich Wilhelm III. den Thron Preußens bestieg.

Friedrich Wilhelm III. war am 3. August 1770 geboren, er war also beim Antritt seiner Regierung etwa 27 Jahre alt.

Es ist von allen Geschichtsschreibern anerkannt, daß unseres Helden Vater einen höchst achtbaren Charakter besaß, und daß er, trotzdem er seine Erziehung an einem Hofe empfing, an dem die Sittenlosigkeit auf ziemlich breiten Spuren einherschritt, dennoch nicht von derselben an Herz und Gemüth vergiftet worden war.

Nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise führte er

mit ihr zusammen ein musterhaftes, wahrhaft idyllisches Familienleben von fast bürgerlicher Einfachheit.

Beider Lieblingsaufenthaltsort war das Schlößchen Paretz am Havelflusse, wo sie sich in ländlicher Einsamkeit und Zufriedenheit nur der Erziehung ihrer Kinder, die ziemlich rasch aufeinander folgten, widmeten und sich an deren geistigem und körperlichem Aufkeimen herzlich ergötzten.

Auf das preußische Volk, das sich nach und nach fast an den unerheblichen Anblick eines unglücklichen Familienlebens bei seinen Herrschern (Wilhelm I., Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II.) gewöhnt hatte, machte dieses neue, herzliche und innige Zusammenleben der königlichen Familie den wohlthuendsten Eindruck. Bald wurden die ergötzlichsten und ansprechendsten Züge und Begebenheiten aus dem Leben im Schlosse Paretz unter dem Volke bekannt, denn man war dort nicht gewohnt, sich mit einem undurchdringlichen Nimbus zu umgeben.

Der König und seine schöne Gemahlin machten täglich Ausflüge in die nächste Umgegend und fanden es durchaus nicht unter ihrer Würde, sich auch um die scheinbar unwichtigsten Dinge bei ihren ländlichen Nachbarn, den Bauern, zu bekümmern, so daß er sich im Scherze oft „den Schulzen von Paretz" nannte.

Das Volk hörte bald auch mit ebensogroßer Freude und Genugthuung, daß Friedrich Wilhelm III. dem Adel und den hochmüthigen Offizieren seines Heeres nicht erlaubte, den Bürgerstand zu verletzen. „Denn", sagte er eines Tages zu einem alten General: „die Bürger sind es, die das Heer unterhalten und nicht ich."

Diesem, an wahrer, reiner Gattenliebe bei Königspaaren damals fast einzig und unvergleichlich dastehenden Familienleben gab aber, wie jedermann schon wußte, hauptsächlich die vortreffliche Gattin des jungen Königs die höhere Weihe und das tiefe Gepräge.

Wie erhaben und herrlich tritt deßhalb die Gestalt dieser hohen, wahrhaft deutschen Frau dem deutschen Gemüthe auch entgegen. Auch heute noch gilt jene Königin Luise von

Preußen in Deutschland und bei allen Kennern der Geschichte Preußens als das verkörperte Sinnbild aller Tugend und hoher Weiblichkeit. In ihrem dornenvollen Leben spiegelt sich ebenso schön und klar fürstliche Hoheit, wie bürgerliche Einfachheit ab, und in ihrem segenreichen Streben lag nur stets der einzige und sehnlichste Wunsch, ihre eigene Familie ebenso wie das ganze deutsche Volk zu beglücken.

Ein neuerer Schriftsteller sagt von ihr treffend: „Unzertrennlich ist ihre Gestalt mit dem deutschen Volke verknüpft, und wie entzückender Zauber wirken die herrlichen Thaten, die aus dem großen Wirkungskreise, in welchem sie ihre schönen Talente zu glücklicher Entfaltung zu bringen wußte, hervorgingen. Denn nicht nur in den engen Schranken ihres so lieblichen Familienkreises fand Königin Luise ihre Lebensaufgabe, auch an den politischen Ereignissen nahm sie lebhaften Antheil, und durch ihr heldenmüthiges Auftreten ist ihr Gedächtniß auf's innigste mit dem jener Helden verwoben, denen wir die Neugestaltung Deutschlands verdanken."

Leider sollte dieses außergewöhnliche, idyllische Familienleben im engsten Kreise aber auch übele Folgen für den König haben, da diese Zurückgezogenheit durchaus nichts dazu beitragen konnte, sein von Natur aus schon etwas scheues Wesen zu beseitigen, um bei den, in seinem zukünftigen Leben ihm vom bittern Geschick so oft gebotenen herben Gelegenheiten, mit dem dazu gehörigen Muthe und größerer Selbständigkeit auftreten zu können.

Er war mehr ein Mann für ruhige Zeiten, nicht zur Ueberwindung großer Stürme und ihm entgegentretender Schwierigkeiten gemacht. Erst später, als ihn die größte Noth hart bedrückte, und er und sein Volk ganz darnieder lagen, ging er mit einem mal mehr aus sich heraus und trat mehr selbständig auf, wie es ihm geziemte.

Unter der Obhut dieser empfindsamen Eltern wuchs der kleine Prinz Wilhelm allmählich, nach den strengen Hausgesetzen der Hohenzollern, d. h. mit einer starken und scharfen Beigabe von militärischer Strammheit heran. —

Er und sein älterer Bruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren den 15. Oktober 1795, sowie auch sein jüngerer, der Prinz Friedrich Louis, erhielten in Potsdam von dem Unteroffiziere Bennstein und in Berlin von dem Feldwebel Clery den ersten Exerzierunterricht.

Im Jahre 1803, also schon im sechsten Jahre seines Alters, erhielt Wilhelm von seinem Vater die erste Husarenuniform zum Weihnachtsgeschenk, in welcher er dann, mit seinen zwei anderen Brüdern, die man in die Uniform anderer Regimenter gesteckt hatte, vor seiner Mutter erschien.

Ihm wird das damals wohl schon recht und ein freudiges Ereigniß gewesen sein. Daß aber seine gute Mutter, die Königin, nicht gar zu sehr für die vorzugsweise stramme, militärische Erziehung ihrer Söhne eingenommen war, geht theilweise schon aus einem Briefe hervor, den diese um jene Zeit an den Professor Heidenreich in Leipzig geschrieben, in dem wörtlich steht: „Es ist mein heißester und liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen."

Aus diesen herrlichen Worten der Königin geht deutlich hervor, daß die liebende, edeldenkende Mutter fest entschlossen war, den kalten militärischen Geist, den man ihren Söhnen einzuprägen bestrebt war, durch einen starken Zusatz von Menschenliebe und Seelenadel etwas abzuschwächen.

Auch war es sicher nur ihr Wille allein, daß ihre Kinder in den Jahren 1799 und 1800 bei den Weihnachtsbescheerungen im Berliner Waisenhause zugegen sein und sich öfters an den fröhlichen Spielen sowie an den Preisvertheilungen der Schüler in den Gewerbschulen betheiligen mußten.

Unstreitig beabsichtigte die edele Frau den noch empfänglichen, kindlichen Gemüthern ihrer Söhne damit scharf anzudeuten und sie praktisch darauf aufmerksam zu machen, daß ein Herrscher nicht nur Soldat allein, sondern auch Vater und Sorger für die Wünsche, Beschwerden und Rechte seines Volkes sein soll, und daß es für einen Fürsten im Frieden ebenso

Königin Luiſe.
Queen Louise.

große und wichtige Aufgaben zu lösen gäbe, wie im verderblichen Kriege.

Während nun der kleine Prinz Wilhelm, der zukünftige deutsche Kaiser, unter diesen Einflüssen heranwuchs, gestalteten sich die Zustände im Auslande für Deutschland immer trüber. Besonders nahmen das Vorgehen und die Unternehmungen der Franzosen, in ihrem maßlosen Freiheits- und Siegestaumel einen immer drohenderen Charakter für den zukünftigen Frieden und die Wohlfahrt des deutschen Volkes an, da die Verträge, die die französische Volksregierung mit anderen Herrschern eingegangen war, von dieser je nach Gutdünken einfach verletzt und umgestoßen wurden; wahrlich ganz nach dem herrlichen Beispiele Ludwig's XIV., in dessen Fußstapfen eine Regierung, die „Gott" absetzte und an dessen Stelle „die Vernunft" auf den Thron erhob, niemals hätte treten sollen.

Der größte Held auf der Bühne des damaligen französischen Volksdramas, der französischen Revolution, die hauptsächlich durch die Schriften Voltaire's in Scene gesetzt wurde, war nach und nach General Bonaparte geworden.

Er war zur Befestigung seiner zukünftigen, nur ihm bekannten, egoistischen und ehrgeizigen Pläne mit seinem siegestrunkenen, ihn vergötternden Heere in Aegypten eingefallen und schickte sich schon an, bis nach Indien vorzudringen, um dort der Colonialmacht Englands den Todesstoß zu versetzen.

So war es im Jahre 1799 zu einem neuen Kriege zwischen den Franzosen, den Russen, Oesterreichern, Engländern, Türken und Neapolitanern gekommen, als durch den Sieg Bonaparte's über die Oesterreicher bei Marengo (1800) im Frieden von Luneville endgültig entschieden und beschlossen wurde, daß das linke Rheinufer den Franzosen überliefert werden sollte.

Damit waren zugleich die Würfel über das Schicksal ganz Deutschlands gefallen. Durch den sogenannten „Reichsdeputationshauptschluß" im Jahre 1803 verloren die geistlichen Fürsten zu Köln und Trier ganz, und der zu Mainz theilweise, sowie auch fast alle freien Reichsstädte ihre Selb-

ständigkeit, und ihre Gebiete wurden unter die weltlichen Fürsten vertheilt.

Dieses Alles geschah auf das Geheiß Frankreichs, oder um der Wahrheit in der Geschichte näher zu kommen, auf das des damaligen, fast schon allmächtigen Consuls Bonaparte, der sich Schritt für Schritt seinem sich selbst vorgesteckten Ziele zu nähern wußte, und sich dann auch endlich, wie schon oben bemerkt, im Jahre 1804 zum Kaiser der Franzosen ausrufen ließ.

Durch den oben erwähnten „Reichsdeputationshauptschluß" hatte aber Deutschland im Ganzen fast ein Neuntel seines Flächenraumes und ein Siebentel seiner Bevölkerung verloren. Drei und eine halbe Millionen Menschen sollten sich nun nicht mehr „Deutsche" nennen dürfen.

Allerdings hatten durch diesen Akt auch viele Bisthümer und Abteien, Reichsgrafen und Ritter ihre Reichsunmittelbarkeit verloren; sie waren einfach „mediatisirt" worden, was dem armen, durch unzählige Steuern gedrückten Volke zu Gute kam; allein im Ganzen genommen war diese politische, napoleonische Bestimmung für Deutschland eine große Schmach und nur ein Vorgeschmack von dem, was es von diesem gewissenlosen Emporkömmling in der Zukunft zu erwarten hatte.

Mit einer, jeden denkenden Menschen wirklich zur Verzweiflung bringenden Stumpfsinnigkeit für alles selbständige Handeln im Unglück, ließ sich die vom Reiche jetzt abgeschnittene Bevölkerung auch Dieses gefallen, denn noch hatte es leider bisher in Deutschland an Männern gefehlt, die systematisch bemüht gewesen wären, das deutsche Volk über die Unwürdigkeit seiner politischen Stellung zum Bewußtsein zu bringen.

Die deutschen Fürsten jedoch, die durch die Gnade Napoleon's I., den neugebackenen Kaiser, eine Gebietserweiterung zugestanden bekamen, hauptsächlich die Herren von Baden, Würtemberg und Baiern, schmiegten sich immer mehr an die hohen Wünsche ihres französischen Gönners an, und begannen bald ihre Länder nach französischer Art zu verwalten, da sie deren Nützlichkeit, wie sie sagten, plötzlich erkannt hatten, und wie die

Deutschen hier in Amerika bei einem recht gemüthlichen Feste oft ausrufen: „Gerade wie in Deutschland!“ so riefen damals diese deutschen Fürsten bei ihren Bestrebungen aus: „Gerade wie in Frankreich!“

Bald gingen diese Herren aber noch einen Schritt weiter. Sie traten nämlich auf Befehl, — (auf Wunsch kann man kaum mehr sagen) — des Kaisers der Franzosen förmlich aus dem deutschen Reichsverbande aus und schlossen sich, natürlich theils zu ihrer größern persönlichen Sicherheit, theils auch aus Ländergier, wie das Haus Wittelsbach in Baiern, diesem als Vasallen an und lieferten nun in den folgenden Kriegen des stolzen Eroberers gegen Oesterreich und Preußen ihre eigenen Landeskinder zu Frankreichs Heere; also Deutsche für die Unterdrückung von Deutschen. Sie hatten den Rheinbund gestiftet.

Nun gab auch das Haus Habsburg, der Kaiser Franz, den Titel „Kaiser von Deutschland“ auf und nannte sich nur noch „Kaiser von Oesterreich.“

Deutschland bestand von nun an aus drei Theilen: aus dem Kaiserreich Oesterreich, dem Königreich Preußen und dem vor dem Franzosen-Kaiser auf dem Bauche herumkriechenden Rheinbunde. Damit schien aber jenem frechen Ursurpator der Zeitpunkt gekommen zu sein, nachdem er zuerst Oesterreich geschwächt und gedemüthigt, seine Ränke auch gegen Preußen beginnen zu können und es ebenfalls zur vollkommenen Abhängigkeit von ihm zu zwingen.

Die Jahre, in denen sich die, hauptsächlich durch seine Fürsten heraufbeschworene Uneinigkeit Deutschlands schwer rächen sollte, zogen nun mit allem Unheil und Verderben geschwängert heran. Unsäglich viel und tief mußten Volk und Fürsten jetzt von der rohen Gewalt jenes maßlos ehrgeizigen Tyrannen leiden, der wie dereinst Attila, jetzt auch die Geißel aller Völker werden sollte, die mit ihm in Berührung kamen, bis endlich wieder Männer aus dem Volke auftraten, die den schon halb verzweifelten König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., moralisch zu einem letzten entscheidenden Kampfe für Deutschlands Ehre, und

zugleich auch sein Volk zu einem neuen, gewaltigen "Furor teutonicus" gegen den französischen Gewalthaber aufreizten und anspornten.

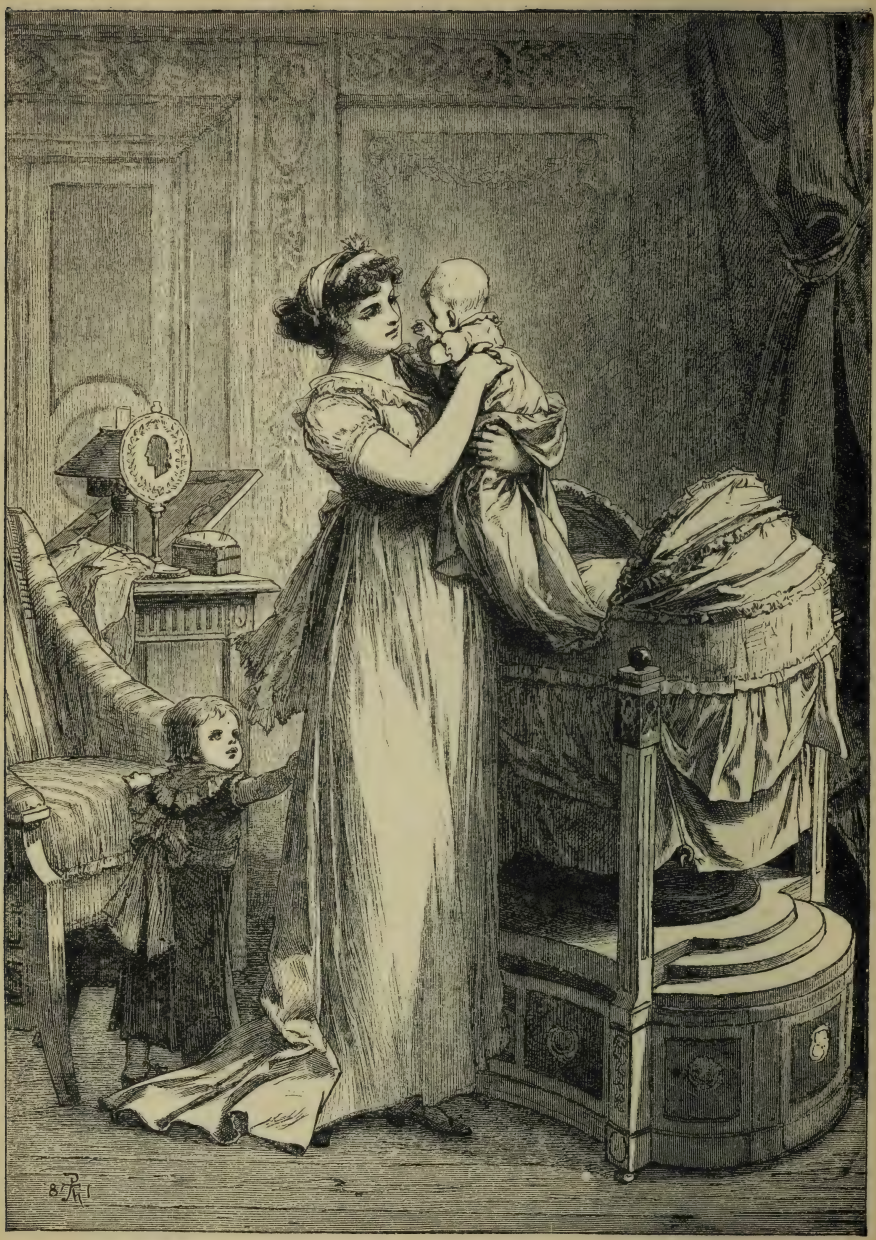
Die schwächliche und sehr falsch gewählte Politik des Königs hatte Preußen zehn Jahre lang, vom Baseler Frieden an bis zum Jahre 1805, von allem energischen Eingreifen in die großen Ereignisse zurückgehalten. Durch diese Neutralität stand jetzt das Königreich ganz vereinzelt da, ohne Freunde in der Noth und war deßhalb jetzt, da die Stunde der Gefahr auch ihm nahte, dem Grimme Napoleon's vollständig preisgegeben.

Was kümmerte den Kaiser der Franzosen die Neutralität Preußens? Was frug er nach dem in stiller Zurückgezogenheit lebenden Könige von Preußen, der bisher all' seinen Verlockungen widerstanden, dessen Schwächen er jedoch vollständig kannte? Er gab deßhalb auch im Jahre 1805 mit großer Gleichgültigkeit seinem General Bernadotte den gemessenen Befehl, auf dem kürzesten Wege, also durch preußisch-ansbachisches Gebiet von Hannover aus gegen Ulm zu ziehen. Und so geschah es. — Daß es aber bei dem Durchzug französischer Truppen durch preußisches Land nicht sehr neutral herging, war voraus zu sehen.

Jetzt endlich wurde der König durch die in seinem Lande bestehende Kriegspartei und durch den auf der Reise zu seinem Heere in Berlin eingetroffenen Zaren Alexander I. von Rußland dazu vermocht, sich mit aller Kraft zu rüsten und an den Kaiser Napoleon zugleich ein Ultimatum abgehen zu lassen, dessen Nichtannahme gleichbedeutend mit Krieg gegen Frankreich sei.

Kaum war jedoch dieses Ultimatum abgegangen, als mitten in die Rüstungen Preußens hinein die Hiobspost von der Schlacht bei Austerlitz in Berlin eintraf, in welcher das verbündete Heer der Oesterreicher und Russen von Napoleon vollständig geschlagen worden war.

Preußen mußte in Folge dessen von allen seinen Forderungen wieder abstehen und seine Rüstungen einstellen; ja es verlor, nur auf die ränkevollen Versprechungen Napoleon's hin, daß ihm Hannover zufallen solle, sogar sein Ansbacher Gebiet



Königin Luiſe mit ihren beiden älteſten Söhnen. (Anno 1797.)
Queen Louise with her two sons in 1797.

und Wesel und mußte dabei noch alle Gebietsveränderungen in Süddeutschland gut heißen.

Und so war plötzlich aus dem Staate, der Napoleon ein „Bis hierher und nicht weiter!“ zugerufen hatte, ein Staat geworden, der sich vor dem Emporkömmling ebenso beugen mußte, wie die übrigen und dabei hatte der König noch nicht einmal eine Schlacht gegen ihn verloren.

Doch diese Demüthigung Preußens genügte Napoleon noch nicht. Er ahnte wohl die Zähigkeit des preußischen Volkes und beschloß deßhalb, es und sein Königshaus vollständig niederzuwerfen.

Er suchte nun geflissentlich Preußen zum Aeußersten zu treiben und bot deßhalb jetzt das vorher an Preußen versprochene Hannover — England an.

Daraufhin richtete Friedrich Wilhelm III. am 1. Oktober 1806 an Napoleon abermals ein patriotisch-deutsch gehaltenes Ultimatum und forderte ihn in demselben auf, ganz Deutschland mit seinen Truppen zu räumen.

Beim Beginn dieses Krieges war Prinz Wilhelm ungefähr neun und ein halbes Jahre alt geworden, und es herrscht wohl kaum ein Zweifel, daß die durch den Krieg hervorgerufenen Ereignisse einen mächtigen Eindruck für immer auf das Gemüth unseres kleinen Helden gemacht haben.

Ein in dem Schlosse zu Potsdam noch vorhandenes kleines Aquarellbildchen zeigt uns ihn in Gesellschaft mit seinem älteren Bruder und seinem Lehrer Delbrück, wie er von einem Fenster des Schlosses aus dem Abzuge eines Reiterregimentes nach dem Kriegsschauplatze zusieht. Die tapfern Reiter dieser Regiments sollten aber alle niemals wiederkehren, denn sie fielen fast ohne Ausnahme auf dem Felde der Ehre für's Vaterland.

Schon zehn Tage nachdem das Ultimatum an Napoleon abgegangen war, begannen die Feindseligkeiten, die Schlag auf Schlag die Macht Preußens zermalmen — zu Boden werfen sollten.

So wurde gleich am 10. Oktober 1806 der Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld auf's Haupt geschlagen.

Am 14. Oktober erlitten die beiden preußischen Armeen unter der Führung des Prinzen von Hohenlohe Ingelfingen und des Herzogs von Braunschweig eine so vollständige Niederlage durch Napoleon selbst und seinen General Davoust bei Jena und Auerstädt, daß dadurch der Zusammenbruch der ganzen preußischen Macht herbeigeführt wurde.

Napoleon ließ darauf die fliehenden Heere auf das Nachdrücklichste verfolgen und deren Reste entweder gefangen nehmen oder niederhauen, so daß dadurch nicht allein die stärksten Festungen Preußens gezwungen wurden, sich zu übergeben, sondern auch Berlin vom Feinde besetzt wurde.

König Friedrich Wilhelm III. verlegte jetzt seine Residenz von letzterer Stadt nach Königsberg in Ostpreußen.

Auch erhielten einige Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Jena die königlichen Kinder Befehl, die Hauptstadt zu verlassen und sich auf das Schloß Schwedt zu ihrer Mutter zu begeben. Bei der Ankunft im Schlosse sagte diese zu ihren Söhnen: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang der Armee; sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen."

Der Erzieher der Prinzen, Delbrück, berichtet über die damalige Situation Folgendes: „Durchdrungen von dem Schmerze darüber, daß es keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr gab, richtete sich die Königin doch an dem Anblick der schuldlosen Jugend wieder auf. Sie ermahnte ihre Söhne, sich nicht mit Thränen zu begnügen; sie sollten ihre Kräfte entwickeln. Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder, sagte sie schluchzend, befreit euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie euer edler Ahne, der große Kurfürst einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden gerächt hat. Könnt ihr es aber nicht, dann sucht den Tod, wie ihn der Prinz Louis Ferdinand gesucht und gefunden hat."

Im Drange der unglücklichen Verhältnisse wurde Prinz Wilhelm am 1. Januar 1807 als Offizier eingekleidet, womit man eigentlich bis zu seinem elften Geburtstage hatte warten wollen. Auch erhielt die königliche Familie jetzt Befehl, sich unverzüglich nach Memel, einer Stadt an der äußersten Grenze im Nordosten von Preußen zu begeben. Die arme Königin hatten der Kummer und die Sorge um das Geschick ihres Gemahls und ihrer Kinder auf's Krankenlager geworfen; doch entschloß sie sich, als die Krankheit kaum eine günstige Wendung genommen, die Reise dorthin anzutreten, indem sie sprach: „Ich will lieber in die Hände Gottes, als dieser Menschen fallen."

Am 3. Januar trat sie in Begleitung ihres Leibarztes, Dr. Hufeland's die damals sehr beschwerliche Reise bei einem fürchterlichen Sturme und Schneegestöber an. Sie mußte in den Wagen getragen werden.

Dr. Hufeland schreibt über die Reise in seinem Tagebuche folgendes: „Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendsten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf's Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Noth empfunden. Und dennoch erhielt sie ihren Muth und himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und das belebte uns alle. Die freie frische Luft wirkte wohlthätig auf sie; statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der Reise." —

Mit seiner unglücklichen Mutter und seinen Geschwistern mußte auch Prinz Wilhelm diese Reise durchmachen, und wird dieselbe ihm wohl ganz sicher bis zu seinem Tode im hohen Alter unvergeßlich geblieben sein. Sie sollte auch für ihn selbst in so ferne böse Folgen haben, als er bald darauf, da er von sehr schwächlichem Körperbaue war, so daß ihm Niemand ein hohes Alter zugesagt haben würde, von einem heftigen Nervenfieber befallen wurde.

Während seiner Krankheit wurde er zum Fähnrich in der

Garde zu Fuß ernannt. Unterdessen gingen immer noch die Geschicke Preußens dem Aergsten entgegen, denn am 14. Juni 1807 wurde ein zweites russisches Armeecorps bei Friedland in Ostpreußen von Napoleon total auf's Haupt geschlagen, was zur Folge hatte, daß die beiden Kaiser von Rußland und Frankreich bei dem Frieden von Tilsit sich mit einander verständigten und Friedrich Wilhelm III. von Alexander I. von Rußland auf's Schändlichste seinem Schicksal überlassen wurde. Ihm schien die Freundschaft Napoleon's im Augenblick vortheilhafter wie die seines alten Bundesgenossen, des Königs von Preußen.

Preußen verlor alle Lande, westlich von der Elbe, sammt den 1793 und 1795 gewonnenen polnischen Gebietstheilen; so daß es von neun Millionen Einwohnern kaum fünf behielt.

Durch diesen verhängnißvollen Frieden von Tilsit sank demnach Preußen von dem Range einer Großmacht zu einer Macht zweiten Ranges herunter. Ja man ersparte dem Könige von Preußen nicht einmal die Schmach, ihn zum Eintritt in den Rheinbund aufzufordern.

Bei den Verhandlungen von Tilsit war es auch, wo die edle Königin Luise, auf Anrathen einiger Patrioten sich bereit erklärt hatte, den herzosen Corsen persönlich zu einem mildern Vorgehen gegen Preußen zu bestimmen. Sie that es mit großer Ueberwindung und staunenswerther Selbstbeherrschung; allein der große „Kaiserknote" blieb auch beim Anblick solcher Würde im Unglücke kalt, behandelte sie sogar mit einer unverschämten Herablassung, und keine Zugeständnisse wurden gemacht.

Doch glücklicher Weise zeigte es sich jetzt, daß in der tiefsten Tiefe des Elends und der Demüthigung, die das deutsche Volk betroffen, ein klar hervorsprudelnder Quell zur baldigen Erhebung gefunden war. Man war mit Ehren untergegangen im offenen Kampfe, doch nach demselben sah man klar, daß das deutsche Volk nicht gesonnen war, die Ketten des corsischen Länderräubers auf die Dauer zu tragen.

Auch jetzt bewährte sich das alte deutsche Sprichwort: „Gott

verläßt den Deutschen nicht!" wieder mit Glanz, denn er schickte ihm „in größter Noth und Herzeleid" vor allen Dingen einmal — den Freiherrn von Stein, einen durch und durch edeln deutschen Mann und Patrioten, der schon im Jahre 1805 in Verbindung mit dem Major von dem Knesebeck dem Könige den Vorschlag gemacht hatte, das Staats- und Heerwesen in Preußen einer gründlichen Umwandlung, und zwar im volksthümlichen Sinne, zu unterziehen. Allein der König und seine unfähigen und eingebildeten Räthe wiesen damals die Vorschläge als zudringliche und unnöthige zurück.

Da aber das Mißgeschick oft auch Herrschern die Augen öffnet, so ertheilte am 5. Oktober 1807 der König dem jetzigen obersten Minister in Preußen, dem Freiherrn von Stein, den Befehl, jene damals vorgeschlagene Neugestaltung nun vorzunehmen.

Und damit begannen die besseren Zeiten; ja, Deutschlands Zukunft war gesichert.

Der für Recht und Freiheit; für Deutschlands Glück und Ehre begeisterte Stein, der kein geborener Preuße, sondern ein am 25. Oktober 1757 in Nassau an der Lahn geborener Deutscher war, schlug sich jetzt mit seinem eisenfesten, reinen, edeln Charakter für sein unglückliches Vaterland in die Bresche.

Mit durchdringendem Scharfblick hatte er schon längst die Mängel erkannt, die Preußen und Deutschland im Allgemeinen bedrückten, und nun konnte er endlich mit genialer Schöpferkraft überall den neubelebenden Funken im Staate entzünden und anfachen. Er setzte der absoluten Monarchie in Preußen möglichst viele Schranken und gewährte dem Bürger dort die ihm nöthige Freiheit, um ihn daran zu gewöhnen, unter eigener Verantwortung zu handeln.

Die Hörigkeit der Bauern wurde abgeschafft, die Erwerbung von Rittergütern freigegeben; in den Städten durch eine neue „Städteordnung" die Selbstverwaltung der Gemeinden begründet; der städtische Haushalt, Armen- und Schulwesen und die Polizeigeschäfte wurden den Städten überwiesen; die Vorrechte

der Zünfte, welche in jenen Tagen nur noch ihre Schattenseiten aufwiesen und die freie Entwickelung des Einzelnen einschränkten, fielen weg. Das waren die Hauptreform-Vorschläge Stein's, als er sie aber auszuführen begann, wurde er im November 1808 durch Napoleon's berüchtigten Erlaß gegen: „den Menschen, genannt Stein", zur Flucht nach Mähren genöthigt.

Napoleon fürchtete, wie alle Tyrannen, alle volksthümlichen Bewegungen und erfrechte sich daher nicht, den gewaltigen Patrioten Stein in die Acht zu erklären und seine Güter einzuziehen. Mit gewohnter Schwäche zollte Friedrich Wilhem III. den Wünschen Napoleon's auch in dieser Angelegenheit sofortige Beachtung.

An die Stelle Stein's trat dann der Freiherr von Hardenberg, der aber im Geiste Stein's weiter arbeitete. Ihn unterstützte in der Reform im Heerwesen der damalige Kriegsminister, Gerhard von Scharnhorst, der vor allem den richtigen Grundsatz aufstellte, daß die Beförderungen im Heere von jetzt ab nicht mehr von der Geburt, sondern nur vom wahren Verdienste des Mannes abhingen, auch schaffte er die Zulassung von Ausländern in der Armee ab und schuf somit bald ein nationales Heer. Auch gab er nebenher noch dem großen Gedanken Raum, daß alle Bewohner des Staates auch geborene Vertheidiger desselben seien.

Diese weisen politischen und militärischen Reformen trugen viel dazu bei, den Aufschwung des deutschen Nationalgeistes zu fördern.

Zu gleicher Zeit hielt der patriotische Philosoph Fichte seine geharnischten „Reden an die deutsche Nation," in denen er mit klaren und feuerigen Worten die Gründe des allgemeinen Verderbens und die Mittel zur Besserung und zur Herstellung der nationalen Selbstständigkeit und Ehre angab.

Ihm stand rüstig zur Seite der vorurtheilsfreie Gottesgelehrte Schleiermacher. Dieser predigte die Religion der Liebe und erweckte die Leichtsinnigen und die halbgebildeten Ungläubi-

gen, die Frömmler und Scheinheiligen wieder zu wahrer Frömmigkeit.

Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Beyme und Dohna, alle erweckten einen neuen patriotischen Geist auf der Berliner Hochschule. Dazwischen erklangen die hochpatriotischen Lieder Ernst Moritz von Arndt's, des deutschesten Mannes in Wort und Schrift, die den Haß gegen den welschen Tyrannen anfachten und stählten.

Unzweifelhaft haben die herrlichen Predigten Schleiermacher's damals auch auf das gottesfürchtige Gemüth des jungen Prinzen Wilhelm einen tiefen, nachhaltigen Eindruck ausgeübt, denn die, bei Gelegenheit seiner Confirmation, von ihm selbst niedergeschriebenen Glaubensbekenntnisse enthalten im Ganzen die Grundgedanken der Schleiermacher'schen Lehren.

In Folge der noch anhaltenden Wirren im Königreiche und der Anwesenheit von französischer Besatzung in Berlin befand sich die königliche Familie auch noch im Jahre 1809 in Memel, wo der Prinz an Weihnachten zum Secondelieutenant ernannt wurde und den Unterricht Zeller's, eines Schülers des berühmten Pädagogen Pestalozzi, und des Professors Neimann genoß. Auch las er unter deren Leitung die Werke seines großen Ahnen, Friedrich's des Großen: „Die Geschichte des Hauses Brandenburg und des siebenjährigen Krieges" mit großem Eifer.

Hand in Hand mit dem allgemein bildenden Unterrichte ging seine kriegerische Ausbildung; ja es wurde schon damals dem Prinzen Wilhelm bezeugt, daß er nach zwei Jahren mit dem preußischen Infanteriedienste nach jeder Richtung hin vollständig vertraut worden und daß er mit Leib und Seele Soldat sei.

Am 25. December 1809 zog der König mit seiner Gemahlin wieder in Berlin ein. Unter den Truppen, welche an dem Einzuge Antheil nehmen durften, war auch Prinz Wilhelm.

Mit ungeheuerem Jubel empfingen die getreuen Berliner die königliche Familie, die durch die Tücke des Krieges gezwungen worden war, drei Jahre lang ihrer Hauptstadt ferne zu bleiben.

Der König erschien still und in sich gekehrt, während die Königin im offenen Wagen ihren Thränen freien Lauf ließ.

Als der königliche Wagen durch das Brandenburger Thor in die Stadt einfuhr, bedeckte der König trauernd sein Antlitz, denn er hatte bemerkt, daß der schönste Schmuck des Thores, das dasselbe krönende Viergespann, von dort entfernt worden. Der räuberische Korse hatte es als Siegesbeute nach Paris bringen lassen.

Kurze Zeit nach der Ankunft des königlichen Paares in Berlin schrieb die besorgte Königin an ihren Vater über ihren zweiten Sohn Folgendes: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch immer in meinen Mann verliebt."

In demselben Briefe sprach die damals schon leidende Königin auch die Hoffnung aus, daß ihr schon längst im Stillen gehegter Wunsch, ihren Vater in Mecklenburg besuchen zu können, sich demnächst wohl erfüllen dürfte. Und wirklich reiste sie denn auch am 25. Juni 1810 von Charlottenburg dahin ab. Der König sollte ihr in einigen Tagen folgen. Mit der größten Freude und Herzlichkeit wurde die hohe deutsche Frau und Fürstin von den Ihrigen und dem Volke in ihrer alten Heimath empfangen, und als nun gar einige Tage nach ihrer Ankunft im väterlichen Schlosse auch ihr königlicher Gemahl dort eintraf, schrieb sie in der Fülle ihres Glücks im Arbeitszimmer ihres Vaters auf ein Stück Papier, das noch heute aufbewahrt wird: „Mein lieber Vater! Ich bin heute überglücklich, — als Ihre Tochter und die Gemahlin des besten der Männer. Neustrelitz, den 20. Juni 1810. Luise."

Bald nachher verschlimmerte sich ihr Leiden, so daß die Aerzte der Königin anriethen, sich auf das Landschloß Hohenzieritz zu begeben, wohin sie sich denn auch in Begleitung ihrer beiden Söhne Friedrich Wilhelm und Wilhelm begab. Dort zeigte sich jedoch schnell, daß der schwache Leib der Dulderin dem Angriff der Krankheit nicht länger widerstehen könne. Man

Königin Luiſe.
QUEEN LOUISA

benachrichtigte den König davon, der sofort an das Krankenbett seiner geliebten Gattin eilte.

Im tiefsten Schmerze stand der trostlose Gemahl bald zu Häupten des Krankenlagers der dem erlösenden Tode entgegeneilenden Gemahlin, während seine beiden Söhne laut weinend, dort niedergekniet, die schon erkaltete Hand ihrer sterbenden Mutter mit ihren Thränen benetzten. Die Leidende ermahnte von Zeit zu Zeit, in kräftigen Augenblicken die Ihrigen zur Standhaftigkeit, bis sie endlich zum letztenmale ihre Augen aufschlug und sprach: „Ich sterbe, Herr Jesus, mach' es leicht!" Dann entfloh ihr Geist zu den lichten Höhen des unergründlichen Jenseits. Sie starb am 19. Juli 1810.

Ganz Deutschland fühlte, daß der Kummer über die Schmach und das Elend ihres Vaterlandes die erhabene Frau und Königin in der Blüthe ihres Lebens dahingerafft. Die edelsten, vom herrlichsten und reinsten Patriotismus für's duldende Vaterland durchwehten Dichter und Helden, Theodor Körner und Max von Schenkendorf, griffen trauernd in die Saiten, um ihr die höchste Verehrung in herrlichen, das ganze deutsche Volk mächtig ergreifenden Worten zu widmen. Sie riefen die Manen der dahingeschiedenen, wahrhaft deutschen Frau und Königin an, als Schutzgeist der Rache gegen den welschen Usurpator, den Fahnen der Deutschen voranzuziehen.

Wie drückende Gewitterschwüle lastete der keinen Widerspruch duldende Wille Napoleon's immer noch auf dem, durch die unaufhörlichen Kriege fast ganz zusammengebrochenen Deutschland. Das blinde Glück war stets dem rücksichtslos dahinbrausenden Eroberer wie ein treuer Begleiter gefolgt. Seine Willkür kannte keine Grenzen mehr, und frevelnd nahm der die Menschheit verachtende Tyrann seinem eigenen und jedem fremden Volke die letzte Spur zur Freiheit. Er schonte in seinen Kriegen weder Franzosen noch Fremde, weder Große noch Kleine, und behandelte besonders die Rheinbundfürsten mit solcher Geringschätzung, daß selbst diese sich dadurch in ihrem Innersten empört fühlten.

Seine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt, im Jahre 1808, bei welcher schönen Gelegenheit die dorthin „befohlenen" deutschen Fürsten von Napoleon fast wie Unteroffiziere behandelt wurden, war ungefähr die größte Tragicomödie des Hohnes, die je von einem übermüthigen Sieger, besiegten, gekrönten Häuptern gegenüber, aufgeführt worden ist.

In den darauf folgenden zwei Jahren wurde in Folge der von ihm angestrebten englischen Continentalsperre, das deutsche Volk durch die hohen Zollansätze so gedrückt, daß das Nothwendigste zum Lebensunterhalte fast nicht mehr zu erschwingen war.

Mitten in diesen entsetzlichen Bedrückungen arbeitete man in Preußen ruhig aber mit Energie an den Rüstungen zur Besiegung des Erzfeindes weiter. Napoleon wurde gewarnt, allein er wähnte seinen Fuß so fest auf Deutschlands Nacken gesetzt zu haben, daß an eine Erhebung nicht zu denken sei. Er beschloß deßhalb zur weitern Ausdehnung seiner Macht nun gegen Rußland vorzurücken.

Im Jahre 1812 brach er dann auch mit einem gewaltigen Heere gegen Rußland auf. Schon war er bis Moskau vorgedrungen, um in dieser Stadt Winterquartiere beziehen zu können, da machte ihm aber der Graf Rostopschin durch völliges Einäschern der Stadt einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Die Nemesis schien endlich den herzlosen Zerstörer des Glückes von Millionen von Menschen erreicht zu haben, denn auf seinem Rückzuge aus Rußland wurde seine große Armee fast gänzlich aufgerieben.

Eine halbe Million Soldaten fanden auf den Schneegefilden Rußlands ihren Tod, darunter über hundert Tausend Deutsche, die die Rheinbund-Fürsten geliefert hatten.

Napoleon selbst überließ seine Armee ihrem Schicksal und floh allein in einem Schlitten nach Paris.

Der Untergang der „großen Armee" Napoleon's war das Zeichen zum Losbruch aller unterjochten Völker gegen den schrecklichen Tyrannen.

Preußen schloß sich jetzt an Rußland an.

Sein tapferer General Hans Ludwig von York (geb. d. 26. Sept. 1759 zu Potsdam), ein zäher und treuer Altpreuße, der kalt und fest wie Eisen und von glühender Vaterlandsliebe durchdrungen war, hatte durch sein Einstellen der Feindseligkeiten gegen Rußland, zu welchen Frankreich ihn gezwungen, schließlich seinen unentschlossenen König moralisch dazu getrieben, jetzt offen gegen Napoleon aufzutreten.

Am 22. Januar reiste Friedrich Wilhelm nach Breslau ab und schloß am 28. Februar den Bund mit Alexander I. zu Kalisch gegen Frankreich ab.

Am 16. März erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich. Am 17. erließ der König die zwei berühmten Aufrufe. Der eine war überschrieben: „An mein Volk"; der andere: „An das Heer." In dem einen hieß es:

„Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag."

Die ernste, mannhafte Sprache des Königs in denselben trieb das ganze preußische Volk zur wildesten Begeisterung. Eine Erhebung Preußens fand statt, welche durch ihre Allgemeinheit und Hingebung fast beispiellos in der Geschichte dasteht.

Alt und Jung, Reich und Arm, Edelmann, Bürger und Bauer wetteiferten in dem Bestreben fast Alles, was sie besaßen, als Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Selbst die Frauen und Jungfrauen opferten mit Freuden ihren oft köstlichen Schmuck zur Erwerbung von Waffen, Pulver und Blei. —

In der kürzesten Frist stellte das preußische Volk, das nicht ganz fünf Millionen Köpfe zählte, nicht weniger wie 271,000 feldtüchtige Soldaten.

Unser junger Held, der Prinz Wilhelm, der seither mit ungewöhnlichem Fleiße seinen militärischen Studien obgelegen, hatte jetzt gerade sein sechzehntes Lebensjahr erreicht. Sein Lehrer, der Hauptmann von Reiche, rühmte seine schnelle Auffassungsgabe, seinen praktischen Verstand, seine große Ordnungs-

liebe und versicherte, daß sein lernbegieriger Schüler dermaleinst ein zuverlässiger Soldat und Feldherr sein würde.

Und als nun die ganze patriotische Jugend des Vaterlandes sich zum entscheidenden Kampfe gegen den französischen Unterdrücker rüstete, da drängte auch er seinen Vater, ihn mitziehen zu lassen in Reih' und Glied, damit auch er sein Scherflein im großen Völkerringen zum Wohle seines Landes beitragen könne. Allein zu seinem großen Leidwesen versagte ihm, seiner schwächlichen Gesundheit halber, der König die ersehnte Erlaubniß.

Zu seinem Troste beförderte man ihn zum Premierlieutenant. Da aber rief der trauernde, ehrgeizige junge Prinz aus: „Aber wie kann ich mit Ehren vorrücken, da ich hinter dem Ofen gesessen habe, während mein Regiment im Feuer stand?"

Darauf gab ihm der König kurz zur Antwort: „Thut nichts! Weil ich es Dir befohlen habe zurück zu bleiben, sollst Du deßwegen nichts verlieren."

Dieser rein väterlichen Besorgniß für die damals sehr in Frage stehende Gesundheit seines Sohnes hatte es der sonst so kampfesmuthige, heldenmüthige Jüngling also nur zuzuschreiben, daß er sich an den bevorstehenden, großen kriegerischen Ereignissen des Jahres 1813 nicht betheiligen konnte.

Trotzdem nun endlich die Aussichten auf kriegerischen Erfolg für die nächste Zukunft sehr glänzend waren, so wäre an der Eifersucht, der Flauheit und Unfähigkeit der russischen Heerführer (ganz besonders des Zaren selbst) doch beinahe wieder Alles elendiglich gescheitert, wenn nicht schließlich doch noch die preußischen Generäle, vor allen Blücher, Gneisenau und Scharnhorst, durch ihre Tapferkeit, Zähigkeit und Kriegskunst dem Franzosen-Kaiser zugerufen hätten: „Bis hierher und nicht weiter!" —

Eine der herrlichsten und volksthümlichsten Heldengestalten der Befreiungskriege war der oben erwähnte General Gebhard Lebrecht von Blücher, geb. 16. December 1742 zu Rostock. Er hatte schon unter Friedrich dem Großen als Rittmeister gedient, aber als gewaltiger Trotzkopf, der sich nicht Alles

Feldmarschall Blücher (Marschall „Vorwärts").
MARSHAL BLUCHER.

bieten ließ, seinen Abschied genommen. „Der alte Fritz" hatte ihm einst, als er sich darüber beschwerte, daß ein Anderer ihm vorgezogen worden war, den geforderten Abschied mit den Worten gewährt: „Der Rittmeister Blücher mag zum Teufel gehen!"

Und nun war Blücher mit Recht der Abgott der Soldaten und des Volkes geworden, da man ihn wegen seines Muthes, seiner Offenheit (besonders gegen die Diplomaten, die er „Federfuchser" nannte) und seines schnellen, scharfen Blickes, womit er stets das Rechte erkannte, fast wie einen Vater verehrte.

Er war über 70 Jahre alt geworden, aber noch besaß er geistig und körperlich die Kraft eines Jünglings. Dabei war er die Bescheidenheit selbst und deutete, wenn ihm wegen eines errungenen Sieges Lobeserhebungen gemacht wurden, jedesmal auf Gneisenau, indem er bemerkte: „Hier sitzt mein Kopf, dem und dem lieben Herrgott müßt ihr danken, nicht mir."

In der That waren es auch Gneisenau's Genie und Blücher's Tapferkeit vornehmlich, die jetzt bei der Entscheidung dem bisher unbesiegten Napoleon die härtesten Schläge beibrachten und ihn schließlich seinem wohlverdienten, noch viel zu milden Schicksale entgegen führten.

Wie gemüthlich und geduldig jetzt, in den Tagen der großen Begeisterung und Hingebung des preußischen Volkes, der alte Haudegen, der doch sonst keine blasse Idee von Poesie hatte, auch sein konnte, wenn es galt dem Vaterlande zu nützen, beweisen seine Worte, die er einem bekannten jungen Dichter zurief, als dieser ein schwungvolles Zeitgedicht vorgelesen hatte, die lauteten: „Dichten Sie man druff, in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm um's Herz ist; der Eine mit dem Schnabel, der Andere mit dem Sabel."

Der durch seinen Rückzug aus Rußland schon etwas erbleichte Stern Napoleon's sollte jetzt immer mehr seinem vollständigen Erlöschen entgegengehen. Mit der größten Anstrengung hatte er das Aeußerste gethan und nochmals eine Armee von über 400,000 Mann in's Feld gestellt, worunter über 100,000 Mann Rheinbündler sich befanden. Die Schlachten bei Bautzen,

Großbeeren, an der Katzbach, (in welcher Theodor Körner am 26. August den Heldentod fand), bei Dresden, Culm und Dennewitz waren die weithindeutenden Markſteine zu dem großen Ziele der verbündeten Deutſchen, der Völkerſchlacht bei Leipzig, am 16., 17. und 18. October 1813, in welcher der furchtbaren Geißel Deutſchlands, dem verblendeten Tyrannen Napoleon für immer ein Halt! entgegen gerufen wurde.

Der Vernichtung „der großen Armee" durch ſtreifende Koſacken, durch Hunger und Kälte auf den Eisfeldern Rußlands, war jetzt die Vernichtung ſeines letzten großen Heeres auf dem Schlachtfelde bei Leipzig, durch die Einigkeit und Tapferkeit der Deutſchen endlich gefolgt. Von den 400,000 Soldaten, die er in dieſer Schlacht den Verbündeten gegenüber geſtellt, brachte er kaum den ſiebenten Theil bei Mainz über den Rhein.

Die Verbündeten hätten ihn jetzt vollſtändig vernichten können, allein das lag wieder einmal nicht in der Abſicht Oeſterreichs und der große Kriegspfuſcher Schwarzenberg ſtörte deßhalb ſeinen Rückzug nicht.

Die Rheinbundfürſten aber hatten, als ſie Napoleon's Fall ſicher vor Augen ſahen, ſich von demſelben zurückgezogen. Der König von Baiern hatte ſich ſchon im September den Verbündeten angeſchloſſen; ihm folgten bald die Würtemberger, Badenſer und Heſſen. Nur der König von Sachſen hielt feſt an Napoleon; allein ſeine Regimenter waren während der Schlacht bei Leipzig aus Verzweiflung über die Erbärmlichkeit ihres Königs zu den Deutſchen übergegangen.

Da aber riefen, trotz Oeſterreichs Ränken, Blücher und Gneiſenau: „Vorwärts nach Paris!" Zornig ſprach Blücher im Kriegsrath: „Die Vorſehung hat uns das Mittel gegeben, die gepeinigten Völker an eurem Ungeheuer zu rächen. Thun wir das nicht, ſo ſind wir ſolcher Wohlthaten nicht werth."

An dieſem Zuge nach Frankreich, wo Napoleon die Reſte ſeines Heeres noch einmal geſammelt hatte, ſollte jetzt aber auch der jugendliche Prinz Wilhelm von Preußen theilnehmen,

denn als sein Vater von der Armee auf kurze Zeit nach Breslau zurückkehrte, sagte er zu seinem erwartungsvollen zweiten Sohne: „Ich will dich mit in den Krieg nehmen; doch nur auf sechs Wochen, denn du bist noch zu schwächlich.“ In Folge dieses Entschlusses erhob ihn der König zur Würde eines Hauptmannes bei der Garde und nahm ihn mit sich an den Rhein, wobei das Schlachtfeld von Leipzig besucht wurde.

Prinz Wilhelm befand sich beim Armeecorps des russischen Generals Sacken und überschritt mit ihm, am 1. Januar 1814 bei Mannheim den Rhein, wo er zum erstenmal in seinem Leben das Donnern des feindlichen Geschützes hören sollte.

Bald darauf gerieth der Prinz (am 29. Januar) in dem Gefechte bei Brienne, das Blücher gegen Napoleon lieferte, während er die Truppen durchritt, in einen heftigen Kugelregen. Auch in dem Gefecht von Bar sur Aube am 27. Februar legte der siebzehnjährige Jüngling eine entschiedene Probe von Kaltblütigkeit an den Tag. Ein Biograph erzählt darüber Folgendes:

„Der König sieht, wie ein Regiment besonders vom Feind mitgenommen wird, und giebt seinem Sohn Befehl, sich nach dessen Namen zu erkundigen. Der Auftrag bringt ohne Frage besondere Gefahr; aber ohne Schwanken, wie's sich für einen Hohenzollern ziemt, sprengt der Prinz auf das Regiment zu und erscheint plötzlich, zum größten Erstaunen der Soldaten, mitten im schärfsten Gewehrfeuer. Unbefangen, als ob ihn keine Kugel treffen könne, entledigte er sich seines Auftrags, und jagt, nachdem ihm der Oberst von Luck die Hand gedrückt hat, wieder zu seinem Vater zurück, um die Meldung zu erstatten. Später machte er den Sturm des russischen Regiments Kaluga auf die Höhe von Malepin mit.“ Für seine auf dem Schlachtfelde erwiesene Unerschrockenheit erhielt er vom Kaiser von Rußland und seinem Vater — Orden.

Am 30. März waren die Heere der Verbündeten bis an die Thore von Paris vorgerückt, mit ihnen Prinz Wilhelm, dessen Soldatenherz bei dem todesmuthigen Kampfe seiner Truppen

hochschlug. Der Widerstand der Franzosen fruchtete nichts. Am andern Tage zogen die siegreichen Deutschen in Paris ein. Hinter dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen ritten der Kronprinz von Preußen und Prinz Wilhelm, der dann im Hause der Ehrenlegion Quartier bezog.

Als jetzt Napoleon sah, daß Alles verloren war, dankte er ab und zog sich nach der Insel Elba zurück, um dort vor der Hand ungestört über sein Schicksal nachdenken zu können.

Dem Kaiserthum in Frankreich folgte jetzt wieder einmal zur Abwechselung das Königthum unter Ludwig XVIII.

Von Paris aus reisten nun der Kaiser von Rußland und der König von Preußen nach London, um dort dem Prinzregenten von England einen Besuch abzustatten. „Bei dieser Reise durfte Prinz Wilhelm," berichtet derselbe Biograph weiter, „der am 30. Mai zum Major vorgerückt war, den Vater begleiten, und er war Zeuge der außerordentlichen Begeisterung, mit welcher namentlich Blücher von dem englischen Volke empfangen wurde. Von London reisten Vater und Sohn nach der Schweiz, um von Neufchatel Besitz zu ergreifen, da dasselbe Preußen zugesprochen worden war. Damit verband sich eine noch im Juli ausgeführte Reise in's Berner Oberland, dessen Naturwunder gewiß auf den Jüngling, der das Hochgebirge nur etwa aus Schiller's Tell kennen mochte, die tiefste Wirkung ausübte."

Am 3. August fand dann der feierliche Einzug der Garden in Potsdam und am 7. der Einzug in Berlin statt.

Als man sich aber eben wieder einmal der Segnungen des Friedens auf längere Zeit zu erfreuen hoffte, da drang plötzlich die erschütternde Kunde durch Europa, daß Napoleon die Insel Elba verlassen und am 30. März 1815 in Paris eingetroffen sei, um sich wieder auf den Thron zu schwingen und eine zweite Auflage des herrlichen Kaiserreiches in Aussicht zu nehmen. Doch log er der Welt jetzt in einem Manifeste vor, daß von jetzt ab das Kaiserreich der Frieden sein solle; — auch lud er die Herrscher Europas ein, mit ihm zusammen die „höchste Beglückung" der Völker sofort in Angriff zu nehmen.

Leider gingen jedoch die edlen Herrscher Europas auf diese herrlichen, ganz bestimmt ehrlich gemeinten Vorschläge des korsischen Fuchses nicht ein, sie waren sogar verblendet und verstockt genug, den losgebrochenen Tyrannen in die Acht zu erklären.

Als Napoleon sah, daß die Fürsten seiner ehrlich (?) gemeinten Aufforderung nicht gutwillig nachkommen wollten, versuchte er sie mit Gewalt dazu zu zwingen, wurde aber leider bei Belle Alliance oder Waterloo von Blücher und Wellington an seinem menschenfreundlichen Vorhaben gehindert. Im Zorn, daß man ihn, der doch früher alles aufgeboten, um die Menschheit glücklich zu machen, so mißverstehen konnte, lieferte er sich den Engländern aus, die ihn sofort nach St. Helena schickten, wo er am 5. Mai 1821 am Magenkrebs starb. —

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., und sein Sohn Wilhelm wollten sich auch an diesem letzten Feldzuge gegen Napoleon betheiligen, hörten jedoch schon unterwegs zum Heere, daß der letztere geschlagen und nach England geflüchtet sei. Sie setzten trotzdem ihre Reise fort und zogen dann am 13. Juli 1815 mit Alexander I. und Franz II. von Oesterreich in Paris zum zweitenmal ein.

Im November 1815 kam es dann, nach langen Unterhandlungen, zum Wiener Frieden, in welchem der König von Baiern, der es eigentlich als Rheinbündler nicht verdient hätte, die Pfalz mit Landau, Preußen Saarlouis zugetheilt bekam. Auch Köln, Aachen und Trier wurden preußisch und damit wurde hauptsächlich ein weiterer Schritt zur endlichen Verschmelzung Preußens mit Deutschland zum Wohle des letzteren gethan. —

Ehe Prinz Wilhelm damals mit seinem Vater zum Armeecorps unter Blücher nach Frankreich aufgebrochen war, hatte der Hofprediger Dr. Ehrenberg in der Schloßkapelle zu Charlottenburg die feierliche Handlung der Konfirmation an ihm vollzogen. Es geschah dies am 8. Juni 1815. Der Prinz war

etwas über achtzehn Jahre alt und in seiner Ausbildung, auf die sehr viele Sorgfalt gelegt wurde, jedenfalls schon so weit vorgeschritten, daß man annehmen darf, daß er die „Lebensgrundsätze und Gelöbnisse," die er an jenem Tage am Altare abgegeben, ohne Beihilfe selbst verfaßt hat. Da aber diese „Bekenntnisse einer schönen Seele" einen tiefen Einblick in das Denken und Fühlen des jungen Prinzen zulassen, so soll das Wesentlichste daraus als wichtiges Dokument hier wiedergegeben werden. Die Schrift ist noch heute vorhanden.

Er sagte:

„Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat geboren werden lassen, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, außer mir Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die sich mir in demselben darbietet, sondern um deswillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Ich freue mich meines Standes in Demuth und bin weit entfernt zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor andern geben wollen, auch weit entfernt mich meines höhern Standes wegen für besser zu halten."

„Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat; daß die Gesetze, welche für andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die Andern, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden."

„Mir soll Alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß."

Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jeder Zeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen. Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demüthig zu sein vor meinem Gott.

Ich will mich vor Allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde.

Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unablässig arbeiten, damit ich als Mensch und Fürst einen immer höheren Werth erlange.

Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig thätig sein, und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.

Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten, üben, denn sie sind alle meine Brüder.

Ich will das Verdienst ermuntern und belohnen, und besonders das bescheidene und verborgene an's Licht ziehen.

Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen, und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen.

Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte."

Dieses ist das Wesentlichste aus dem Glaubenbekenntnisse eines jungen Prinzen, der damals natürlich noch keine blasse Ahnung hatte, zu welcher hervorragenden Rolle auf der Bühne der Weltgeschichte er dereinst berufen werden sollte.

Doch kann man aus vielen einzelnen Sätzen dieses Glaubensbekenntnisses die spätere allbekannte Pflichttreue und die großen Thaten des zukünftigen Königs und Kaisers so glänzend herausschimmern sehen, daß die damals gewiß tief empfundenen Worte sich nicht als eitel Gerede, von Andern eingeflüstert, hinstellen lassen.

Während seines zweiten Aufenthaltes in Paris überfiel den jungen Prinzen eine sehr gefährlich auftretende Brustfellentzündung, die wegen der Zartheit seines Körperbaues zu den größten Befürchtungen um seine Wiedergenesung Veranlassung gab.

Doch auch diesesmal widerstand seine Natur der tückischen Krankheit und erhielt Deutschland seinen zukünftigen Kaiser. Schon im September war Prinz Wilhelm wieder im Stande, an den Exercitien des ersten Garderegiments in Berlin Theil zu nehmen.

Ueberhaupt widmete er sich von nun an vollständig der militärischen Laufbahn, indem er glaubte, daß er auf diesem Felde seinem älteren Bruder, dem damaligen Kronprinzen und späteren Könige von Preußen, dermaleinst am nützlichsten sein könnte.

In Folge dessen wurde Wilhelm im März 1817 zum Obersten befördert und erhielt gleichzeitig, als Zwanzigjähriger, Sitz und Stimme im Staatsrath. Im März 1818 wurde er Generalmajor, 1819 erhielt er auch Sitz und Stimme im Kriegsministerium; 1825 wurde er an seinem Geburtstage zum kommandirenden General des III. (brandenburgischen) Armeekorps erhoben und empfing ein viertel Jahr später dazu noch den Rang eines Generallieutenants.

Im Juni 1817 hatte Wilhelm seine zärtlich geliebte Schwester Charlotte, die Braut des Großfürsten Nikolaus von Rußland, des späteren Zaren, nach St. Petersburg begleitet, und wohnte dort im Juli den Vermählungsfeierlichkeiten der Beiden bei. Als aber sein Vater, Friedrich Wilhelm III., Ende Mai 1818 nach St. Petersburg reiste, um seine Tochter zu besuchen und den inzwischen geborenen Enkel Alexander zu sehen, übertrug er dem Prinzen Wilhelm während seiner Abwesenheit die oberste Leitung der Militärangelegenheiten.

Vom October 1822 bis Februar 1823 begleitete Wilhelm seinen Vater auf dessen Reisen nach Italien, über Neufchatel nach Verona, Venedig, Rom, Neapel und Pompeji. Auch dem Papste Pius VII. machten sie einen Besuch.

Im Jahre 1827 lernte der damals dreißigjährige Prinz Wilhelm bei einem Besuche am Hofe zu Sachsen-Weimar die Prinzessin Augusta kennen und schätzen, die der berühmte Staatsmann und Gelehrte Wilhelm von Humboldt damals als eine junge Dame von ernstem, selbständigem Cha-

rakter und lebendigem und durchdringendem Geiste geschildert hatte.

Die schöne, liebenswürdige Prinzessin hatte auf Wilhelm einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er sich am 19. October 1828 mit ihr verlobte und am 11. Juni 1829 mit ihr im Schlosse zu Berlin vermählte.

Am 18. October (am Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig) 1831 schenkte die Prinzessin Augusta ihrem Gemahl einen Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, und sieben Jahre später, am 3. Dezember 1838, eine Tochter, die Prinzessin Luise.

Dieser Sohn ist der jetzige deutsche Kaiser Friedrich, der frühere Kronprinz, bekannt als „Unser Fritz," und die Tochter ist die Großherzogin von Baden.

Mittlerweile gestalteten sich die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Höfen von Rußland und Preußen, hauptsächlich die persönlichen zwischen dem Zaren Nikolaus und seinem Schwager, dem Prinzen Wilhelm, durch die Liebenswürdigkeit des Letzteren immer intimer und besser.

Des Prinzen Vater bemerkte das mit Freuden und Genugthuung und verfehlte deßhalb auch nicht, ihm seine Zufriedenheit bei jeder Gelegenheit auszudrücken. So wurde Wilhelm im März 1838 zum kommandirenden General des Gardecorps erhoben; zu gleicher Zeit wurde ihm auch die Generalinspektion des VII. und VIII. Armeecorps übertragen, die sich aus Rheinland und Westfalen rekrutirten.

Aus diesem Anlaß kam der Prinz öfters in den Westen der Monarchie, einmal auch nach Stuttgart, wo ihm der Schwabenkönig Wilhelm selbst seine Truppen vorführte.

Da wurde am 7. Juni 1840 Wilhelm's Vater, der vielgeprüfte, aber schwache, bei großen Fragen stets hin und her schwankende Friedrich Wilhelm III., durch den Tod vom Throne abberufen und an der Seite seiner, ihm vor 30 Jahren in's Jenseits vorangeeilten, edeln Gemahlin Luise, in der Kapelle zu Charlottenburg beigesetzt.

Im Jahre 1824 hatte sich Friedrich Wilhelm III. morganatisch mit der Gräfin Auguste von Harrach, Fürstin von Liegnitz, trauen lassen, doch kehrte er so nach seinem Tode zu seiner ersten Jugendliebe, seiner ihm unvergeßlichen Luise zurück. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem das preußische Volk in unzähligen Schlachten, hauptsächlich aber in der Völkerschlacht bei Leipzig und zuletzt auf dem blutigen Schlachtfelde von Waterloo, durch ungeheure Opfer und Berge von Leichen sich und seine ihm angestammten Fürsten von der drückenden Herrschaft des fremden Tyrannen befreit, erwartete es mit Zuversicht, daß diese Fürsten, jetzt dankbar, es mit einer freieren Regierungsform und größerer Einheit belohnen würden. Aber leider wurde das gut- und langmüthige deutsche Volk von ihnen auch jetzt wieder auf's schändlichste betrogen und verrathen. An sich selbst dachten wohl die Heren Machthaber in den nun kommenden Tagen des Friedens sehr lebhaft und nachdrücklich, denn die Gefahr für ihr künftiges Dasein war ja vor der Hand vorüber; aber an das Wohl des Volkes nicht, das für sie gelitten, geblutet und gedarbt, und sie schließlich gerettet.

Um ihm Sand in die Augen zu streuen, wurde es auf Wunsch des großen Zaren Alexander von Rußland mit der erhebenden Nachricht beglückt, daß Rußland, Oesterreich und Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß, die sogenannte „heilige Allianz", geschlossen, und daß auf den Vorschlag des großen Volksbeglückers "par excellence," des Fürsten Metternich, in Frankfurt am Main der deutsche Bundestag jetzt zusammentreten und das Wohl und Weh (vornehmlich aber das letztere, wie man bald sah) des deutschen Volkes in die Hand nehmen würde.

Dort traten denn auch bald die herrlichen, aufrichtigen (?) Vertreter des zerstückelten Vaterlandes in sechsunddreißig Auflagen, unter dem Vorsitze Oesterreichs, zusammen und ließen es sich vor allen Dingen einmal selbst recht wohl sein. Die bittern Worte Göthe's: „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben," verwirklichten sich.

Auch hatte Friedrich Wilhelm III. unter anderm seinem Volke am 22. Mai 1815 eine „Repräsentation des Volkes" versprochen, aber bis zu seinem Tode 1840 nie gewährt.

Nur ein einziger, aber großer Trost war dem deutschen Volke geblieben, auf den es aber auch bis in die spätesten Zeiten stolz sein darf, und das war der: Es hatte im Alterthum das römische Weltreich zertrümmert; am Anfange der Neuzeit die Reformation hervorgerufen und jetzt das bonapartische Weltreich zerstört. Wie zu Hermann's und Luther's Zeiten war aber auch diesmal die Kraft dazu aus Norddeutschland gekommen, und Preußen, das Land Friedrich's des Großen, war es, wo die Rettung erstand.

Schon in den ersten Jahren des Friedens begannen die Bessern unter dem Volke, die Männer, die mit brennenden Wunden bedeckt, von den blutigen Schlachtfeldern des Vaterlandes zurückgekehrt waren, über den Undank der Fürsten zu murren und auf Mittel und Wege zu sinnen, wie der Einigung Deutschlands und einem freieren Staatswesen in demselben Bahn gebrochen werden könnte.

Besonders waren es die Studirenden der Hochschulen, bei denen der Unmuth ein reiches Feld fand, und die deshalb anfingen, für ein deutsches Kaiserthum, in besserer Form, wie das 1806 zu Grunde gegangene, zu schwärmen; — aber auch nur zu schwärmen! —

Denn die Ideen aller freisinnigen Parteien wurden nach und nach so verschwommen, daß man sich immer mehr vom Boden der klaren Wirklichkeit entfernte und zum nebelhaften Reich des Phantastischen hinanschwebte.

Metternich, der reaktionäre und widerwärtige Rathgeber des Kaisers von Oesterreich, witterte sofort das durchaus ungefährliche Treiben der gebildeten deutschen Jugend und fand auch zugleich, daß es ihm zu seinen Zwecken und denen des Hauses Habsburg, für das er ja arbeitete, dienlich und nützlich sein könnte. Preußen war ihm zu mächtig geworden, und dessen

schwacher König, in den Händen tüchtiger und patriotischer Männer, zu gefährlich; er sann daher auf Mittel und Wege, den preußischen Staat und seinen König, die man schon anfing, als die künftigen Retter Deutschlands zu betrachten, in den Augen des deutschen Volkes zu verdächtigen, herabzusetzen und unvolksthümlich zu machen, und die Blicke des Volkes wieder mehr auf Oesterreichs Kaiser als den zukünftigen Führer in deutschen Angelegenheiten zu lenken.

Es gelang nun dem elenden Ränkeschmied und schlauen Fuchs Metternich, durch seine bezahlten Creaturen, durch die Mithülfe Rußlands und die anderer Regierungen, so wie auch durch die des Adels und der Geistlichkeit in Berlin, den König von Preußen Friedrich Wilhelm III. nach und nach mit Argwohn gegen den Volksgeist zu erfüllen und ihn von volksfreundlichen Reformen abzubringen. Und so kam es, daß der ohnehin nicht sehr für Neuerungen begeisterte König sich von seinem tüchtigen Staatskanzler Hardenberg immer mehr abwendete; die versprochene Verfassung nicht gewährte und sich schließlich ganz in die Arme der von Oesterreich vorgeschriebenen Reaktion warf.

Auch von Rom aus wurde energisch für den Rückschritt gearbeitet, da ein Freiherr von Wessenberg, ein hoher katholischer Priester, in Preußen und anderen protestantischen Staaten den Regierungen die Bildung einer von Rom unabhängigen Nationalkirche vorgeschlagen und sehr befürwortet hatte.

Metternich blieb unermüdlich in seinen reaktionären Bestrebungen. Er empfahl besonders die Beamten und Studenten heimlich genau beobachten zu lassen und jede irgendwo auflodernde Begeisterung mit Mißtrauen zu beobachten.

In Folge des 1817 von den Studenten einiger mitteldeutschen Universitäten auf der Wartburg abgehaltenen Reformationsjubiläumfestes, vereinigten sich jetzt viele von ihnen zu einer großen deutschen Burschenschaft, deren Bestreben hauptsächlich gegen die schon bestehenden Verbindungen der Landsmannschaften gerichtet war, und die ihre eigenen Mitglieder für

Vaterlandsliebe, Sittlichkeit und Freiheitssinn zu begeistern suchte.

Sobald die Regierungen von der Gründung dieser Burschenschaft und deren offenen Grundsätzen unterrichtet waren, witterten sie, (natürlich auf Andeutung Metternich's) auch hierin geheime Conspirationen gegen sich, und die sogenannte Demagogenriecherei begann nun in ganz Deutschland im allergrößten und kaum mehr zu ertragenden Maßstabe.

In dem 1819, auf Betrieb Oesterreichs in Karlsbad zusammengetretenen Kongreß wurde darauf beschlossen, „die Verschwörung zum Umsturz der bestehenden Rechtszustände" im Keime zu ersticken. In Folge dessen wurden die Burschenschaften aufgehoben und das Tragen ihrer Farben: „Schwarz, Roth, Gold," verboten, ja als eines der schwärzesten Verbrechen gebrandmarkt. Männer, wie Ernst Moritz Arndt, und viele andere wurden als staatsgefährliche Creaturen ihrer Lehrerstellen an den Hochschulen enthoben und die Presse einer peinlichen Censur unterworfen.

Zu gleicher Zeit wußte sich Metternich auch den Bundestag in Frankfurt ganz unterthänig zu machen und so den Einfluß Oesterreichs in Deutschland wieder zu stärken, besonders da auch Preußen sich von ihm hatte in's Schlepptau nehmen lassen.

Die Folge davon war, daß die beiden Großmächte, Oesterreich und Preußen, die da und dort, besonders in Süddeutschland auflodernden Verfassungsbestrebungen des Volkes, ja selbst den guten Willen einzelner Fürsten dort, die dieselben theilweise hatten gewähren wollen, so viel wie nur möglich zu hemmen suchten.

In Baden, Würtemberg und Baiern war das Volk mehr oder weniger in diesen Bestrebungen erfolgreich gewesen, denn Volksvertretung durch gewählte Abgeordnete, Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung waren dort wirklich vorhanden. In Baden sogar auch Preßfreiheit.

In Preußen war man indessen doch wenigstens auf einem

andern Felde für das Wohl des Volkes thätig. Man verbesserte hauptsächlich die Schulen, auch das Heerwesen durch ein neues, zweckentsprechenderes Landwehrgesetz. Vor allem aber hatte Friedrich Wilhelm III. 1815 den Zollverein gegründet, der die Hebung des Handels und der Gewerbe durch die Aufhebung des lästigen Zwischenzolles bezweckte und auch zur Folge hatte, und dem sich nach und nach alle deutschen Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, anschlossen.

Im Ganzen genommen war in Deutschland dennoch ein gewisser Fortschritt nicht zu verkennen. Das Volksthümliche gewann in seinem harten, fortwährenden Kampfe mit der Reaktion langsam aber sicher Boden. — —

Auf Friedrich Wilhelm III. folgte jetzt im Königreich Preußen Friedrich Wilhelm IV., ein zwar glänzend begabter Herr, aber entschieden mit ganz unzeitgemäßen Ideen behaftet. Er glaubte, als sein Volk auch unter ihm fortfuhr, heftig nach Verfassung zu ringen, daß er diese Reformsehnsucht seiner Unterthanen einfach mit den Worten: „Ich will nicht, daß ein Stück Papier sich zwischen mich und mein Volk drängt," gründlich in ihr Nichts zurückscheuchen könne. Ja er glaubte sogar sicher, daß sein fester, innerer Vorsatz: sein Volk nach Kräften glücklich machen zu wollen, demselben ein für alle mal vollständig genügend sein müsse.

Doch sein treues Volk war mit diesen althergebrachten, in anderen Ländern schon längst abgewandelten Monarchenideen nicht mehr zufrieden. Es war es müde, in dem in Preußen immer noch in vollem Gange, sich von Zeit zu Zeit abwickelnden Hirten und Heerden-Spiele auch in der Zukunft die willenlose Heerde darzustellen und verlangte endlich einmal Gehör.

Der König weigerte sich jedoch entschieden, auf die Wünsche seines Volkes, die zu sehr an einen revolutionären Trotz erinnerten, einzugehen, war jedoch bereit, alle „Provinzialstände" des Königreichs zusammen nach Berlin zu rufen.

Provinzialstände hießen die 1823 von seinem Vater eingerichteten Landtage der acht Provinzen, zu welchen nur die

Grundbesitzer des Adels, der Städte und der Bauern wahlberechtigt waren, worin der Adel natürlich ein großes Uebergewicht hatte.

Merkwürdiger Weise war bei diesen laufenden Erörterungen und Meinungsverschiedenheiten zwischen König und Volk, das letztere im irrigen Glauben befangen, daß vornehmlich Prinz Wilhelm den König in seiner althergebrachten volksfeindlichen Stellung bestärke, und doch war gerade er es, der seinen Bruder zu der zeitgemäßen Reform zu überreden suchte.

Diese irrige Meinung über den Prinzen Wilhelm erregte beim Volke um so mehr bange Besorgniß für die Zukunft, als dieser wegen der Kinderlosigkeit und der schwachen Gesundheit des Königs der voraussichtliche Thronerbe in Preußen war.

In dieser Voraussicht hatte ihm auch Friedrich Wilhelm IV. schon am 12. Juni 1840 den Titel „Prinz von Preußen" gegeben und ihn zum General der Infanterie erhoben.

Auf diese Weise war in den letzten zwei Jahrzehnten nicht allein in Preußen und dem übrigen Deutschland, sondern auch in vielen andern Ländern Europas die Stimmung zwischen Volk und Thron eine stets unerquicklichere geworden. Das Volk hegte überall das Verlangen nach Veränderung, allein nirgends war es sich klar, wie und wann dieselbe herbeigeführt werden könnte.

Da gab plötzlich das französische Volk das Zeichen zu allgemeiner Erhebung, indem es am 24. Februar 1848 seinen König Louis Philipp stürzte und abermals die Republik ausrief.

Das Beispiel des französischen Volkes flog, wie ein elektrischer Funke in Zündstoff, in die aufgeregten Gemüther des deutschen Volkes, und die Folge davon war, daß im Laufe des März in fast allen deutschen Ländern die alten reaktionären Minister durch die Regierungen entlassen und durch sogenannte *Märzminister* ersetzt werden mußten.

Auch in Preußen verfehlten natürlich die Errungenschaften des französischen Volkes nicht, die Gemüther der Liberalen bis zum Siedepunkt zu erhitzen, und da diese, wie schon oben bemerkt, der festen Meinung waren, daß der König hauptsächlich den

reaktionären Einflüsterungen des Prinzen Wilhelm von Preußen sein Ohr leihe, richtete sich der ganze Haß des Volkes vornehmlich gegen letztern.

Der König hielt es daher für's Klügste, den „bestgehaßten" Mann in Preußen aus Berlin zu entfernen und ihm in der Rheinprovinz den Oberbefehl des Heeres zu übergeben. Sobald jedoch des Königs Vorhaben dort bekannt wurde, gingen selbst von den treuesten Stützen des Thrones da Proteste gegen dasselbe ein, die betheuerten, daß die Ankunft des gänzlich unbeliebten Prinzen die ohnehin schon aufgeregten Köpfe zum Aeußersten treiben könnten.

Der König nahm darauf den Befehl wieder zurück und veröffentlichte jetzt ein Patent, das auch vom Prinzen Wilhelm unterzeichnet war, worin er verhieß, daß er bei allen deutschen Regierungen eine Bundesrepräsentation, die eine konstitutionelle Verfassung bedinge, vorschlagen wolle, in welcher über eine deutsche allgemeine Wehrverfassung, ein Bundesbanner, ein Bundesgericht, allgemeines Heimathsrecht, volle Freizügigkeit, das Fallen aller Zollschranken, Handelsrecht und gleiches Maaß, Gewicht und Geld berathen werden solle.

Das Patent machte, als es bekannt wurde, auf das Volk den Eindruck vollständiger Genugthuung.

Man zog in ungeheuren Haufen vor das Schloß, um dem Könige zu danken. Derselbe erschien auf dem Balkon, begrüßte durch Verneigen das Volk und zog sich dann wieder zurück.

Aber das Volk blieb. Und als es aufgefordert wurde auseinander zu gehen, rief es aus Tausenden von Stimmen hervor: „Fort mit dem Militär!"

Während hierüber mit dem Könige verhandelt wurde, fielen zwei Schüsse, die aber niemanden verletzten. Sofort ertönte der Ruf: „Verrath, Verrath!"

In rasender Eile begann das Volk sich jetzt zu bewaffnen und Barrikaden zu bauen.

Am Abend des 18. März 1848 war der Kampf zwischen Volk und Militär bereits in vollem Gange. Am 19. in früher Mor-

Opfer für's Vaterland im Jahre 1813.

BRINGING OFFERINGS FOR THE WAR OF INDEPENDENCE.

genstunde begann er von Neuem. Am Nachmittage desselben Tages erschienen jedoch Abgeordnete von den Liberalen, sowie auch von gut königlich Gesinnten im Schlosse vor dem Könige und bestürmten ihn, dem Kampfe durch den Befehl, daß sich das Militär zurückzuziehen habe, ein Ende zu setzen.

Nach langem Schwanken gab endlich Friedrich Wilhelm IV. den erwünschten Befehl, und die Truppen verließen, statt nur theilweise, in Folge eines Mißverständnisses, bis auf den letzten Mann die Stadt.

In dem vollständigen Rückzuge der Truppen aus Berlin erblickte das Volk einen glänzenden Sieg, und es beschloß daher, die zweihundert im Kampfe gefallenen Bürger in den Schloßhof zu tragen. Dann forderte es den König und seine Gemahlin auf, vor den dort Aufgebahrten zu erscheinen und vor ihnen Ehrenbezeugungen zu machen. Der König und seine Gemahlin gehorchten dem Wunsche des erbitterten Volkes; er entblößte das Haupt vor den Todten und dann zogen sich Beide wieder zurück. Auch das Volk verließ, nachdem es einen Choral gesungen, mit seinen gefallenen Helden den Schloßhof.

Nun aber richtete sich der ganze Haß des Berliner Volkes gegen den Prinzen Wilhelm von Preußen, da es sich noch immer in dem irrigen Glauben befand, daß nur auf seinen ausdrücklichen Befehl das Blut des Volkes vergossen worden sei.

Etwas Wahrheit lag allerdings in dem Glauben des Volkes, denn der Prinz hatte seinem Bruder den Rath gegeben, das königliche Ansehen unter jeder Bedingung aufrecht zu erhalten und vor einem Straßenkampfe nicht zurückzuweichen; zu gleicher Zeit hatte er ihn aber auch wieder gebeten, den Zeiterfordernissen sich zu beugen und dem Volke aus freien Stücken, ohne Zwang, eine Verfassung zu gewähren. Diese Ansichten des verkannten Prinzen Wilhelm, den man damals in der Wuth den „Kartätschenprinzen" nannte, sind durch ein späteres Gespräch des Prinzen mit Herrn Bunsen, dem preußischen Gesandten in England, bestätigt worden.

Der Haß des preußischen Volkes gegen den Prinzen Wilhelm

veranlaßte schließlich den König, denselben nach England zu schicken, um angeblich der englischen Regierung die gewünschten Aufschlüsse über die Vorgänge in Preußen zu geben.

Am 22. März 1848, an dem Tage, an dem der Prinz in sein 52. Lebensjahr trat, trat er dann auch, auf Befehl seines Bruders, die Reise nach England an.

Am 25. März schiffte er sich in Hamburg an Bord eines englischen Fahrzeugs ein und langte am 27. früh acht Uhr, „unangemeldet," im preußischen Gesandtschaftshause in London ein, wo der überraschte Gesandte, Herr von Bunsen, ihm anbot, schnell einige Zimmer für ihn einzurichten.

Prinz Wilhelm nahm es mit Dank an.

Nun schrieb Herr Bunsen folgendes:

„Wohl hätte der Prinz Grund gehabt, erbittert zu sein; aber nichts von dem trat zu Tage." Dann rühmt der Gesandte die Würde des halb verbannten Prinzen, die männliche Heiterkeit und huldvolle Güte, seine beständige Rücksichtnahme auf die Bequemlichkeit anderer, und seine Standhaftigkeit bei den täglichen Erfolgen der Revolution. Vor allem aber war Herr von Bunsen erstaunt, bei näherem Verkehr mit dem Prinzen wahrzunehmen, wie irrig denselben die öffentliche Meinung beurtheile.

In Deutschland machte unterdessen die Revolution rasche Fortschritte.

Friedrich Wilhelm IV. hatte schon am 21. März, geschmückt mit den Farben des deutschen Reichs (alten Styls): Schwarz, Roth, Gold, einen Umritt durch Berlin gehalten und öffentlich erklärt: „Preußen geht fortan in Deutschland auf."

Am 31. März trat in Frankfurt am Main das „Vorparlament," bestehend aus Mitgliedern deutscher Landtage zusammen. Auch der alte Bundestag in der Eschenheimer Gasse in Frankfurt war durch die Kämpfe in verschiedenen Städten Deutschlands plötzlich aus dem Schlafe erwacht, und ordnete jetzt ebenfalls ein durch allgemeines Stimmrecht einzurufendes deutsches Parlament an.

Professor Dahlmann aus Bonn war im Begriffe, eine Verfassung für das deutsche Reich auszuarbeiten.

Im Parlament sollte ein erbliches Oberhaupt mit einem Ober- und Unterhaus in Vorschlag gebracht werden.

Als der Gesandte Bunsen dem Prinzen Wilhelm den Dahlmann'schen Verfassungsentwurf mittheilte, begrüßte dieser ihn „als eine großartige Erscheinung der Zeit." „Die Grundsätze," sagte der Prinz ebenfalls, „auf welchen das Ganze beruht, sind diejenigen, welche zur wahren Einheit Deutschlands führen werden; es sind dieselben, welche jeder einzelne Staat in Deutschland zu den seinigen machen muß, wenn eine Einheit erstrebt werden soll. Daß auch ich die Annahme dieser Grundsätze für Preußen unerläßlich fand, beweist meine Unterschrift unter dem Patent des Königs vom 18. März, und daß ich hier in England nicht andern Sinnes geworden bin, ist mehr wie begreiflich."

Als bald darauf eine, nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählte Nationalversammlung zur Berathung einer preußischen Verfassung in Berlin zusammen treten sollte, da bedurfte man auch der Gegenwart des Thronfolgers zur Anerkennung der Beschlüsse dieser Versammlung, und so beantragte das Ministerium am 10. Mai 1848 bei dem Könige die Zurückberufung des Prinzen von London.

Daraufhin reiste Prinz Wilhelm am 28. Mai von London ab, nachdem er zuvor öffentlich erklärt hatte, daß er den freieren Einrichtungen, welche der König mit den Vertretern des Volkes begründen werde, seine Kräfte und Zustimmung in Treue verleihen, daß er aber auch fest entschlossen sei, Recht, Ordnung und Gesetz aufrecht zu erhalten.

Zur Bekräftigung seiner aufrichtigen und ehrlichen Gesinnungen nahm Prinz Wilhelm sogar einen Sitz in der Nationalversammlung an, da er während seiner Abwesenheit in London von dem Wahlkreis Wirsitz als Abgeordneter in dieselbe gewählt worden war. Bei der Eröffnung dieser Versammlung begrüßte er auf's freundlichste seine Collegen und versicherte sie, daß er als

erster Unterthan des Königs seinen Pflichten auf's fleißigste nachkommen werde.

Soviel Friedrich Wilhelm IV. nun auch im Drange der Verhältnisse gethan hatte, um sich als ein König, der seiner Zeit Rechnung trägt, zu beglaubigen, so hatte er mit seinen Zugeständnissen an das Volk doch nur wenig Glück. Man nahm in Preußen und im übrigen Deutschland seine Absichten theils mit Gleichgültigkeit auf, weil das Volk auf die Thaten seiner liberalen Abgeordneten wartete, theils aber auch mit Entrüstung und Spott, weil man glaubte, der König bewillige im Augenblick allerdings dieses und jenes, da es ihm an Kraft zur Bekämpfung der Revolution fehle; bei gelegener Zeit werde er es sich dann schon wieder zurückfordern. Diese Ansichten wurden überall durch die allerunruhigsten Köpfe, die größtentheils stark im Trüben fischten, bei dem Volke breit getreten. Dadurch wurde dann der alte Haß der Süddeutschen gegen das Preußenthum immer noch mehr angefacht und mit ihm natürlich auch zu gleicher Zeit das Grab der deutschen Einigkeit immer tiefer gegraben.

Nach und nach hatte sich das Revolutionsfieber auch über ganz Preußen verbreitet, die entschiedensten Freunde und Feinde der Revolution hatten sich weit auseinander getrennt; es kam von Zeit zu Zeit da und dort zu Straßenaufläufen, in Berlin sogar zum Plündern des Zeughauses, aber zu einer allgemeinen, erfolgreichen Revolution kam es nicht.

Der Prinz von Preußen lebte in der Zurückgezogenheit in Babelsberg und sein Bruder, der König, verfiel in eine Art politischer Apathie und ließ die Sache gehen, wie sie wollte.

Nachdem das deutsche Parlament in der Pauluskirche in Frankfurt am Main sich statutengemäß zusammengesetzt hatte, machte man darin am 29. Juni 1848 den großen Fehler, daß man einen fürstlichen Gebirgsjodler und erzherzoglichen Gemsjäger, den Erzherzog Johann von Oesterreich, einen Habsburgerschwachmatikus„ erster Classe mit Edelweiß" zum Reichsverweser erwählte; er sollte die Beschlüsse des Parlaments zur Ausführung bringen, den Oberbefehl über alle deutsche

Prinz Wilhelm, 9 Jahre alt.
THE LATE EMPEROR AT THE AGE OF NINE

Heere haben, (Du lieber Gott! der Gamsjäger!) und auch noch dazu Deutschland nach Außen vertreten.

Die Regierungen stimmten natürlich mit Freuden bei, denn sie kannten ihren Pappenheimer, und am 12. Juli legte sogar der Bundestag seine Befugnisse in die Hände des Reichsverwesers und löste sich dann auf Nimmerwiedersehen vorderhand in Wohlgefallen auf.

Erzherzog Johann wählte nun ein verantwortliches Reichsministerium und suchte mit ungeheurer Reichswürde aufzutreten; allein ihm ging's jetzt wie dem Wilhelm Tell, der da sagt: „Mir fehlt der Arm, wenn mir die Armbrust fehlt," er brauchte als College Tell's zwar keine Armbrust, aber als Reichsverweser ein deutsches Reichsheer, das seinen Verordnungen im Nothfall hätte Nachdruck geben können.

Die deutschen Fürsten schauten unterdessen diesen großen Ereignissen in Frankfurt von ihren Thronen und Thrönchen herab, mit wieder gewonnener Gemüthsruhe zu und waren natürlich am allerwenigsten geneigt, die Centralgewalt zu unterstützen.

Besonders betrachtete der König von Preußen, auf den es doch jetzt hauptsächlich ankam, das Parlamentsschauspiel mit großem Mißtrauen. Der Wirrwarr in Deutschland und dessen augenblickliche Machtlosigkeit war eine so verhängnißvolle, daß es in der schleswig-holsteinischen Frage sich eine entschiedene Demüthigung gefallen lassen mußte.

Seit 1460 waren die beiden Herzogthümer Schleswig-Holstein rechtlich und national miteinander verbunden. Sie waren zusammen ein deutsches Land nach Sitten, Sprache und dem Willen der Bevölkerung. Der Landesherr war der König von Dänemark; aber die beiden Länder hatten ihre eigene Verfassung. Nur im nördlichen Theile von Schleswig wohnte eine kleine dänische Bevölkerung. Im Jahre 1815 fiel jedoch Schleswig ganz an den dänischen König, während Holstein in den deutschen Bund aufgenommen worden war.

Dadurch fühlte sich der König von Dänemark veranlaßt, die

jetzt an ihn gefallene deutsche Bevölkerung Schleswigs nach Kräften dänisch zu machen, so daß die übertriebenen Maßregeln der dänischen Regierung das Volk zu großer Unzufriedenheit drängte.

Später (1846) hatte der König Christian VIII. von Dänemark in einem offenen Briefe erklärt, daß er sich an die Beschlüsse von 1815 nicht gebunden erachte und von seinem Rechte auf den Besitz Holsteins nie abgehen werde.

Als Christian VIII. im Jahre 1848 gestorben war, verkündigte sein Sohn, Friedrich VII., daß er bezüglich Holsteins derselben Ansicht sei wie sein Vater und daß er deßhalb seinem Königreiche Dänemark mit Einschluß Schleswig-Holsteins eine Verfassung verheiße.

Gegen diese Verheißung lehnten sich die Stände der Herzogthümer auf und der Herzog von Augustenburg, der auch ein Erbrecht auf Holstein beanspruchte, wendete sich nun um Hülfe an den König von Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. versprach sie und besetzte bald darauf unter Beihülfe von Hannover, Mecklenburg, Oldenburg und Braunschweig die beiden Herzogthümer mit Reichstruppen. —

Bald kam es zwischen den Reichstruppen unter dem alten General Wrangel und den Dänen bei Schleswig zum Treffen, indem die letzteren besiegt wurden und sich dann nach Jütland zurückziehen mußten.

Doch jetzt rief der damals allmächtige Kaiser Nikolaus von Rußland den siegreichen Reichstruppen in Schleswig mit echt russischer Anmaßung ein drohendes „Halt!" zu. Der russische Befehl wurde in Berlin sofort sehr vernehmlich verstanden, man duckte sich und der schmachvolle Waffenstillstand von Malmö kam in Folge dessen zustande; und Alles blieb wieder so ziemlich beim Alten.

Daß dieser schmachvolle Waffenstillstand von Malmö aber auch von dem Nationalparlament in Frankfurt, nach einer heftigen Debatte zwischen der „Rechten" und „Linken" (den Conservativen und Liberalen), ratifizirt worden war, setzte am 18. September in Frankfurt noch ein blutiges Nachspiel in Scene.

In einer großen Volksversammlung der entschiedensten Liberalen auf der Pfingstweide in Frankfurt war beschlossen worden, am nächsten Tage in Massen nach der Pauluskirche zu ziehen und das dortige Parlament aufzufordern, den Waffenstillstand für null und nichtig zu erklären. Sollte die Versammlung jedoch nicht darauf eingehen, sie mit Waffengewalt auseinander zu jagen und die Fahne der rothen Revolution aufzuhissen.

Die Centralgewalt hatte jedoch darauf hin sofort, durch heimliches Herbeiziehen von preußischen Truppen aus der Bundesfestung Mainz, ihre Gegenmaßregeln getroffen.

Und als nun am nächsten Tage Morgens, meistens Turner von Hanau, Offenbach und Mainz am Thore der Pauluskirche erschienen, um die unterdessen ausgefertigte Sturmpetition anzubringen, wurden sie und das sie umgebende Volk von preußischen Soldaten auf das Unsanfteste empfangen. Bald kam es zum Straßenkampfe. Hauptsächlich auf der Zeil, vor der Löwenapotheke. Doch blieben die Truppen überall siegreich, da es den Aufwieglern an Führern fehlte, auch von den großen liberalen Maulhelden, die den Tag vorher auf der Pfingstweide das Volk zum Kampfe ermuthigt hatten, sich keiner sehen ließ.

Nachmittags fielen vor dem Bockenheimer Thore der Stadt die beiden Parlamentsmitglieder der äußersten „Rechte" (hochconservative), der General von Auerswald und der Fürst Lichnowsky, einem wüsten Volkshaufen von „Bassermann'schen Gestalten" in die Hände, und beide wurden von diesen unheimlichen Gesellen, an denen es in damaliger Zeit nirgends fehlte, in der ruhmlosesten und gemeinsten Weise getödtet. — —

Im Süden Deutschlands war man seit der Erklärung der Republik in Frankreich, im Ganzen genommen viel energischer gegen die alten Zustände und die Regierungen vorgegangen, wie im Norden.

Hauptsächlich gab es in Baden ein revolutionäres Element, an dessen Spitze sich einer der populärsten Volksmänner Deutschlands, der Advokat Friedrich Hecker, gestellt hatte.

Hecker, ein entschieden edeldenkender, ganzer Mann der That, ein wahrer, echter und gerechter Sachwalter des Volkes, haßte, sobald es sich um's Wohl des Volkes handelte, langes Zögern und vieles Hin- und Herreden. Er war seit 1842 Volksvertreter in Baden gewesen und kannte demnach alle Kniffe und Ränke der Regierungen ganz genau und wußte, daß, sobald man sich mit ihnen in Erörterungen, die gegen ihre Interessen waren, einlasse, sie stets Zeit zu gewinnen suchten, die Wünsche des Volkes im Sande verlaufen zu lassen.

So waren ihm denn auch jetzt die allzuzahmen Anordnungen des Vorparlaments zuwider, da er wohl voraussah, was das Ende aller großen constitutionellen Versammlungen, die sich ungebührlich in die Länge ziehen, ist. Er beschloß daher sofort das Aeußerste zu wagen und erklärte am 12. April 1848 in Konstanz die deutsche Republik. —

Das Volk jubelte ihm zwar zu, allein er fand, als es zum Klappen kam, doch nur etwa 1200 thatmuthige Männer um sich versammelt, die entschlossen waren, den Kampf gegen die Regierung energisch aufzunehmen.

Doch Hecker war nicht der Mann, der gleich die Flinte in's Korn warf.

Er zog mit seinem Häuflein Getreuer nach Freiburg, um dort die Republik auszurufen, natürlich im guten Glauben, daß sich ihm unterwegs dahin das Volk schon in hellen Haufen anschließen würde. Ja er war der festen Ueberzeugung, daß ihm auf seinem ferneren Befreiungszuge durch Deutschland, nach Berlin, Dresden und Wien, nach und nach ein Volksheer von hunderttausenden folgen würde.

Allein wie sehr sollte sich Hecker täuschen. Der größte Theil des deutschen Volkes hatte nun schon sein ganzes Vertrauen auf die Volksvertreter in Frankfurt gesetzt, nach ihren Vorschlägen wollte es handeln und nicht nach jenen des Heißsporns Hecker, der nicht einmal gewartet hatte, bis es in Frankfurt schief gegangen war.

Und als nun gar der sogenannte „fünfziger Ausschuß," der aus

den bekanntesten Männern Deutschlands, als vorberathendes Element zur Constituirung des National-Parlaments bestand, die Handlungen Hecker's öffentlich verdammte und zu gleicher Zeit badische und hessische Truppen, unter dem Befehle des General von Gagern, ohne daß ihnen auch nur das Geringste von dem Volke in den Weg gelegt worden wäre, gegen die Hecker'schen Freischaaren auszogen, war die Sache Hecker's schnell entschieden.

Bei Kandern hatten unter dem Befehle August Willich's, eines frühern preußischen Offiziers und eines guten deutschen Mannes, von echtem Schrot und Korn, (der später auch, während des Bürgerkrieges in Amerika, für die Sache der glorreichen Union, der Freiheit und des Volkes wie ein Held gestritten und geblutet,) die Freischaaren Hecker's in einer außerordentlich guten Stellung den Feind erwartet.

Das Häuflein der kampfesmuthigen Freiheitshelden hoffte bis zum letzten Augenblick, daß wenigstens ein Theil der Truppen zu ihnen übergehen würde. Ja der feindliche General von Gagern schien dasselbe zu befürchten. Er ritt daher vor der Eröffnung des Gefechtes vor die Front und bat um eine Unterredung mit Hecker.

Hecker ging ihm entgegen, und nun suchte der General ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Aber Hecker blieb standhaft.

Da riefen einige von Hecker's Schützen hinüber zu den badischen Soldaten: „Kommt herüber zu uns, ihr werdet doch nicht auf uns, eure Brüder, schießen und Bruderblut vergießen wollen!!"

Als dieses der General hörte, wendete er sich an Hecker's Schützen und rief ihnen entgegen: „Was sagt ihr, Bruderblut? — Hundeblut wollt ihr sagen." Kaum waren diese Worte seinen Lippen entfahren, da fielen aus den Reihen Hecker's einige Schüsse und der General wälzte sich in seinem Blute.

Nun begann das Gefecht. Doch mußten die Freischaaren bald der Uebermacht der Truppen weichen; sie zogen sich zurück und

überschritten theils die Grenze der Schweiz mit Hecker, theils zogen sie über's Gebirg, um mit den Freischaaren Gustav von Struve's und Franz Sigel's weiter unten im Lande zusammenzustoßen und mit ihnen später auch die Grenze zu überschreiten. So endete der Hecker'sche republikanische Aufstand in Baden, der bewies, daß das deutsche Volk keinen Sinn und keinen Geist damals für die Republik hatte.

Diesen mißlungenen revolutionären Versuchen Hecker's und Struve's im April 1848 folgte ein weiterer zur Gründung einer deutschen Republik, gleich nach den oben berichteten Vorgängen in Frankfurt, also im September, durch Struve allein. Er überschritt mit einigen hundert Mann am 21. September die Grenze der Schweiz bei Lörrach, erließ von dort aus Morgens und Abends je einen Aufruf an das deutsche Volk; zog von da nach Schliengen, von da nach Staufen, wo er von Reichstruppen angegriffen und gezwungen wurde zu fliehen. Auf dieser Flucht wurde er von Bürgern ergriffen und an den General der Truppen ausgeliefert. Dieser Aufstand endete also noch kläglicher, wie der unter Hecker.

Friedrich Hecker hatte unterdessen mit seiner Familie in der Schweiz gewohnt und beobachtete von da aus die Vorgänge in Deutschland. Als er in kurzer Zeit jedoch gesehen hatte, daß das deutsche Volk für die Republik nicht zu begeistern war, wanderte er entmuthigt nach Amerika aus.

Doch auch hier, in St. Claire County in Illinois, blieb er seinen humanen Ansichten treu und folgte, wie sein Freund August Willich, beim Ausbruche des Bürgerkrieges dem Banner der „Sternen" und „Streifen", bis ihn zuletzt seine klaffenden Wunden von den blutigen Schlachtfeldern im Süden abriefen.

Auch in Wien hatten im Monat November 1848 erbitterte Kämpfe um die Freiheit des Volkes stattgefunden, bei welchen der Liebling des deutschen Volkes, das deutsche Parlamentsmitglied Robert Blum, auf Befehl des Schlächters Windisch-Grätz sein edles Leben auf der Brigittenau, durch Pulver und Blei hatte aushauchen müssen.

Auch hier, in der alten Feste der habsburgischen Rückschrittspartei, ging letztere aus den blutigen Kämpfen gegen das erbitterte Volk endlich siegreich hervor, und die Besten des Volkes mußten entweder das Loos Blum's theilen, wie z. B. Messenhauer, oder sie wurden gezwungen, ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren und das Brot der Verbannung zu essen: Männer wie Oswald Ottendorffer, der heutige Besitzer der New York Staats-Zeitung; Heinrich Binder, der jetzige Redakteur des New York „Puck" und viele Andere.

Je rascher sich am Ende des Jahres 1848 die beiden großen Militärstaaten Deutschlands, Preußen und Oesterreich, emporarbeiteten, desto mehr verdunkelten sich die Aussichten der Liberalen in Deutschland für die Zukunft, und desto schneller flogen die Tage des Parlaments in Frankfurt ihrem Ende zu. Man hatte zwar dort die Grundrechte des deutschen Volkes festgesetzt und beschlossen, allein wer garantirte ihre Durchführung?

Die Frage, ob Oesterreich in den neuen Bundesstaat eintreten oder ausgeschlossen werden sollte, hatte vielen Staub aufgewirbelt. Die Großdeutschen wollten das Erste, die Kleindeutschen das Zweite.

Am 16. Dezember stellte Heinrich von Gagern, der an der Spitze des Reichsministeriums stand, einen Antrag, der den Nichteintritt Oesterreichs befürwortete, und derselbe wurde, zum Verdruß des Reichsverwesers und der österreichischen Abgeordneten, zum Beschluß erhoben.

Darauf erklärte Schwarzenberg, daß Oesterreich sich weder aus dem deutschen Bunde hinausstoßen, noch seine deutschen Provinzen von der ungetrennten Monarchie lostrennen lasse.

Und als die Oberhauptsfrage dahin entschieden wurde, daß ein regierender Fürst an die Spitze von Deutschland zu stellen sei, und am 28. März 1849 mit 290 gegen 248 Stimmen die erbliche Würde eines „Kaisers der Deutschen" dem König von Preußen übertragen wurde, sprach sich nicht nur der Kaiser von Oesterreich, sondern auch andere Fürsten dahin aus,

daß sie sich dem Kaiser nicht unterordnen würden. Der König von Würtemberg sagte mit dem besondern Beisatz: „Dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht; dem Kaiser von Oesterreich, wenn er gewählt worden wäre, würde ich mich unterworfen haben."

Eine Deputation von 34 Mitgliedern des Parlaments brachte die wichtige Botschaft nach Berlin. König Friedrich Wilhelm IV. empfing sie am 3. April im Rittersaal seines Schlosses. Auf die Rede des Präsidenten Simson gab er zuerst eine unbestimmte, dann eine entschieden ablehnende Antwort.

Diese Ablehnung des Königs von Preußen gab dem Frankfurter Parlament beinahe den Todesstoß. Sein Fortbestand war nur noch eine Scheinexistenz. Seine Ohnmacht wurde dem Volke jeden Tag klarer und regte es in Süddeutschland von Neuem auf, denn die meisten deutschen Fürsten hatten theilweise durch ihre Haltung gezeigt, theilweise es offen ausgesprochen, daß ihnen die Verfügungen desselben vollständig gleichgültig seien.

Da raffte sich das Parlament am 4. Mai 1849 zu einer letzten That, zu einem drohenden Beschluß gegen Preußen zusammen und forderte die Regierungen, Ständekammern und das ganze deutsche Volk auf, „daß, wenn Preußen auf diesem Reichstage nicht vertreten sein sollte, der Regent desjenigen Staates, welcher unter den im Reichstage vertretenen Staaten die größte Seelenzahl habe, unter dem Titel eines Reichsstatthalters in die Rechte und Pflichten des Reichsoberhauptes eintreten sollte." Mit diesem Beschluß war Preußen der Fehdehandschuh hingeworfen worden.

Die Folgen davon sollten sich bald zeigen.

In Rheinpreußen erhob sich das Volk von Neuem, wurde jedoch bald durch preußische Truppen zur Ruhe gebracht. Ebenso in Sachsen, dessen König sich beharrlich gegen jeglichen Wunsch des Volkes aufgelehnt hatte. Am 6. und 7. Mai kam es in Dresden zwischen sächsischen und preußischen Truppen und dem Volke zu heftigen Kämpfen, in welchen jedoch die ersteren Sieger

König Friedrich Wilhelm IV.
KING FREDERICK WILLIAM IV

blieben. Die Anführer des Volkes flohen theilweise nach Baden und in die Pfalz, während die andern die Gefängnisse in Waldheim füllten.

Während nun mit den Kämpfen in Dresden jede revolutionäre Bewegung in Nord- und Mitteldeutschland ihren Abschluß gefunden hatte, brach jetzt in der Pfalz ein Aufstand aus, denn das lebhafte, für alle politischen Eindrücke stets empfängliche Völkchen dort, das schon ohnehin nie sehr gut auf die „altbaierische" Regierung in München zu sprechen war, und dieser ihr feindseliges Auftreten gegen die Reichsverfassung nie verzeihen konnte, glaubte nun ein für alle mal gründlich mit ihr abrechnen zu müssen.

In einer großen, am 28. April in Neustadt abgehaltenen Volksversammlung wurde die Fahne der Revolution offen in die Höhe gehalten und erklärt: „daß jede der Reichsverfassung entgegenstehende Regierungsverfügung als ein Auflehnen gegen die bestehenden Gesetze, sowie gegen die Souveränetät des Volkes betrachtet werden müsse und für letzteres das Recht der Selbsthülfe begründe."

Am folgenden Tage wurde in einer Volksversammlung in Speyer der Regierung mit einer Lossagung der Pfalz von Baiern gedroht.

In der großen Volksversammlung am 2. Mai 1849 in Kaiserslautern wurde die Regierung, die Beamten und die Gemeinden in der Pfalz aufgefordert, die Reichsverfassung anzuerkennen. Dann wurde beschlossen: die Steuern an die Regierung zu verweigern; die pfälzischen Kassen in Beschlag zu nehmen; die pfälzischen Soldaten aus dem baierischen Dienste abzuberufen; das Volk zu bewaffnen und sofort einen Landesvertheidigungs-Ausschuß einzusetzen.

Der aus Frankfurt von dem Parlament in die Pfalz geschickte Reichskommissär Eisenstuck ernannte dazu fünf Männer unter dem Vorsitze von Reichard aus Speyer und diese proklamirten schon am 6. Mai die Lostrennung der Pfalz von Baiern.

Die Anordnungen der Volksregierung fanden überall in der ganzen Pfalz sofort Gehorsam, so daß in einigen Tagen die beiden Festungen Landau und Germersheim fast ganz von Soldaten entblößt und nur in den Händen von Offizieren waren, die sogar auf den Wällen Schildwache stehen mußten, da die Soldaten fast alle zum Volk über-, oder vielmehr nach Hause, in ihre Dörfer, gegangen waren. Beim Heranziehen der Preußen sah man jedoch von jenen, aus den Festungen entwichenen Soldaten nur sehr wenige in den Reihen der Kämpfer gegen die preußischen Truppen. Die Meisten glaubten wohl durch das Verlassen ihrer Posten schon vollauf ihre Schuldigkeit gethan zu haben.

Das kräftige, revolutionäre Vorgehen in der Pfalz fand in dem benachbarten Baden, wo es schon längst gährte, begeisterten Anklang, denn obgleich dort der Großherzog Leopold die Reichsverfassung anerkannt hatte, versuchte das Ministerium Bekk doch die Durchführung derselben in die Länge zu ziehen. Das Volk fing darob an, an der Aufrichtigkeit des Großherzogs zu zweifeln. Auch die zweite Kammer beschloß daher jetzt die Ausführung anzuordnen und verfügte: die Anordnung der Wahlen zum künftigen Reichstage; Abwehrung jedes Angriffs auf die Wirksamkeit der Reichsverfassung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln; Aufforderung an die Regierung, den Kongreß zu Berlin, zu welchem die preußische Regierung eingeladen, — nicht zu beschicken.

Die Festung Rastatt gab am 10. Mai das erste Zeichen zum Aufstand in Baden, da an jenem Tage ein Soldat dort verhaftet worden war, der in einer Volksversammlung seine Brüder aufgefordert hatte, die Sache des Volkes zu ergreifen und zu ihm überzugehen.

In Folge dieses Tumultes fiel die Festung in die Hände des Volkes und konnte ihm auch nicht mehr, durch den mit Truppen herbeigeeilten General Hoffmann entrissen werden.

Der unter der Leitung des Advokaten Lorenz Brentano stehende Landesausschuß hielt darauf am 13. Mai in

Offenburg eine gewaltige Volksversammlung ab, in welcher beschlossen wurde, eine konstituirende Versammlung für Baden zu berufen; das Ministerium Bekk abzusetzen und Krieg gegen Preußen und alle Mächte zu erklären, die sich der Reichsverfassung widersetzen. Dadurch wollte man den Aufstand in Deutschland allgemein machen.

In Folge dieser Beschlüsse entstand auch in Karlsruhe ein Aufstand, in dem sich auch dort das Militär für's Volk erklärte, so daß es jetzt der Großherzog, seine Offiziere und treuen Beamten für gerathen fanden, zu entfliehen.

Dadurch daß in Karlsruhe die Regierung in die Hände des Volkes kam, wurde auch der seitdem festgehaltene Gustav Struve wieder befreit.

Nach dem Fall von Karlsruhe war alsbald das ganze badische Ländchen, von Mannheim bis Constanz in den Händen des Volkes, und der Landesausschuß schritt jetzt zur Ernennung eines revolutionären Ministeriums, das folgendermaßen zusammengesetzt war: Lorenz Brentano, Präsident; Peter Justiz; Eichfeld, Krieg und Goegg, Finanzminister. Zugleich wurde mit dem Landesvertheidigungsausschuß der Pfalz ein Vertrag abgeschlossen, welchem zufolge Baden und Pfalz in militärischer Hinsicht ein Land ausmachen sollten. Auch wurde an den schon in Amerika weilenden Friedrich Hecker eine Einladung abgeschickt, in seine Heimath zurückzukehren und an der Regierung Theil zu nehmen.

Das erste Manifest dieses Ministeriums lautete: „Der König von Preußen habe der deutschen Nationalversammlung den Krieg erklärt, und am Sitze der Centralgewalt habe ein Ministerium die Regierung ergriffen, dessen Ernennung die Nationalversammlung selbst für einen Hohn gegen das deutsche Volk erklärt habe. Unter diesen Umständen hätten die Parlamentsmitglieder Raveaux, Trützschler und Erbe den Schutz des badischen Volkes gegen die zum Umsturz der Reichsverfassung verbündeten Mächte verlangt: Baden müsse helfen. Der Schlachtruf müsse sein: „Tod den verbündeten Tyrannen! Es lebe ein

großes, einiges, freies Deutschland!" Von nun an waren Baden und die Pfalz das Ziel aller höheren Abenteurer. Aus allen Gegenden Deutschlands, aus Frankreich, Ungarn und Polen langte ein ganzes Heer von Stegreifrittern der Freiheit an, die alle bereit waren, für das Vaterland zu sterben oder auch — leben zu bleiben. Die wenigsten dieser Herren, die stets bis an die Zähne bewaffnet, in den Wirthshäusern herumschrieen, sah man jedoch bei den verschiedenen Zusammentreffen mit den Truppen der höheren Tapferkeit fröhnen.

Was aber das Schlimmste und Entmuthigendste für die tapfern Pfälzer und Badenser sein mußte, war jedenfalls die traurige Thatsache, daß ihre Nachbarvölker, die Hessen und Würtemberger, auch nicht die geringsten Anstalten machten, ihren bedrängten Brüdern thatsächlich beizuspringen.

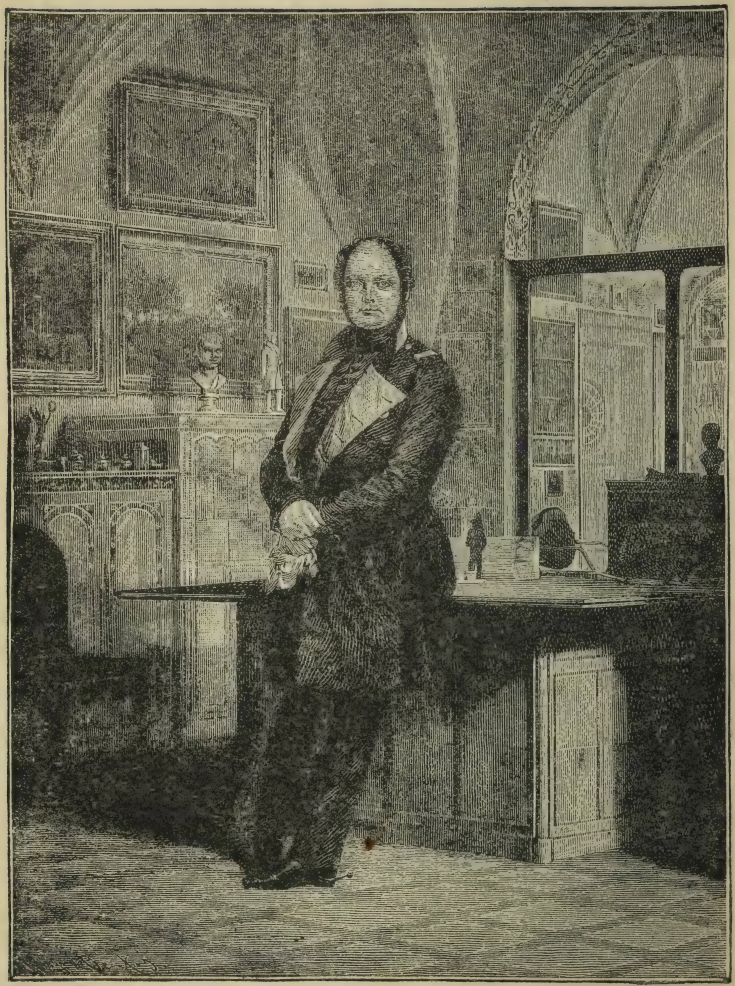
Im Gegentheil! Am 30. Mai warfen sich, gegen das Erwarten der Anführer der Freischaaren, die hessischen Truppen bei Hepenheim auf die dort unter Sigel in Gefechtsordnung stehende kleine Revolutionskolonne und zwangen dieselbe, nach kurzem Gefecht, sich nach Heidelberg zurückzuziehen. Das Gerücht, daß die hessischen Soldaten beim ersten Anblick der Freiheitsarmee zu derselben übergehen würde, hatte sich also nicht bestätigt.

Zudem fingen jetzt auch noch in Baden, im revolutionären Kreise Verwickelungen zwischen den Fraktionen Struve und Brentano an, den geeinten Fortschritt zu hemmen.

Auch das Parlament in Frankfurt sank, erschöpft an Lebenskraft, dahin, als am 21. Mai über 100 Mitglieder, darunter Gagern, Dahlmann, Welker und andere ihr Mandat niederlegten.

Der Rest der Versammlung, das sogenannte „Rumpfparlament," (etwas über hundert Abgeordnete) zog am 6. Juni nach Stuttgart, um dort über das Geschick Deutschlands noch etwas länger tief nachzudenken.

Um aber das Maaß des Mißgeschicks für Baden und die Pfalz ganz bis zum Rande voll zu füllen, hatte sich der Groß-



Friedrich Wilhelm IV. in seinem Arbeitszimmer.
FREDERICK WILLIAM IV. IN HIS STUDY.

herzog Leopold von Baden, von Mainz aus, wohin er sich geflüchtet, an den König von Preußen gewendet, und den gebeten, ihm sein Land wieder zurückzuerobern.

In Folge dessen hielt am 12. Juni 1849 der Prinz von Preußen, dem diese Zurückeroberung als Auftrag seines Bruders zugefallen war, mit dem General Peuker, der an der Spitze eines Corps von „Reichstruppen" in der Rheinprovinz gestanden, einen Kriegsrath, in dem beschlossen wurde, daß man zuerst den Aufstand in der Pfalz niederwerfen müsse. Sofort zog er dann auch mit seinen Truppen in der Pfalz ein.

Nach dem Gefecht von Kirchheim-Bolanden wurde die von den Aufständischen umlagerte Festung Landau befreit, darauf am 20. Juni der Rhein bei Germersheim überschritten. Dann auch Baden durch eine Reihe von Treffen, so bei Waghäusel am 21. Juni, bei Ubstadt, Durlach, Bischweiler und Kuppenheim überwältigt.

Am 25. Juni wurde Karlsruhe, am 7. Juli Freiburg im Breisgau besetzt, die Freischaaren, soweit sie nicht im Kampfe fielen, flüchteten sich in die nahe Schweiz, oder warfen sich, etwa 5000 Mann stark, in die Festung Rastatt.

Doch auch diese Festung mußte sich nach fünftägiger Belagerung am 23. Juli an den Prinzen von Preußen ergeben.

Um sechs Uhr Abends streckte die Besatzung im Angesicht des zweiten preußischen Operationscorps auf dem Glacis die Waffen. Eine Stunde später besetzten die Preußen die durch 300 Kanonen vertheidigte Stadt, welche in Folge von Beschießung vielfachen Schaden erlitten hatte.

Die Revolutionsarmee hatte während des ganzen sechswöchentlichen Feldzuges unter dem Oberbefehle des Polen Mieroslawski gestanden.

In der Festung Rastatt war Oberst Tiedemann Gouverneur und Major von Corvin Chef des Generalstabs.

Bei den Unterhandlungen um die Uebergabe der Festung, die

hauptsächlich zwischen dem preußischen Major von Alvensleben und dem Gouverneur Tiedemann, Major Corvin und einigen andern Offizieren der Belagerten gepflogen wurden, hatten die Belagerer versprochen, die Besatzung als Kriegsgefangene behandeln zu wollen.

Man hielt jedoch dieses Versprechen nicht und stellte sie als gemeine Hochverräther vor ein aus preußischen Soldaten zusammengesetztes Standgericht, welches über Vierzig zum Tode verurtheilte und in den Gräben der Festung sofort erschießen ließ.

Darunter waren die Bekanntesten und Hervorragendsten: Trützschler, Tiedemann, Biederfeld, der 70jährige Greis Böning, Elsenhaas, Heilig, Jacobi und Jansen.

Auch der wohlbekannte Professor und Dichter Gottfried Kinkel war unter den Gefangenen in der Festung Rastatt. Derselbe wurde aber, wahrscheinlich weil man ihm ganz besonders wohlwollte, — zu lebenslänglichem Zuchthause „begnadigt", von Karl Schurz jedoch, dem hochberühmten großen Redner, dem einstigen General, Gesandten in Spanien, Senator und Minister der Vereinigten Staaten, der damals noch Student in Bonn war, durch einen kühnen Anschlag aus dem Gefängnisse befreit.

Mit zu den tapfersten und eifrigsten unter den Offizieren der Freiheitsarmee in Baden gehörten auch die beiden braven deutschen Patrioten Franz Sigel und Louis Blenker, die sich später auch in ihrem großen, freien Adoptivvaterlande, hier in Amerika, im Bürgerkriege, durch glänzende Thaten ihre Lorbeeren wohl zu verdienen wußten.

Mit jenen standrechtlichen Hinrichtungen hatte die Erhebung des Volkes für seine unveräußerlichen Rechte in Baden und in der Pfalz im Jahre 1849 ein für die viel stärkern Sieger keineswegs ruhmwürdiges Ende erreicht, denn die Gerichteten hatten offen und ehrlich nur für das gefochten und geblutet, was dem Volke von ganz Deutschland und ihnen selbst kurz vorher von den

deutschen Fürsten feierlichst versprochen und zugestanden worden war.

Die deutschen Fürsten und ihre Vertreter konnten sich nach ihrem Siege über das Häuflein jener aufopfernden Patrioten nicht zu der Höhe der Großmuth des Siegers emporschwingen, wie es z. B. seiner Zeit das große, gewaltige Volk der Vereinigten Staaten gegen die besiegten Brüder im Süden gethan. Nein, erst mußte wieder einmal der heilige Boden des Vaterlandes mit Bruderblut getränkt und auf den Nacken des Volkes das alte Kainszeichen der Knechtschaft eingebrannt werden, ehe man das bluttriefende Schwert wieder in die Scheide steckte.

Doch heute, oder vielmehr schon längst, scheint man sich auch drüben, selbst in den Kreisen der Herrscher, mit den seit damals meistens in Amerika in der Verbannung lebenden Patrioten jener Zeit ausgesöhnt zu haben. Hat doch erst in den jüngsten Tagen der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der Enkel jenes Prinzen von Preußen, unter dem die achtundvierziger Patrioten bluteten und hinsanken, einen der berühmtesten jener von seinem Großvater damals Verfolgten und Mitverbannten, den oben erwähnten Deutsch-Amerikaner Karl Schurz, mit Auszeichnung zu Gast geladen.

Auch dem größten Theile der braven, jetzt noch hier übrigen „Achtundvierziger" war, als sie sahen, wie durch die großen Thaten des alten deutschen Kaisers Wilhelm im Jahre „70" ihr schönster Jugendtraum sich theilweise herrlich erfüllt hatte, schon längst das Herz in ächt deutscher Weise wieder aufgegangen, und sie hatten, wie Jene aus dem altem Vaterlande diesen hier erst jüngst, so Jenen drüben schon längst, im Vergessen alten Bruderzwistes und Grolls, — die Hände gereicht, — ja hingereicht über das neu erstandene, in voller Kraft und Blüthe dastehende, große deutsche Reich. Denn Alle hatten ja, die Alten früher, die Jungen später, ihr Körnlein Saat zur schließlich aufgehenden Frucht in den heiligen Boden des geliebten Vater-

landes hineingelegt. Die lang ersehnte und gepflegte Ernte ist unter Dach und Fach. Nach dem Erntefeste bleibe Allen — die Unversöhnlichkeit ferne!

Nachdem die verschiedenen Abtheilungen der Freischaaren auf allen Punkten besiegt und auseinander gesprengt waren, flohen die Meisten der davon noch übrig Gebliebenen in die nahe Schweiz, einige auch nach Frankreich oder England. Die in der Schweiz gaben sich noch eine kurze Zeit der angenehmen Hoffnung hin, daß sich das deutsche Volk von Neuem erheben werde. Als dafür jedoch nach und nach alle Aussichten schwanden, sagten fast Alle dem gastfreundlichen Lande der Alpen auf immer Lebewohl und wanderten nach Amerika aus.

Hier begann für sie ein neues, oft weniger für sie selbst, wie für das Land, segensreiches Leben.

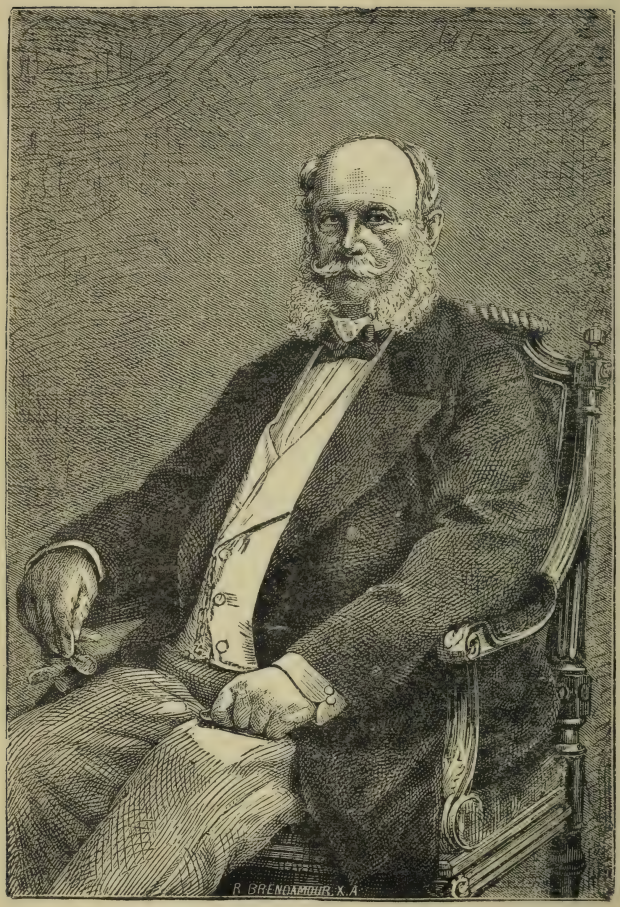
Die noch erhitzten, unruhigen, aber von den edelsten Grundsätzen geleiteten Geister fanden in den großen, noch unfertigen Gebieten dieses großen, freien Landes ein weites Feld ihre Talente zu verwerthen.

Viele zogen mit Muth und Lust ihre gewaltigen Geistesschwerter zum Wohle der Menschheit in dunkeler Hautfarbe, die noch unten im Süden in der Sklaverei schmachtete, und hieben rechts und links, mit wuchtigen Streichen das da und dort noch wuchernde Unkraut veralteter Ideen um.

Andere wieder regten entweder ihre feinen kunstfertigen, oder auch ihre an harte Arbeit, draußen in Fleiß schon erprobten Hände voller Schwielen und halfen so Handel und Gewerbe heben.

Mit Allen aber zog auch die Treue und Liebe für deutsche Kunst und deutsche Art herüber, die dem ganzen Lande bis jetzt wahrlich noch nicht zum Nachtheil gereicht haben.

Hunderte könnte man hier von jenen alten, braven deutschen Patrioten nennen, die alle nach den politischen Wirren der dreißiger oder der Jahre 1848—1849 hier gelandet, und dann zum Wohle dieses Landes mehr oder weniger ihr Scherflein bei-



Kaiser Wilhelm I.
Emperor William I.

getragen oder noch beitragen; allein hier muß man beinahe wie Schiller schreiben:

„Wer zählt sie Alle, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?!“

Folianten müßte man füllen, und nur deßhalb muß davon abgesehen werden. — — — — — — — — — — — —

Der Großherzog Leopold von Baden war am 18. August in sein Land wieder zurückgekehrt und der Prinz Wilhelm von Preußen, nachdem er von seinem königlichen Bruder zum Statthalter von Rheinland und Westfalen ernannt worden war, am 13. October ebenso in Berlin wieder eingezogen.

In Babelsberg wurde ihm bald darauf ein Denkmal gesetzt.

Im Rückblick auf die kulturhistorischen Zustände Deutschlands, kurz vor dem Jahre 1848 sei hier noch kurz bemerkt: daß der Reichthum im geistigen Leben des deutschen Volkes stets noch im Wachsen begriffen war. Seine Errungenschaften auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften hielten mit denen anderer Nationen stets gleichen Schritt, oder waren ihnen häufig auch weit voraus. Deutsche Entdeckungen in dem Gebiete der Wissenschaft drangen in's praktische Leben ein und hoben so Handel und Gewerbe.

In den Naturwissenschaften, (der Chemie) war besonders Justus Liebig reformirend aufgetreten; in der Philosophie erhitzte Hegel die Geister. Und was die beiden Brüder Jacob und Wilhelm Grimm in der Erforschung der deutschen Sprache, in der Rechts- und Religionsalterthumskunde leisteten, hat die Bewunderung und Anerkennung der ganzen Gelehrtenwelt erregt.

In der Geschichte waren es vor Vielen besonders Leopold Ranke, Schlosser, Rotteck und Friedrich von Raumer, die an der Spitze ihrer gelehrten Fachkollegen einherschritten.

Von dem Heer der deutschen Dichter der Neuzeit seien nur die Namen Ludwig Uhland, Friedrich Rückert, Carl Immermann, Heinrich Heine, Grabbe,

Friedrich Halm, Emanuel Geibel, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel ꝛc. angeführt.

Die großen Schauspieler, die uns die Gestalten der unsterblichen Dichter vorführten, hießen: Eckhoff, Schröder, Iffland, Ludwig Devrient, Karl Seydelmann.

In der Musik leuchten uns Namen wie Beethoven, Carl Maria von Weber, Franz Schubert, Meyerbeer, Mendelssohn-Bartholdy ꝛc. hauptsächlich entgegen.

Während in der Bildhauerkunst und der Malerei wir folgende Männer als vollendete Meister aufweisen können: Dannecker, Rauch, Schwanthaler, Ludwig Schaller, Rietschel; in der Malerei: Lessing, Kaulbach, Begas, Führig, von Schwind und Schrödter.

Das Volk, das mit solchen Namen auf allen Gebieten des Könnens und Wissens vor das Forum der Kritik treten kann, braucht für seine Fortentwicklung auch in der Zukunft nicht besorgt zu sein. Seine Söhne aber, die sich von ihm wenden mußten im Drange der Verhältnisse, werden auch in der Ferne jeden Schritt, den es vorwärts schreitet, mit Freuden erblicken und in inniger Liebe und Treue stets seiner gedenken, bis zum Tode. — —

Wie schon früher berichtet wurde, hatte der Waffenstillstand von Malmö nicht zum Frieden mit Dänemark geführt, und so begann nach Ablauf desselben, im März 1849, wieder der Krieg.

Die deutschen Hülfstruppen zerstörten bei Eckernförde durch das Feuer ihrer Strandbatterien ein dänisches Kriegsschiff und eroberten ein anderes. Letztere, die Gefion, wurde später der kleinen deutschen Flotte einverleibt, welche mit Mühe und Noth, durch freiwillige Beiträge, die das deutsche Volk lieferte, zu Stande kam.

Nachdem die deutschen Truppen die Dänen weiter nördlich getrieben hatten, wurden sie bei Kolding von den Schleswig-

Holsteinern besiegt, doch erhielten die letzteren gleich darauf bei Fridericia von den Dänen eine gesalzene Schlappe.

Schließlich, nachdem es Preußen für gut befunden hatte, den Krieg ziemlich lässig zu führen, schloß es abermals einen Waffenstillstand (im Juli 1849), welcher Schleswig von Holstein trennte.

Am 2. Juli 1850 wurde in einem Friedensbeschluß zwischen Preußen und Dänemark zu dem alten "status quo" zurückgegangen, der die beiden Herzogthümer wieder den Dänen überließ.

Die Schleswig-Holsteiner mußten nun natürlich den Krieg allein weiter führen. Ihre ganze Armee war 26,000 Mann stark, die unter dem Befehle des Generals Willisen stand. Sie kam am 25. Juli 1850 mit der Streitmacht der Dänen, die 10,000 Mann stärker war, bei Idstedt zusammen, erlitt aber eine Niederlage, bei einem Verluste von 6000 Todten.

Die Schleswig-Holsteiner zogen sich jedoch in bester Ordnung zurück und machten sich dann im südlichen Schleswig zum Kampfe bereit.

Es kam jedoch nicht zum Schlagen, da der alte Streit, wie gewöhnlich, so auch jetzt, von der Diplomatie beendigt wurde.

Es mischte sich nämlich der unterdessen wieder erwachte deutsche Bundestag, d. h. Oesterreich mit seinem angenehmen Anhang, — gestützt auf Rußland, dazwischen, und zwang den Herzogthümern seinen Willen auf.

In Deutschland hatte unterdessen, als Fürst Schwarzenberg für Oesterreich auf die Wiedereröffnung des deutschen Bundestages drang, König Friedrich Wilhelm IV. zuerst versucht, ein drei Königsbündniß und dann eine Union mit den deutschen Kleinstaaten zusammen zu bringen, aber ohne großen Erfolg.

Da erlitt Preußen und die deutsche Sache in Hessen eine bittere Niederlage.

Der Kurfürst hatte dort nämlich im Februar 1850 ein reaktionäres Ministerium unter dem berüchtigten Hassenpflug

eingesetzt. Dieser Minister, den das Volk in Hessen, das ihn schon längst tief haßte, „Hessenfluch“ nannte, war ein charakterloses Subject, das dereinst in Preußen wegen Fälschung verfolgt worden war. Auf Anrathen dieses Wichtes war Hessen aus der Union getreten. Die Regierung hatte mehrfach die Verfassung verletzt und befand sich deßhalb mit ihrem Volke fortwährend im Streit.

Die Kammern verweigerten darauf die Steuern. Der Kurfürst erklärte dann das Land in Kriegszustand. Aber da verweigerte das ganze Volk, treu seiner Verfassung, den Gehorsam gegen solche ungesetzliche Maßregeln. Die Behörden, die Truppen, alle erklärten einmüthig, sie würden den Eid, den sie auf die Verfassung geleistet, nicht brechen, denn die Stände hätten nach Recht gehandelt.

Nun verlangte der Kurfürst, der auch eine schöne „Pflanze“ war, Hülfe bei dem Bundestage, worauf österreichische und baierische Truppen bereitwillig in Hessen einrückten.

Preußen trat aber für die hessische Verfassung auf und schickte im November ebenfalls Truppen nach Hessen.

Es standen sich also in Deutschland abermals Deutsche gegen Deutsche gegenüber; die einen waren Anhänger der Union, die anderen solche vom Bundestag, welch' letzterer, natürlich immer wieder unter dem Vorantritt des Hauses Habsburg, einer durchgreifenden Reaktion Bahn brechen wollte. — Im Hintergrunde stand, wie immer, Rußland (wie im Struwelpeter, wo's heißt: „Da kommt der große Nicolas mit seinem großen Tintenfaß!). Beinahe wäre es denn auch jetzt dort zwischen den bis an die „Zähne“ zum Knöteleſſen bewaffneten Baiern und den Preußen zum fürchterlichsten Blutvergießen gekommen; allein das Unglück wurde noch rechtzeitig verhütet, und es kam deßhalb bei Bronzell nur bis zur Verwundung eines — Schimmels am rechten Hinterschinken.

Doch zuletzt gab auch hier wieder der König Friedrich Wilhelm — nach.

Er schickte seinen Minister, den Grafen von Brandenburg,

nach Warschau zu einer Konferenz mit dem österreichischen Minister Schwarzenberg und dem Kaiser von Rußland.

Der Graf wurde dort mit den unverschämtesten Forderungen empfangen; Preußen sollte unter Anderem alle Schritte, die es zu Deutschlands Heil gethan hatte, rückgängig machen. Diese Forderungen und die Art und Weise, wie man sich ihm gegenüber benahm, regten den treuen Grafen Brandenburg so auf, daß er sich in Folge dessen eine tödtliche Krankheit zuzog und am 6. November starb.

Kurz zuvor hatte auch der edele Minister Radowitz seine Stelle niedergelegt und Manteuffel die Leitung der Politik in Preußen übernommen.

Durch diese Uebernahme Manteuffel's war endlich der König wieder ganz in die Hände der Reaktion, in die Kreuzzeitungsgesellschaft, hineingerathen und Oesterreich und Rußland konnten jetzt ihres Sieges sicher sein. In der That reiste auch der Minister Otto von Manteuffel am 29. November nach Olmütz zum Fürsten Schwarzenberg, wo er Alles, was ihm dieser allergnädigst vorlegte, in tiefster Demuth und Reue unterzeichnete Alles wurde von Preußen zurückgenommen; ja der Bundestag wurde von ihm wieder anerkannt, und so stand die tiefe Schmach, zu der den König die Rückschrittspartei getrieben, schwarz auf weiß dokumentirt.

Doch schon lauerte der Rächer. Otto von Manteuffel war der Verführer, **Otto von Bismarck** aber der Rächer. Auf den Gefilden Böhmens wurde die Schmach 1866 gründlich getilgt.

Am 12. Juni 1851 eröffnete der alte deutsche Bundestag, den das deutsche Volk für immer beseitigt glaubte, wieder seine erste Sitzung. Alle Vertreter der deutschen Fürsten suchten sich darin im Drängen nach den „vormärzlichen" Zuständen zu überbieten und man durfte bald sagen: „Die schönen Tage von Aranjuez für das deutsche Volk sind wieder einmal vorüber," besonders als durch das herrlichste Institut deutscher Waschlapperei, diesen Bundestag, die Versteigerung der deutschen Flotte,

die sich nur kurze Zeit an dem deutschen „Jade-Busen" genährt, im Sommer 1852 anberaumt wurde. Aber es saß jetzt ein Mann: Freiherr Otto von Bismarck für Preußen in demselben, der ihm bald verschiedene Nüsse zum Aufknacken geben sollte.

Für das preußische Volk hatten die ganzen Bewegungen in den Jahren 1848—1849 nur die Vortheile gebracht, daß die ihm im December 1848 vom Könige Friedrich Wilhelm IV. gnädigst zuerkannte, von den neuen Kammern in Berlin im Winter 1850 revidirte Verfassung endlich doch, aber nach vielem Entgegenstemmen des reaktionären Ministeriums Manteuffel, etwas verstümmelt angenommen worden war. Auch hatten sich auf Anregung des Königs die Postverwaltung und das Zollwesen im großdeutschen Sinne etwas ausgedehnt und verbessert und wurde der Ankauf des „Jadebusen" von Oldenburg im Jahre 1853, auf den man schon längst sein Augenmerk geworfen, abgeschlossen.

Ebenso wichtig für den Staat war die Erwerbung der beiden hohenzollernschen Fürstenthümer, Hechingen und Sigmaringen, durch die freiwillige Abtretung der Landesherren im Jahre 1850.

Dem deutschen Volke im Ganzen brachte aber das Jahr 1848: Mehr Erleuchtung im politischen Leben. Und wenn auch die angestrebte Einheitsidee nicht durchgedrungen war, so faßte sie doch so festen Fuß unter demselben für die Zukunft, daß ihre Verwirklichung auf lange Dauer nicht mehr hintertrieben werden konnte.

Unterdessen war die Eifersucht Oesterreichs gegen Preußen, das sein Gebiet durch diese Herzogthümer abermals, wenn auch nicht bedeutend vergrößert hatte und so siegreich durch Baden und die Pfalz gezogen war, nicht vermindert worden, es blieb natürlich auch jetzt seinem alten Grundsatze: „Erst muß Preußen erniedrigt, dann zerstört werden," treu. Mit dem Schlage gegen Preußen in Olmütz glaubte es nach dieser Richtung hin einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan zu haben, zu dem ihm leider ein

verblendeter Minister Preußens, Manteuffel, geholfen hatte.

Auch hatte es mittlerweile einen mächtigen Bundesgenossen in diesem speziellen Habsburgergeschäft, dem Zernichten Preußens, in Louis Napoleon III., dem Kaiser der Franzosen, gefunden, der im Dezember 1852 nach dem erhabenen Vorbilde seines unsterblichen, großen Onkels, des ersten Napoleon, aus der Revolution in Frankreich wie ein Gott aus der Pistole hervorgegangen und seitdem, — gestützt auf "**La Gloire**", eifrig bemüht war, seinen Thron dort zu befestigen.

Natürlich fehlte es auch diesem offiziellen Feinde Preußens nicht an dem redlichen Willen, diesem gelegentlich „Eins auszuwischen" und auch „E R" lauerte längst auf die Gelegenheit, vielleicht durch die Ergatterung der preußischen Rheinprovinz und der Pfalz seinem Throne nach Innen, beim französischen Volke, dem "**La Gloire**" so nothwendig, wie das „liebe Brod" ist, eine Stütze zu geben.

So behandelte man denn jetzt auch 1856, beim Pariser Frieden, wo man über die Errungenschaften des „Krimkrieges" in Berathung saß, eben diesen, seiner Zeit gegen Oesterreich so unterthänigen Minister Manteuffel fast wie einen Ordonnanzunteroffizier. Er mußte im Vorzimmer zu der Berathung warten und warten und wurde schließlich erst zugelassen, als er sich unwillig erhoben und gegen eine solche Behandlung Verwahrung eingelegt hatte. Dann erst wurde durch einen diplomatischen Kniff die Anwesenheit auch des preußischen Ministers zugestanden.

Während des Manteuffel'schen Regiments trat der Prinz von Preußen ganz in den Hintergrund, da er mit demselben durchaus nicht übereinstimmte und auch offen und ehrlich erklärt hatte, daß er für die Aufrechterhaltung der einmal bewilligten Verfassung unbedingt stets eintreten werde.

Er fühlte die Niederlage, die Preußen in Olmütz erlitten hatte, tief, und daß ihn, in Folge derselben zu jener Zeit weit-

gehende Pläne für die Zukunft beschäftigten, darf wohl angenommen werden.

In militärischen Kreisen hatte er am Neujahrstage 1857, kurz vordem er sein 60. Lebensjahr vollendet hatte, sein fünfzigjähriges Jubiläum als Mitglied der preußischen Armee gefeiert. In seinem Familienleben waren unterdessen auch frohe Feste gefeiert worden. Voran ging die Verlobung seiner Tochter Louise mit dem Erbprinzen von Baden, der am 20. September 1856 die Vermählung folgte.

Dieser folgte wieder im Juli 1857 die Verlobung seines Sohnes Friedrich Wilhelm, des jetzigen Kaisers, mit der königlichen Prinzessin von England, Victoria, und deren Vermählung am 25. Januar 1858.

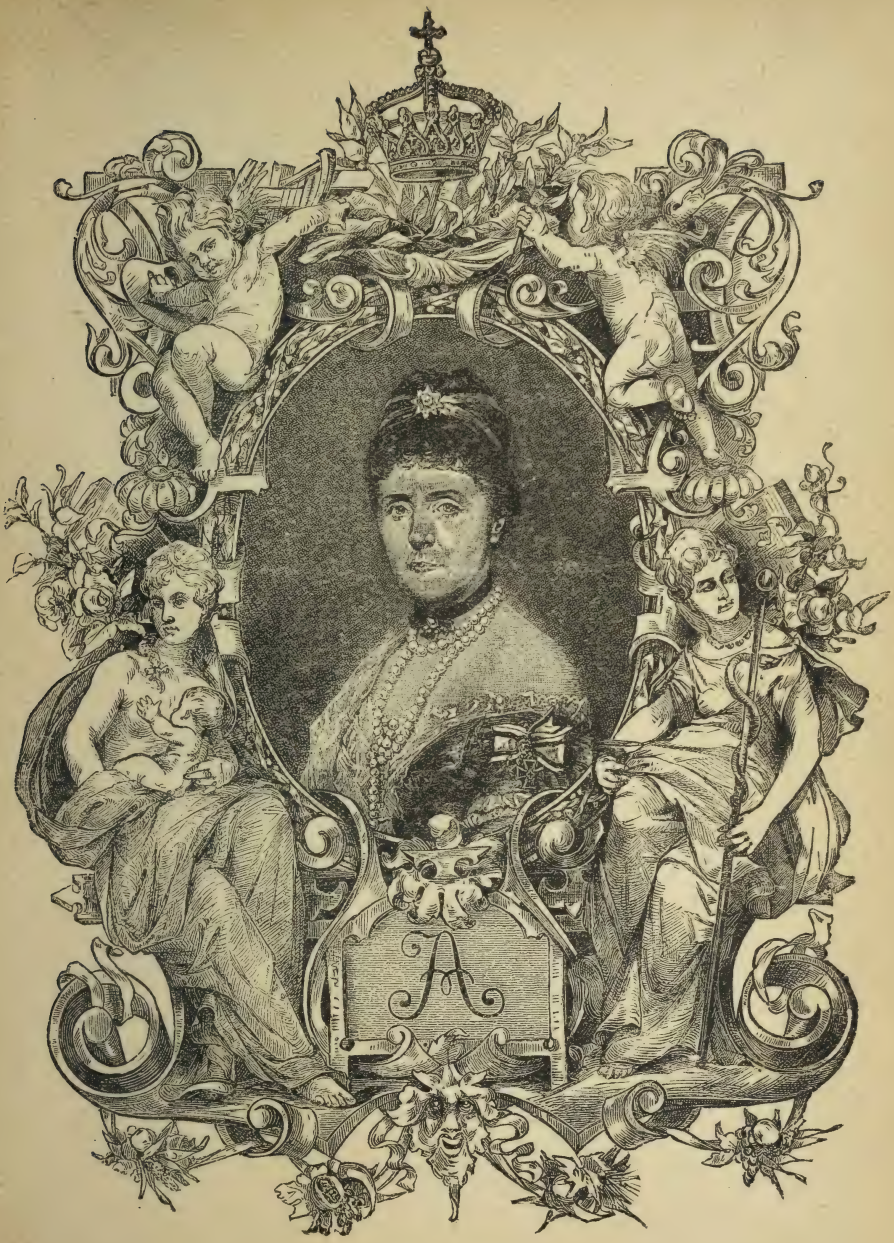
Vor dieser Vermählungsfeierlichkeit war er aber schon am 9. Juli 1857 Großvater geworden, indem seine Tochter ihrem Gemahl den künftigen Großherzog von Boden geboren hatte.

Beim Hochzeitsfeste in London, zwischen dem jetzigen Kaiser Friedrich und der Prinzessin Victoria, fehlte jedoch Friedrich Wilhelm IV., da dieser im September 1857 von einem Gehirnschlage betroffen worden war, von dem er sich nicht mehr erholen sollte.

Trotz der besten ärztlichen Hülfe, die man dem kranken König angedeihen ließ, war doch auf eine gänzliche Herstellung seiner Gesundheit zur Uebernahme der Regierung nicht mehr zu rechnen. Friedrich Wilhelm IV. sah sich daher am 7. October 1858 gezwungen, dem Prinzen Wilhelm, seinem legitimen Nachfolger auf dem Throne, vorläufig die Regentschaft zu übertragen.

Am 25. October 1858 erhielt die Regentschaft des Prinzen Wilhelm von Preußen von beiden Häusern die Bestätigung, und am 26. October leistete der Prinz im weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin den Eid der Treue auf die Landesverfassung.

Nicht nur in Preußen, — in ganz Deutschland begrüßte man mit dem größten Jubel die „neue Aera," als der Prinz-



Kaiſerin Auguſta.
Empress Augusta.

regent gleich mit dem Antritt seiner Regentschaft das alte, reaktionäre Ministerium Manteuffel entließ und die Namen des neuen, zeitgemäßen, liberalen, unter dem Präsidium seines Vetters, Friedrich Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen dem Volke verkündigte.

Auch wurde seine erste Ansprache (Thronrede) an die beiden Kammern mit allgemeiner Zufriedenheit, oft mit Begeisterung aufgenommen; besonders aber die Worte darin: „Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist."

Ein deutscher Schriftsteller schrieb jüngst, als er über den Antritt der Regentschaft des einstigen Prinzen von Preußen und spätern deutschen Kaisers berichtete, wörtlich Folgendes: „Er ist ein Hohenzoller aus dem Holze des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, aber einer, in dessen Adern das Blut des 19. Jahrhunderts rollt. Er zieht sein Volk zur Mitwirkung heran, aber er behält das Steuerruder des Schiffes in seiner Hand, überzeugt, daß er für das Geschick des Fahrzeugs Gott verantwortlich ist. Es ist derselbe Mann, wie die Welt ihn später kennen lernte, der auf dem Throne Barbarossa's saß, gewissenhaft, klar und fest nach allen Seiten. Es ist eine königliche Natur; hier hat nicht der Zufall gewaltet, indem dieser Mann das Scepter ergriff; es hat ihm dasselbe gebührt; er war dazu berufen."

Es war auch hohe Zeit, daß ein energischer Mann die Zügel der Regierung in Preußen ergriff, denn schon zogen wieder schwarze drohende Gewitterwolken von allen Seiten gegen Deutschland heran.

Zuerst nahten sich dem Prinzregenten die Versucher in der Gestalt vom Grafen Cavour, dem Miniatur-Bismarck Italiens, und suchte ihn mit Hinweis auf die Vorgänge in Olmütz gegen Oesterreich aufzuhetzen. Dann wieder nahte ihm Napoleon III., der ihm in einer **Camera obscura** mit eigenthümlicher Beleuchtung — Holstein, Hannover und Kurhessen zeigte, als wären sie nicht in der **Camera obscura** sondern in seiner Tasche; dabei bat

der Fuchs, ihn nur in Ober-Italien „machen zu lassen", es sollte, mit nochmaligem Hinweis auf die drei Staaten, durchaus nicht sein Schaden sein.

Besonders fand Cavour den Prinzregenten „charmant" und schon hoffte er ihn vollständig für sich eingenommen zu haben, als dieser plötzlich den unerwarteten Ausspruch that: „Preußen dürfe sich nicht zu frühzeitig durch Verträge die Hände binden lassen."

Der Prinzregent Wilhelm war allerdings willens, die Scharte von Olmütz auszuwetzen, aber nur dann, wenn es ihm paßte und nicht anderen Leuten.

Auch Oesterreich nahte sich jetzt noch einmal, jedoch nicht bittend, sondern fordernd, obgleich es ihm in seinem „italienischen Stiefel" gar nicht sehr wohl war. Es dachte jedoch wahrscheinlich: es könne sich Preußen gegenüber das schon noch erlauben. Ja, als bald darauf in dem Kriege zwischen dem Könige von Sardinien und Frankreich gegen Oesterreich, das letztere sehr in's Gedränge kam, gab Franz Joseph lieber in Italien nach, und schloß mit Napoleon zu Villafranca Waffenstillstand und später den Frieden von Zürich, als daß er sich Preußen auch nur um einen Schritt genähert hätte.

Die Einigkeit Italiens war allerdings bald darauf mit dadurch eine vollendete Thatsache geworden, allein immer doch nur mit Ausschluß von Savoyen und Nizza, die sich Louis Napoleon für seine Mithülfe bei dem Vereinigungswerk als Trinkgeld hatte abgeben lassen.

Dieses schien jedoch für den Prinzregenten ein warnendes Beispiel abzugeben, der sich jetzt wohl hütete, für die größere Vereinigung in Deutschland, auf Kosten einer deutschen Provinz oder eines deutschen Landes mit Louis Napoleon sich näher einzulassen.

Vor Allem fand er auch erst eine durchgreifende Verbesserung des preußischen Heerwesens für äußerst nothwendig, denn der Heeresstand hatte sich seit 1815 um nur 20,000 Mann vermehrt, während die Einwohnerzahl des Königreichs sich verdoppelt hatte.

Dabei hatte man bei einer Probemobilmachung im Jahre 1859 plötzlich die unangenehme Entdeckung gemacht, daß in einer Compagnie von 250 Mann — 242 Familienväter sich befanden.

In Folge dessen hatte der Prinzregent ein System ausgearbeitet, durch das dieser und noch viele andere Mißstände vollständig gehoben wurden, das allerdings aber auch bedeutend höhere Auslagen für's Heer in Aussicht stellte.

Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses sah auch ein, daß etwas für die Vermehrung des Heeres geschehen müsse, war aber auch zugleich der Meinung, daß sich das erwünschte Ziel auf billigere Weise erreichen lasse, und wollte deßhalb nur eine vorläufige Mehrausgabe von neun Millionen Thaler erlauben.

Der Prinzregent wollte sich jedoch nicht auf nur vorläufige Bewilligungen einlassen und bestand darauf, daß die höchstnothwendige Heeresverhöhung für die Zukunft Gesetz sein sollte; betonte zugleich die Ehrlichkeit seiner Bestrebungen und sagte: „Es ist nicht meine Absicht, mit dem Vermächtniß einer großen Zeit zu brechen."

In diesem mißlichen Streite zwischen Kammern, Volk und dem Prinzregenten erfolgte am 1. Januar 1861 der Tod des Königs Friedrich Wilhelms IV. und der Prinzregent nahm in Folge dessen am 2. Januar 1861 den Namen König Wilhelm I. an. —

König Wilhelm bestieg den Thron in seinem 64. Jahre, also an der Schwelle des Greisenalters; allein mit seiner Thronbesteigung stieg auch zugleich die glänzende Sonne seines Ruhmes am Himmel der Zukunft Deutschlands empor.

Gleich aus seinem ersten Erlaß: „An mein Volk," den er am 7. Januar bei Gelegenheit der Eröffnung des Landtags der Oeffentlichkeit übergab, sprach ein Geist, der die Herzen des Volkes erfrischte und mit Vertrauen erfüllte; allein das Abgeordnetenhaus bewilligte auch diesmal die für die Heeres-Organisation erforderliche Summe nur als außerordentliche Ausgabe. Die „deutsche Fortschrittspartei" in den Kammern blieb fest bei der vorher angegebenen Ansicht, daß eine

zweijährige Dienstzeit zur kriegerischen Ausbildung der Jugend des Volkes genügend sei, stehen.

Die Spannung zwischen dem Volke und dem neuen Könige von Preußen gipfelte fast damals schon in dem am 14. Juli in Baden-Baden durch Oscar Becker erfolgten Attentat auf Wilhelm, da Becker später bekannte, daß er geglaubt habe, der König sei seiner Aufgabe, die Mission Preußens zu erfüllen, nicht gewachsen, und deßwegen habe er ihn aus dem Wege schaffen wollen.

Die Wahlen vom 6. December 1861 gaben der Fortschrittspartei abermals die Mehrheit im Abgeordnetenhause, so daß von einer glücklichen Lösung der Heeres-Organisationsfrage wieder nicht die Rede sein konnte. Ebensowenig gab aber auch der König, der von der Nothwendigkeit seiner Vorschläge fest überzeugt war, nach, und somit wurde der Landtag am 11. März 1862 aufgelöst. Es wurden Neuwahlen ausgeschrieben und ein anderes Ministerium ernannt, das den Auftrag bekam, die Wähler über die Wichtigkeit der schwebenden Frage aufzuklären.

Allein dieses Ministerium ging wieder zu weit und instruirte das Beamtenthum, zur Erlangung einer konservativen Wahl überall tüchtig in's Zeug zu gehen, was aber nur die Mehrheit der Fortschrittspartei erhöhte.

Der König war sogar jetzt zu Zugeständnissen bereit und ging in der auswärtigen Politik überall Hand in Hand mit den Ansichten der Fortschrittspartei. So erkannte er den König von Italien an; es wurde der mit Frankreich abgeschlossene Handelsvertrag der Kammer vorgelegt und der Kurfürst von Hessen mußte sich vor dem Adler Preußens beugen; aber Alles half nichts. Am 23. September faßte das Abgeordnetenhaus nach siebentägiger Debatte den Beschluß, die Mehrkosten für die Reorganisation des Heeres zu streichen.

Darauf folgte eine Antwort vom Könige, deren Folgen bald die Welt erschüttern sollte; — *er rief Otto von Bismarck-Schönhausen, der ganz mit Wilhelm übereinstimmte, als Vorsitzenden in's Ministerium.*

Reichskanzler Fürſt Otto von Bismarck.
Prince Otto von Bismarck, Chancelor of the realm.

Otto von Bismarck-Schönhausen wurde am 1. April 1815 als der Sproß eines angesehenen Rittergeschlechts geboren. Er verlebte seine erste Jugend auf einem der väterlichen Güter in Pommern; kam 1821 nach Berlin und dort als Schüler in das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, das er 1832 absolvirte, um dann die Universität in Göttingen zu besuchen, wo er das deutsche Studentenleben in seinem ganzen romantischen Treiben bis auf die Neige kostete. Nachdem er in Berlin sein Juristenexamen bestanden, trat er in's Berliner Stadtgericht ein, ging dann in's Verwaltungsfach über, wurde darin zuerst Beamter in Aachen, später in Potsdam, wo er auch zugleich bei den Gardejägern diente. Von Potsdam zog er nach Greifswalde, um landwirthschaftliche Collegien zu hören, da er vorhatte in Zukunft die Verwaltung der väterlichen Güter zu übernehmen.

Mit einem älteren Bruder bewirthschaftete der junge Mann dann die pommerischen Familiengüter und überließ sich dabei einem recht genußreichen, frohen und im Ganzen sehr harmlosen Leben. Erst nach dem Tode seines Vaters (1845) nahm er seinen Sitz in Schönhausen, wo er seine öffentliche Laufbahn damit begann, daß er zum Deichhauptmann und später als Abgeordneter zum sächsischen Provinziallandtage gewählt wurde, in welchem er sich als schroffer Gegner des Liberalismus zeigte.

In allen seinen Handlungen und Reden als Abgeordneter legte er stets Entschlossenheit, Muth und Schlagfertigkeit an den Tag und war bald ein Rufer im Streit gegen den Liberalismus. Er half unter Anderem auch das Organ des Junkerthums, die Kreuzzeitung, in Berlin gründen und galt damals als das Urbild des stolzen, selbstbewußten Preußenthums.

Im Kampfe gegen die Demokratie vertheidigte er sogar die Politik Manteuffel's in Olmütz, bis er plötzlich fand, daß er sich in jenem sehr verrannt und dabei für den Feind im Auslande, für Oesterreich, für das er prinzipiell geschwärmt hatte, gegen sein eigenes, engeres Vaterland in die Schranken getreten war. Von dieser Anschauung, in welcher er aufgewachsen, ward er jedoch sehr bald gründlich geheilt. Im Mai 1851 wurde

er als erster Secretär der preußischen Bundesgesandtschaft nach Frankfurt geschickt, im November desselben Jahres aber zum Bundestagsgesandten seines Landes ernannt, womit ihm die schönste Gelegenheit gegeben ward, die Feinde Preußens kennen zu lernen. Im April 1859 betraute man ihn, jedoch gegen seinen Willen, mit der Gesandtschaft in St. Petersburg. Im Sommer 1861 hatte Bismarck eine lange Unterredung mit seinem Könige, nach welcher er demselben eine Denkschrift über die Aufgaben der preußischen Politik zuschickte. In der Ernennung Bismarck's zum Ministerpräsidenten witterten die Liberalen sofort einen „Staatsstreich."

Niemals aber ist ein Mann unter schwierigeren Verhältnissen zum Lenker eines Ministeriums ernannt und zugleich mit größerer Unbefangenheit seiner ungemein schwierigen Aufgabe entgegengetreten, wie Bismarck.

Sein erstes Auftreten als Minister hat Emil Dietzsch in seinem „Bismarck-Lied", das dieser vor einigen Jahren bei Gelegenheit des 70. Geburtstags Bismarck's gedichtet, so besungen:

„Und bei dem alten Traumgedanken
Des deutschen Volks nach Einigkeit,
Da sprengte plötzlich in die Schranken
Ein Ritter hehr zur rechten Zeit.
An Körper und an Geist ein Riese,
Das Schwert enblößt, doch hoch's Visir,
An seiner Lanze die Devise:
Die Einheit, — Volk, erkämpf' ich dir!"

Bald hallte das ganze Deutschland wieder von den vielen geflügelten Worten, die Bismarck vom Ministerstuhle herab, im leichtesten Conversationston gesprochen. Solche wie: „Man kann nicht alle Fragen durch Majoritätsbeschlüsse lösen, oft nur durch Blut und Eisen," machten hunderte von Diplomaten starr vor Erstaunen und Entsetzen.

Minister, Volksvertreter und das deutsche Volk standen lange verwirrt da, über den ihnen allen völlig räthselhaften Mann, der selbst wie Blut und Eisen aussah, und mit dem sich gewiß nicht

spassen ließ, obgleich er über die ernstesten und wichtigsten Angelegenheiten oft in einem burschikosen Tone sprach.

So erklärte er dann auch ganz einfach dem Abgeordneten-Hause, daß, wenn eine Einigung über das Militärbudget nicht zustande kommen könne, die Regierung eben gezwungen sei, ohne Budget zu regieren.

Das Mißtrauen, das Bismarck entgegen kam, verschärfte den Conflict und im October wurde die Landtagssitzung abermals ohne eine Verständigung geschlossen, so daß die Regierung gezwungen war, von obiger Drohung Bismarck's Gebrauch zu machen.

Auch die Sitzung von 1863 ging ohne Verständigung vorüber, aber im Volke dauerte die Agitation zur Lösung der deutschen Frage fort, die auch von den Fürsten und hohen Räthen da und dort schüchtern in Anregung gebracht wurde. So z. B. von dem hin und her „wechselnden" Fuchs, dem sächsischen Minister von Beust, hinter dem ohne Zweifel Oesterreich stack.

Bismarck erkannte aber jetzt, daß die deutsche Frage das nächste mal ohne das Haus Habsburg gelöst werden müsse, da es Preußen in seiner Entwicklung stets im Wege gestanden. Und dabei blieb er stehen, bis er zum Ausspruch eines großen Wortes mit Gelassenheit die ihm passende Gelegenheit finden würde

Als deshalb der Kaiser Franz Joseph im Jahre 1863 sämmtliche deutschen Fürsten zu einem Fürstentag in Frankfurt einlud, folgte Preußen seiner Einladung nicht.

Bismarck unterwarf die dort angenommene Bundesverfassung einer scharfen Kritik und suchte zugleich aus dem Verfassungs-Conflikt in Preußen dadurch endlich herauszukommen, daß er König Wilhelm veranlaßte, abermals den Landtag zu schließen und eine neue Wahl anzuberaumen. Doch auch jetzt blieb's beim Alten. Es wurde wieder nichts bewilligt. — Durch den am 15. November 1863 erfolgten Tod des Königs von Dänemark, Friedrich's VII., trat jedoch jetzt plötzlich wieder die schleswig-holsteinische Frage in den

Vordergrund, bei welcher die große deutsche Frage sich schneller entwickelte und deren Lösung dann auf den Schlachtfeldern erfolgte.

Die verwickelten Erbschaftsansprüche verschiedener fürstlichen Linien auf die Herzogthümer waren seiner Zeit durch das sogenannte Londoner Protokoll, wie man annahm, für immer in's Reine gebracht worden. Trotzdem ordnete jetzt jedoch Christian IX. von Dänemark die Einverleibung Schleswigs an Dänemark an, während das Volk der beiden Herzogthümer lauter wie je die Losreißung von dem Königreiche forderte.

Dabei kam es aber wieder ganz auf Preußen und Oesterreich an, deren Wünsche, wie immer, auch in dieser Frage weit auseinandergingen.

Zuletzt verständigten sich die beiden wenigstens dahin, daß die Bestimmungen des Londoner Protokolls aufrecht erhalten werden müßten.

Sofort rückten nun 12,000 Mann Sachsen und Hannoveraner als Bundestruppen in Holstein ein. Als das Volk aber glaubte, nun den Prinzen von Augustenburg als Herzog ausrufen zu dürfen, wurde es sehr schnell durch die beiden Großmächte, besonders Preußen, über seinen Irrthum aufgeklärt und der übrigen Welt auch mitgetheilt, daß fortan Preußen und Oesterreich allein die schleswig-holsteinische Frage unter sich lösen würden.

Bismarck hatte Oesterreich dahin zu drängen gewußt und richtete auch jetzt mit Zustimmung Oesterreichs ein Ultimatum an den dänischen König, das ihn energisch aufforderte, die Verfassung vom 18. November für Schleswig binnen 48 Stunden außer Kraft zu setzen.

Der dänische König verließ sich aber auf die Hülfe von England und Frankreich, sowie auch auf die Unmöglichkeit des dauernden Einvernehmens zwischen Preußen und Oesterreich, lehnte deren Verlangen trotzig ab und besetzte zugleich mit 30,000 Mann die für unüberwindlich geltenden sogenannten Dannewirks unter General Meza.

Generalfeldmarſchall Graf Hellmuth von Moltke.
General Field Marshall Count Hellmuth von Moltke.

Im Februar 1864 war von einem preußisch-österreichischen Heere unter Feldmarschall Wrangel Schleswig besetzt worden. Als jetzt aber die Dänen so feindlich vorgingen, nahmen am 18. April 1864 die Preußen unter Anführung ihres Prinzen Friedrich Karl, dem Neffen des Königs Wilhelm, in einem glänzenden Gefechte die Düppeler Schanzen, wobei die Dänen 120 Geschütze und 5000 Mann verloren.

Darauf hin kam es in den militärischen Operationen der Deutschen gegen die Dänen zu einem sechswöchentlichen Stillstand, während dessen verschiedene Vorschläge zur endlichen Beilegung der Feindseligkeiten gemacht wurden, aber alle scheiterten an dem Trotze des Dänenkönigs. Die Konferenzen wurden deshalb abgebrochen (26. Juni). Am 29. Juni schon überschritten die Preußen unter Friedrich Karl die Meerenge zwischen Düppel und der Insel Alsen und jagten die Dänen mit Verlust von 4000 Mann und 100 Kanonen nach der Insel Fünen hinüber. Bald darauf wurde auch Jütland von den Preußen und Oesterreichern besetzt.

Da fand es am 12. Juli Christian IX. für gut um Frieden zu bitten, der ihm auch gewährt und am 1. August in Wien endgültig mit ihm abgeschlossen wurde. Die Herzogthümer fielen durch ihn bedingungslos an Preußen und Oesterreich. Am 22. April, nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen, war König Wilhelm zu seiner siegreichen Armee nach Schleswig-Holstein abgereist, um ihr für ihre Tapferkeit auf dem Schlachtfelde selbst zu danken. Er wurde überall, wo er hinkam, mit großer Freude empfangen und sprach in seinen Ansprachen an das Volk die Hoffnung aus, daß ihre Anhänglichkeit an Deutschland bald nach ihrem Wunsche belohnt werden möchte.

Deutschland aber kam durch den Abschluß dieses Friedens in den Besitz eines fruchtbaren Landes, vortrefflicher Seehäfen und einer tüchtigen, fast rein deutschen Bevölkerung.

Ueber das Geschick der beiden Herzogthümer für die Zukunft war man jetzt vollständig im Unklaren, doch war die Mehrheit des Volkes geneigt in dem Erbprinzen Friedrich von Augustenburg den rechtmäßigen Erben derselben zu erblicken.

König Wilhelm und sein treuer Rathgeber Bismarck wären auch wohl geneigt gewesen denselben anzuerkennen, wenn er sich nur dazu verstanden haben würde: die Ufer des Alsensundes mit Sonderburg und Düppel; die Feste Friedrichsort am Ausgange des Kieler Hafens und einige Punkte an dem letztern, sowie auch die Mündungen des zu bauenden Nord-Ostsee-Kanals an Preußen abzutreten. Auch sollte in Rendsburg eine preußische Besatzung bleiben, Schleswig-Holstein in den Postverein treten, die Posten und Telegraphen unter Preußens Controlle kommen und das Militär dem Könige von Preußen den Fahneneid leisten.

Bismarck selbst setzte es dem Prinzen in einer langen Unterredung auseinander, daß er es nicht billiger thun könnte, denn Preußen hätte just ein solches Stück Seegegend selbst sehr nöthig ꝛc. Allein der Prinz konnte Bismarck's sonstige glänzende Anerbieten nicht recht einsehen und schlug es ab. —

Mit großem Bedauern ersah Bismarck die Halsstarrigkeit des verblendeten Prinzen und sorgte in seinem Kummer nun vorerst einmal dafür, daß die in den Herzogthümern noch stehenden Executions-Bundestruppen, die Sachsen und Hannoveraner, abziehen mußten. (1. December 1864.) Dann regierten Preußen und Oesterreich da alleine.

Bald darauf wäre auch Oesterreich Willens gewesen abzuziehen und die Länder den Preußen allein zu überlassen, wenn der König Wilhelm sich nur dazu hätte verstehen wollen, das Haus Habsburg für seinen Abzug in Holstein, in Schlesien zu entschädigen, doch weigerte sich der König dessen ganz entschieden.

Andere Vorschläge, die man sich gegenseitig machte, wurden auch hüben und drüben verworfen. Kurzum, die beiden Bundesgenossen wurden immer ungemüthlicher gegeneinander, bis es im Sommer 1865 fast zu einer Kriegserklärung gekommen wäre. Da aber dem Kaiser Franz Joseph, in Anbetracht seiner zerrütteten Reichsfinanzen, — der unheimlichen Stimmung gegen ihn in Ungarn und sonstiger Gründe, — ein Krieg gegen Preußen im Augenblick nicht paßte, mußte er sich auch einmal vor Preußen beugen, was Bismarck in der Weise gar nicht lieb war, und es

kam jetzt schließlich noch einmal, am 14. August 1865, zu einem friedlichen Ausgleich, dem sogenannten Gasteiner Vertrag.

Durch diesen kam die Verwaltung Schleswigs an Preußen; die Holsteins an Oesterreich; der Hafen von Kiel wurde unter preußischem Commando zum Bundeshafen erklärt. Lauenburg aber wurde gegen eine Entschädigung von 2½ Millionen Thaler für immer an Preußen abgetreten.

Für seine diplomatischen Verdienste in der schleswig-holsteinischen Frage erhob der König Wilhelm seinen treuen, meisterhaften Rathgeber und Minister Bismarck in den Grafenstand.

Unterdessen hatte sich in Preußen selbst das Verhältniß zwischen Thron, Kammern und Volk eher noch verschlimmert, wie gebessert. Es wurde nämlich immer noch lustig ohne Budget fortregiert.

Die Liberalen in ganz Preußen und im übrigen Deutschland schrieen und schrieben in ihrer entsetzlichen Verblendung gegen das ihnen verhaßte Ministerium Bismarck und wünschten nichts sehnlicher, wie dessen Sturz. Sie erwarteten Heil, in groß deutschem Sinne, vom Hause Habsburg, ohne sich der Thatsache zu erinnern, daß nur Oesterreich es ganz allein war, das sich der nationalen Wiedergeburt Italiens bis auf's Aeußerste entgegenstemmte und auch in der schleswig-holsteinischen Frage stramm für eine Fürstenvermehrung in Deutschland durch die Erhebung des Augustenburgers auf den Thron der Herzogthümer, auftrat.

Besonders machte sich in Süddeutschland der unheilvolle und ungerechtfertigte Preußenhaß leider wieder einmal recht breit, und man rief sich dort durch die Zeitungen ermunternd zu, daß man den Preußen einmal den Großmachtskitzel gehörig austreiben müsse. Niemand erinnerte sich daran, daß für Deutschland das Heil fast immer aus dem Norden gekommen war. Die bittere Stimmung des Volkes, besonders gegen Bismarck hatte sich nach und nach so gesteigert, daß am 7. Mai 1866, — um das Vater-

land „von dem Tyrannen zu befreien," — ein junger Mann, Namens Blind, ein Attentat auf Bismarck machte, indem er vier Revolverkugeln auf ihn abschoß, ihn aber glücklicher Weise nur leicht verwundete. —

Im Winter 1865—1866 wurden die Umtriebe Oesterreichs in Holstein, unter dem Feldmarschall Gablenz, zu Gunsten des Augustenburgers immer offener betrieben. Und als Bismarck nun dagegen Einwendungen erhob, stieß Oesterreich den Gasteiner Vertrag einfach dadurch um, daß es Preußen anzeigte, die schleswig-holsteinische Frage durch den Bundestag in Ordnung bringen zu lassen. Zugleich rüstete es. Im April 1866 hatte Bismarck schon auf Einberufung eines deutschen Parlaments durch allgemeine Volkswahl im Bundestag angetragen, war jedoch damit durchgefallen, bei welcher Gelegenheit er aber ersehen konnte, daß außer Baden, Mecklenburg-Schwerin und ein paar anderen Kleinstaaten, alle übrigen auf Seiten Oesterreichs standen.

Aus diesem Grunde fanden es der König Wilhelm und Bismarck für gerathen, sich nach einem andern Bundesgenossen umzusehen, den sie auch in dem Könige von Italien fanden. Beide beschlossen, sollte es zum Krieg kommen, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis Preußen Schleswig-Holstein, und Italien Venetien einverleibt sei.

Am Donnerstag, den 14. Juni 1866, wurde, trotz Preußens Einsprache, im Bundestage über den Oesterreichischen Antrag betreffs der Herzogthümer abgestimmt. Oesterreichs Antrag siegte mit neun gegen sechs Stimmen.

Die Würfel waren gefallen! — Die ehemaligen deutschen Rheinbundfürsten, schmachvollen Angedenkens, mit ihrem größtentheils katholischen Anhängsel hatten entschieden, daß das gegen Deutschland von je her falsch handelnde Oesterreich, dessen Misch-Reich nur zum kleinsten Theil aus deutschen Provinzen zusammengesetzt war, in Zukunft über die Geschicke Deutschlands bestimmen sollte.

Aber glücklicher Weise kam es anders! — Nach der Abstim-

mung verließ der Vertreter Preußens die Sitzung mit der Bemerkung, daß Preußen sich jetzt allein helfen würde.

Ungeheuere Befriedigung ergriff nun die Diener Oesterreichs und abermals wie damals beim „alten Fritz," als die „drei Weiber" den Krieg gegen diesen begannen, ging man schon an die Vertheilung Preußens. Jeder der Herrn bekam ein größeres oder kleineres Stück Preußen auf's Butterbrod; ja sogar Frankreich war nicht vergessen.

Bismarck, als er dieses hörte, sagte einfach ganz ruhig: „Die Herren unterschätzen uns; die Welt wird mit Staunen sehen, welcher Kraftentwickelung dieses verspottete Preußen fähig ist." — Und so kam es auch. Ein Feldzug von nur wenigen Wochen sollte hinreichen, um die Fahnen Preußens dicht vor die Thore Wiens zu führen. —

Wie herrlich und reichlich sollten jetzt, im Laufe der nächsten drei Monate, die jahrelangen und unermüdlichen Bemühungen des „alten Wilhelm" um die Hebung und die Tüchtigkeit des preußischen Heeres, zum Wohle des gesammten Vaterlandes ihre Früchte tragen und sich zugleich seine Standhaftigkeit im jüngsten Kampfe gegen die Kammern rechtfertigen.

In diesem kritischen Augenblick stand die Nordarmee Oesterreichs unter dem Commando des Feldzeugmeisters Benedek 247,000 Mann stark in Mähren. Die mit Oesterreich verbundenen Staaten, zu denen jetzt auch Baden unter Drohungen beitreten mußte, stellten 143,000 Mann, nämlich: Baiern 50,000, Sachsen 24,000, Hannover 20,000, Würtemberg 16,300, Baden 10,900, Hessen-Darmstadt 9,400, Kurhessen 7,000, Nassau 5,400; sie kämpften unter der schwarz-roth-goldenen Fahne, damit das Volk ihre groß-deutschen Ideen unter Oesterreich besser sehen sollte. — Preußen dagegen hatte 326,000 Mann zum Angriff bereit und konnte im Falle der Noth noch 100,000 Mann Landwehr nachschieben.

Dabei war Preußen im Ganzen wegen seiner mißlichen geographischen Lage in einem Kriege mit Deutschland ganz entschieden im Nachtheil. Hannover und Kurhessen staken ihm ja wie

zwei Keile in seinem westlichen Theile im Fleische, während das feindliche Sachsen an seinen westlichen Theil angrenzte.

Hier galt es also schnell, klug und kühn handeln. Das aber besorgte alles auf's Beste der General Helmuth Karl Bernhard von Moltke. Helmuth von Moltke wurde am 26. October 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin geboren. Sein Vater war preußischer Hauptmann und übergab seinen Sohn Helmuth 1809 zuerst einem Pastor zur Erziehung. 1812 trat er in die Kadettenakademie in Kopenhagen ein. 1818 bestand er dort das Offiziers-Examen glänzend und trat dann als solcher in dänische Dienste. 1822 trat er aus dem dänischen Dienste aus und in preußische ein. 1823 bezog er die preußische Kriegsschule in Berlin. 1825 verließ er auch diese mit glänzenden Zeugnissen. 1827 wurde er Lehrer an der militärischen Divisionsschule in Frankfurt an der Oder. 1828 that er dann Dienste im topographischen Bureau. 1832 wurde er zum großen Generalstab commandirt und zum Hauptmann darin ernannt. 1836 trat er einen längeren Urlaub an, um auf Reisen Konstantinopel, Griechenland, die Türkei und Aegypten kennen zu lernen, während welcher er bald da, bald dort, in den damaligen Kriegen von den verschiedenen Herrschern als militärischer Berather in Anspruch genommen und von ihnen allen sehr ausgezeichnet wurde. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war und seine Erlebnisse in verschiedenen Werken veröffentlicht hatte, vermählte er sich 1842 mit Fräulein Marie von Burt. 1845 ging er in Begleitung des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rom, kehrte nach dessen Tod dort nach Berlin zurück und besuchte dann in Gesellschaft des damaligen Prinzen von Preußen (späteren Kaisers Wilhelm), Rußland und Frankreich. —

Am 29. October 1857 wurde er zum Chef des großen Generalstabes der Armee und zum Generallieutenant ernannt und bereitete als solcher den Feldzug nach Böhmen im Jahre 1866 vor, sowie auch den späteren nach Frankreich, die ihn beide zu einem der trefflichsten und genialsten Feldherrn in der Geschichte erheben. —

Ehe es doch zum Schlagen kam, versuchte es der König

Wilhelm (dem ein deutscher Bruderkrieg sehr zu Herzen ging und den nur die äußerste Noth der Selbsterhaltung dazu treiben konnte), — noch einmal die Könige von Sachsen und Hannover und den Kurfürsten von Hessen zur Neutralität im Kampfe zu gewinnen und gewährleistete ihnen dafür Souveränetät für die Zukunft. Allein alle drei fühlten wahrscheinlich schon die ihnen zugesagten Theile Preußens in ihrer Tasche und blieben feindlich. — Doch die Strafe dafür sollte ihnen auf dem Fuße folgen, denn schon hatte der große Moltke nach allen Seiten hin seine Befehle zum blitzschnellen Vorgehen ertheilt und wie im Handumdrehen hatten preußische Truppen schon am 17. Juni Hannover, am 18. Dresden und am 19. Kassel besetzt.

Nachdem sich die Feinde, darüber etwas verwundert, die Augen ausgerieben, schlugen sie sich so schnell wie möglich „seitwärts in die Büsche." — König Johann von Sachsen zog mit seinem Heere den späteren Niederlagen eilig entgegen, nach Böhmen; die Kurhessen marschirten nach dem Main, während ihr Kurfürst mit seinem allbekannten, oft an Blödsinn grenzenden Starrsinn, sich nicht von seiner Hauptstadt zu trennen vermochte. Er wurde daher von den Preußen dort abgefangen und unter Bedeckung zuerst nach Stettin und dann nach Königsberg geschickt.

Auch das hannöverische Heer suchte nach Süddeutschland zu entkommen, was ihm auch ganz leicht hätte gelingen können, da es einen großen Vorsprung hatte. Allein der König Georg zog unentschlossen zwischen dem Harz und dem Thüringer Walde hin und her, und suchte dabei mit dem König Wilhelm zu unterhandeln und zugleich auch Zeit für das Herannahen einer baierischen Hülfsarmee zu gewinnen.

König Wilhelm kam ihm bei diesen Unterhandlungen anfangs auf's Wohlwollendste entgegen. Als jedoch alle Bedingungen Wilhelm's von Georg stets verworfen wurden und die baierische Hülfe auch nicht eintraf, mußte der „blinde König" schließlich bei Langensalza dem preußischen General von Flies zum Kampfe stehen. Es standen 24,000 Mann Hannoveraner 8,000 Mann Preußen entgegen. Die Preußen wurden

zwar von dieser Uebermacht des Feindes zurückgeworfen, allein durch diesen Aufenthalt wurde einem heranziehenden preußischen Hülfscorps Gelegenheit gegeben, die Hannoveraner völlig einzuschließen. Armee, König und Kronprinz mußten sich bedingungslos ergeben. Dem „blinden Könige" und seinem Sohne erlaubte Wilhelm freien Abzug; die Armee wurde entlassen. Reiche Beute an Kriegsmaterial fiel bei diesen bewunderungswürdig schnellen Operationen in Hannover, Hessen und Sachsen in die Hände der Preußen.

Wie zerfahren, unbeholfen und planlos die ganzen Kriegsbewegungen der Süddeutschen gegen Preußen waren, ging schon daraus hervor, daß zur Abwendung der Niederlagen in Cassel und bei Langensalza von ihnen keine Hand gerührt worden war. Nach diesen verhängnißvollen Schlappen standen noch ungefähr 50,000 Mann Süddeutsche, in zwei Heereshaufen getheilt, den Preußen gegenüber, der eine unter dem Befehle des Prinzen Karl von Baiern an der fränkischen Saale; der andere unter dem des Prinzen Alexander von Hessen am Untermain. Da man jedoch im preußischen Generalstab die völlige Unfähigkeit der Führer sowohl, wie die ungemein mangelhafte Ausrüstung der Truppen kannte, begnügte sich General Moltke damit, ihnen eine kaum halb so zahlreiche Armee, die sogenannte „Mainarmee," unter dem Befehle des General Vogel von Falkenstein entgegenzustellen. Seine Hauptmacht warf König Wilhelm den Oesterreichern in Böhmen entgegen.

Die Augen der ganzen gesitteten Welt waren nun auf den beginnenden Kampf zwischen der schon als kriegstüchtig erprobten österreichischen Armee und der preußischen gerichtet. In Frankreich und leider auch in Süddeutschland hoffte man mit echt deutscher Schadenfreude auf die Niederlage Preußens; ja man erwartete in München und in Stuttgart, Dresden, Cassel und Hannover, und wo immer sonst noch Duodezfürstchen sich in Deutschland gelegentlich „räusperten," bald von einem gemüthlichen Spaziergange Benedek's nach Berlin zu hören. Benedek hatte anfangs vor, mit seinem kriegstüchtigen Heere

Ueberreichung des Ordens pour le mérite an den Kronprinzen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.
Decoration of the Crown Prince, with the order "pour le mérite", upon the battle field of Königgrätz.

gleich in Preußen einzufallen, um dort dem Volke den schon lange entbehrten Geschmack von Kriegszeiten wieder einmal schmecken zu lassen, allein, unglücklicher Weise für ihn sorgte General von Moltke dafür, daß der den Deutschen zugedachte Besuch nicht stattfinden konnte, denn als der österreichische Oberbefehlshaber noch mit seinen Truppen auf dem Marsche aus Mähren nach der Elbe begriffen war, hatten die Preußen schon Sachsen besetzt und waren an den Nordgrenzen von Böhmen und Oesterreichisch-Schlesien erschienen. Benedek verlor über die wirklich große Unhöflichkeit Moltke's ihm gegenüber: nicht zu warten, bis er in Preußen erschienen war, und ihm gar nicht wissen zu lassen, wo er ihn treffen könne, vollständig den Kopf. —

Moltke hatte Preußens Macht zur schnellen Abkühlung Oesterreichs in die — „erste", — „zweite" und — „Elb-Armee" eingetheilt. Die „erste", 100,000 Mann stark, bestand aus pommerschen, brandenburgischen und Magdeburg-Thüringischen Regimentern unter dem Obercommando des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Die „zweite", aus den Regimentern der Garde-Corps (Preußen), aus Posen und Schlesien. Sie war 116,000 Mann stark und unter dem Befehle des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Die Elb-Armee war ungefähr 40,000 Mann stark und stand unter dem Befehl des Generals Herwarth von Bittenfeld.

Die letztere marschirte nach dem rechten Ufer der Elbe hinauf und rückte am 22. Juni in Böhmen ein. Einige Meilen östlich von ihr, schritt am 23. Juni die „erste" Armee auf den Straßen, die aus der Lausitz nach Reichenburg führten, über die böhmische Grenze. Beide sollten die Iser erreichen und sich dort vereinigen. Ihnen gegenüber stand der am weitesten vorgerückte Theil des österreichischen Heeres, verstärkt durch 20,000 Sachsen; im Ganzen 60,000 Mann, die vom Grafen Clam-Gallas befehligt waren. Dieser versuchte vergebens die Iser zu vertheidigen.

Die Spitze der „Elbarmee" erzwang sich am 26. Juni bei Hühnerwasser, die der „ersten" Armee an demselben Tage, bei Podol freie Bahn; beide Armeen fielen dann, die eine

von Westen, die andere von Osten auf die Armee von Clam-Gallas und brachten ihm am 28. Juni bei Münchengrätz eine empfindliche Niederlage bei, so daß er seine Stellung aufgeben und sich nach Gitschin zurückziehen mußte. — Er hatte zwar die Vereinigung seiner beiden ersten Gegner nicht verhindern können, allein er stand jetzt immer noch zwischen ihnen und dem Kronprinzen, der von Schlesien her in diesem Theil Böhmens eindringen sollte.

Es war daher jetzt von der größten Wichtigkeit für die Oesterreicher, die Vereinigung des Kronprinzen mit den andern preußischen Armee'n zu verhindern; der Graf versuchte sein Bestes, allein der Prinz Friedrich Karl griff ihn jetzt bei Gitschin an und nöthigte ihn auch hier zum abermaligen Rückzug, am 29. Juni 1866.

Inzwischen hatte sich auch die Armee des Kronprinzen ihrer Aufgabe glücklich entledigt und war am 27. Juni in drei Abtheilungen durch die „drei Thore Böhmens", durch den Paß von Trautenau, den von Braunau-Eipel und den von Nachod in Böhmen eingedrungen und stand dann bei Königinhof bereit, sich mit den übrigen Armeen zu vereinigen. Durch Scheinmärsche und von ihm selbst ausgestreute falsche Gerüchte hatte der Kronprinz den Benedek lange zu täuschen gewußt. Der Feldmarschall glaubte dessen „erste" Armee in Mähren erwarten zu müssen und brach dann, als er seinen Irrthum einsah, fast zu spät mit seinen Truppen an die Oberelbe auf, um die Preußen vom Eindringen in Böhmen durch die Pässe zu verhindern.

Dort entspannen sich dann auch bittere Kämpfe während des Durchbruchs, in denen sich ganz besonders der General Karl Friedrich Steinmetz auszeichnete. Der alte 70jährige Haudegen war ein Veteran aus den Befreiungskriegen, die er seiner Zeit im York'schen Corps mitgemacht hatte. Hier in Böhmen hatte er sich bei Nachod, Skalitz und dem Dorfe Schweinschädel überall gegen eine Uebermacht von Oesterreichern siegreich durchgeschlagen und sein Ziel glänzend er-

reicht. Der preußische General von Bonin hatte sich jedoch bei Trautenau vom österreichischen General von Gablenz überfallen und zurückdrängen lassen. Diesen Schaden, der unter Umständen dem Centrum des Kronprinzen hätte sehr gefährlich werden können, wetzte jedoch der Prinz August von Würtemberg dadurch wieder aus, daß er am 28. Juni das Gablenz'sche Corps angriff, es besiegte und die Stellung wieder zurückgewann. Am 29. Juni erstürmten die Garden Königinhof, und Bonin marschirte mit seinen Truppen wieder vorwärts und schloß sich den übrigen Heeressäulen auch wieder an. Die ganze Streitmacht, die König Wilhelm für den entscheidenden Kampf in Oesterreich bestimmt hatte, befand sich also jetzt auf böhmischem Boden. Bei Gitschin, bei Horitz und Miletin und bei Arnau und Königinhof lagen die drei Armeen, vereint zu weiterem Vorgehen 250,000 Mann stark beisammen.

Noch war der König Wilhelm mit seinem Generalstabs-Chef Moltke, der den ganzen Feldzug so genial geplant, mit seinem Minister Bismarck, der ihn so kühn diplomatisch angestiftet und mit seinem Kriegsminister Roon, der ihn so trefflich im Innern vorbereitet hatte, in Berlin. Da trafen in den Vormittagsstunden des 29. Juni dort die ersten Siegesnachrichten von Hühnerwasser, Liebenau, Podol und Nachod und Mittags die von Langensalza ein.

Jetzt war auf einmal das ganze Volk, das noch immer theilweise geschmollt, ein ganz anderes geworden. Der Jubel ward groß, Berlin fing an sich zu schmücken. Man überreichte dem Könige noch an demselben Abend eine Beglückwünschungs-Adresse mit 20,000 Unterschriften. Von den Straßen herauf ertönte an dem historischen Eckfenster, an dem der König stand, tausendstimmig Luther herrliches Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott;" und als der greise Monarch von dort herab mit bewegter Stimme zum Volke die Worte gerufen: „Habt Dank, habt Dank, für euren Jubelruf, ich nehm ihn mit zu der Armee im Felde," da wollte der Jubel kein Ende nehmen und dann zog man fort in hellen Haufen — zu dem viel gehaßten Bismarck.

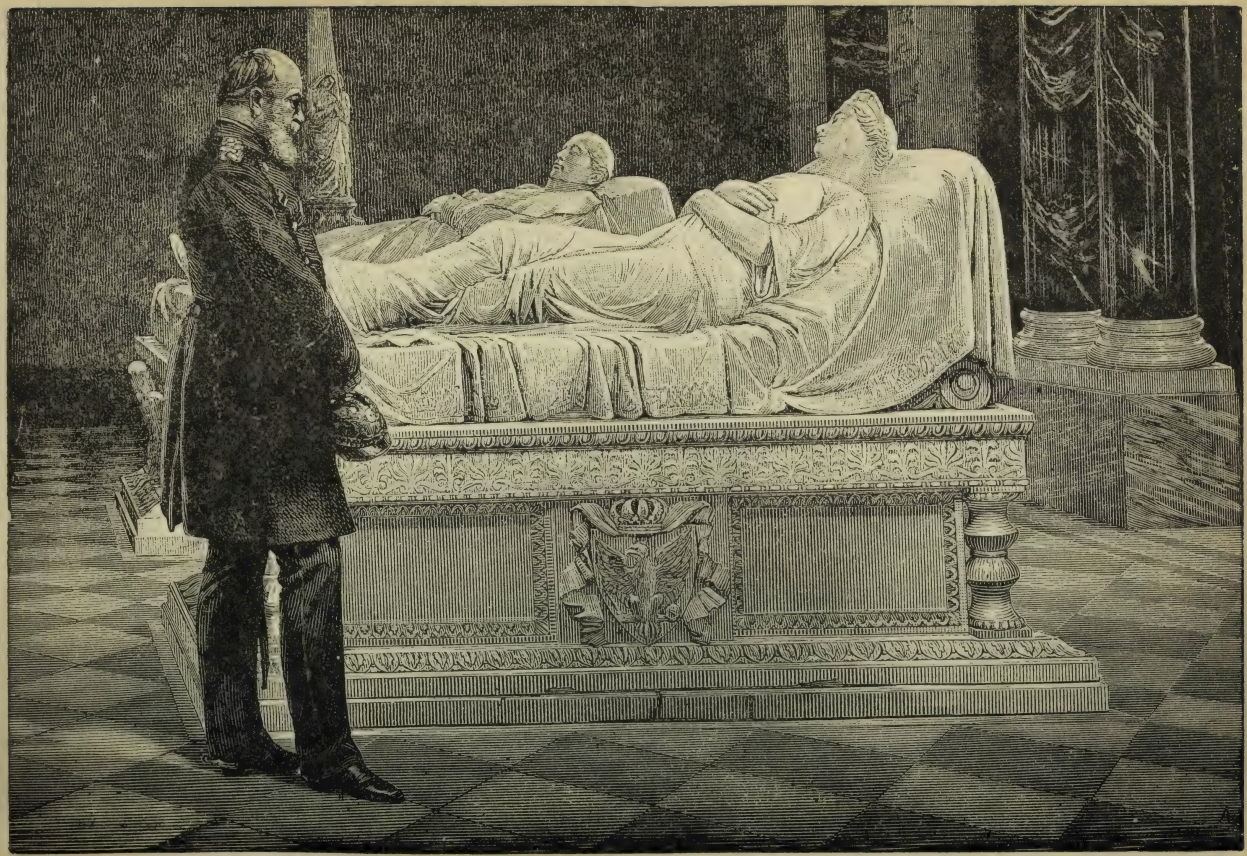
Der Blitz beleuchtete jeden Augenblick das jubelnd dahinziehende Volk und der Donner rollte weithinschallend über seine Häupter hin, da gelangte man endlich zu Bismarck's Wohnung, und den in der Ferne rollenden Donner übertönend, verlangten Tausende von Stimmen jetzt den kühnen preußischen Minister zu sehen, der es gewagt, unbekümmert um den Haß des Volkes, der Ehre Preußens und Deutschlands eine Gasse zu hauen. Endlich erschien er am Fenster, grell beleuchtet durch einige Windlichter hinter ihm; aber in dem Augenblick, in dem er das Fenster öffnet, fährt ein jäher Blitz hin, über die unten stehende Menge, auch ein furchtbarer Donnerschlag folgt dem Blitze, so daß vor Schrecken das jauchzende Volk plötzlich verstummt. — Bismarck aber hebt die rechte Hand, wie zum Schwur zum Himmel empor und ruft mit seiner gewaltigen Reckenstimme hin über die Häupter des Volkes: „Hört, selbst der Himmel donnert unseren Siegen Salut zu! Gott erhalte das Vaterland!“ —

Da kannte die Begeisterung kein Ende mehr da unten; wie gewaltiges Sturmesbrausen, brach sie sich los und fuhr hinein in die Herzen des deutschen Volkes, um dort tief den Namen Bismarck einzugraben für immer. —

Gegen Mitternacht an demselben Tage verließen König Wilhelm, Roon, Moltke und Bismarck die Stadt Berlin, um auf den Kriegsschauplatz zu eilen, wo der König jetzt selbst den Oberbefehl über das ganze Heer übernahm. — Benedek hatte in wenigen Tagen, in den verschiedenen Gefechten gegen 35,000 Mann verloren und von seinen sieben Armeecorps waren bereits fünf geschlagen; seine ganze Armee war entmuthigt. Er wagte deßhalb nicht dem Feinde eine Hauptschlacht anzubieten. Allein sein Kaiser schickte ihm den entschiedenen Befehl die Schlacht zu wagen. Er wählte daher zur Ausführung derselben ein Terrain, das zwischen der Festung Königgrätz, der Elbe und der Bistritz gelegen war und besetzte sofort die günstigsten Höhepunkte mit seinen Geschützen.

Der König Wilhelm hatte sein Hauptquartier in Gitschin aufgeschlagen, als am 2 Juli Nachts eine Depesche von

Am 30 November ist
Joseph Mirbach
gestorben 1899



König Wilhelm am Grabe seiner Eltern, am 19. Juli 1870 vor seiner Abreise zur Armee.
King William at the tomb of his parents on July 19th, 1870, previous to his departure to the Army.

dem Prinzen Friedrich Karl dort eintraf, in welcher dieser um Erlaubniß bat, den folgenden Tag Benedek angreifen zu dürfen. In derselben Nacht wurde denn auch noch der allgemeine Angriff beschlossen. Das Einzige, was im Kriegsrath zur Besorgniß Veranlassung gab, war das richtige Eintreffen der Armee des Kronprinzen auf dem Schlachtfelde am folgenden Tag, da dieselbe immerhin noch einige deutsche Meilen weit von den andern Corps entfernt stand.

Um 8 Uhr Morgens begannen die Preußen den allgemeinen Angriff. Der König Wilhelm, hoch zu Roß, mitten auf dem Schlachtfelde, umgeben von Moltke, Bismarck und Roon, wurde während des Tags öfters von Bismarck ermahnt sich aus dem Kugelregen zu entfernen. Auf dem rechten Flügel stand H. von Bittenfeld mit seiner Armee; im Centrum die „erste" Armee bei Sadowa. Bis Mittags zwei Uhr war trotz der fürchterlichsten Kämpfe gegen die Höhen, die die Oesterreicher besetzt hatten, noch kein Zoll breit Terrain gewonnen. Da endlich langte die Armee des Kronprinzen, wie einst die Blücher's auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, auch hier sehnsüchtig erwartet an, und jetzt brauste der Angriff der Garden wie ein Sturmwind daher. Verzweifelt und mit der größten Tapferkeit fochten die braven österreichischen Regimenter — aber vergebens.

Die Auflösung ihrer Regimenter begann plötzlich; in einem wirren Knäuel stürmte alles der Elbe zu. Die Schlacht war für die Preußen glänzend gewonnen. Erst spät am Abend trafen sich der König Wilhelm und der Kronprinz auf dem Schlachtfelde und sanken sich in die Arme. Preußen war gerächt. — Der greise König hatte den ganzen Tag im Sattel gesessen. Ein Soldat hatte ihm aus seinem Schnappsack ein Stückchen Brot gereicht. „Er wollte das Geschick seiner Armee theilen bis zum letzten Augenblicke." Ja einmal, im Laufe des Nachmittags hatte sich sogar Bismarck erlaubt dem Schlachtroß des Königs einen Schlag zu geben, um es aus dem schlimmsten Kugelregen herauszutreiben. Der König blickte ihn stumm,

doch etwas vorwurfsvoll an. — Erst als Bismarck dicht an ihn heranritt und sprach: „Majestät wollen gnädigst bedenken: das Volk wird seinen König von mir zurückfordern, und ich muß daher auf eiligste Entfernung von hier dringen," konnte sich der alte, brave Wilhelm entschließen, sich etwas weiter zurückzuziehen.

Die Schlacht bei Sadowa, oder wie König Wilhelm sie nannte: Die Schlacht von Königgrätz war bis dahin eine der größten aller Zeiten gewesen, damals standen sich darin 221,000 Mann und 226,000 Mann feindlich gegenüber. Die Preußen verloren 9000 Mann, Todte und Verwundete. Das österreichisch-sächsische Heer verlor 24,000 Todte und Verwundete; 20,000 Gefangene; 161 Kanonen; 5 Fahnen und eine ungeheuere Menge von Kriegsmaterial.

Im Ganzen hatte Oesterreich in 8 Tagen 40,000 Gefangene, 200 Kanonen und elf Fahnen verloren. Ihr Heer hatte sich vollständig aufgelöst und wurde von Benedek mit Mühe und Noth in die Festung Olmütz zur Reorganisation gebracht. —

Die unerwarteten, preußischen Siege in Böhmen hatten in Wien eine ungeheure Niedergeschlagenheit hervorgerufen, so daß der Kaiser Franz Joseph sich plötzlich veranlaßt fühlte, Venetien an Frankreich abzutreten. Er versuchte dadurch den Kaiser Napoleon entweder als Bundesgenossen gegen Preußen, oder doch wenigstens durch einen Waffenstillstand in Italien, freie Hand zu gewinnen, um seine bis dahin dort beschäftigte Armee den Preußen entgegenstellen zu können. Victor Emanuel blieb jedoch den Verabredungen mit Preußen treu und ging auf einen Waffenstillstand nicht ein. Auch hütete sich Napoleon jetzt recht wohl mit dem schlagfertigen Preußen energisch anzubinden.

Im Hauptquartier des alten Wilhelm stellten sich jetzt bald österreichische, bald französische Friedensunterhändler ein, doch blieb dieser fest entschlossen seine großen Erfolge gründlich auszunützen. Er lehnte deßhalb einen Waffenstillstand mit Oesterreich entschieden ab, solange Franz Joseph seine Bedingungen nicht eingehen werde. Die schlesische Armee wurde zur

Beobachtung Benedek's gegen Olmütz geschickt. König Wilhelm selbst ging über Brünn mit seiner Armee nach Nikolsburg, wo er am 17. Juni sein Hauptquartier aufschlug, während die Vorhut seines Heeres sich der Stadt Wien jetzt so weit nahte, daß man von dort aus schon die preußischen Wachtfeuer erspähen konnte.

Je näher die Preußen an Wien heranrückten, desto milder wurde man dort gestimmt, besonders als Franz Joseph sah, daß auf den stets „Trinkgeld" heischenden Napoleon III. kein Verlaß war. —

Auch forderte ja der alte Wilhelm keine Gebietsabtretung, sondern nur, was er schon längst verlangt: „daß Oesterreich aus Deutschland ausscheiden müsse."

Endlich kam es Ende Juli zwischen den beiden Mächten zu den Friedensunterhandlungen von Nikolsburg, die am 23. August 1866 durch den Prager Frieden bestätigt wurden.

Die Bedingungen, die Oesterreich da endgültig annahm, waren folgende: 1) Der deutsche Bund ist aufgelöst. 2) Deutschland gestaltet sich, ohne Betheiligung Oesterreichs, neu, und zwar so, daß die Staaten nördlich vom Main mit Preußen einen engern Bund eingehen. Die südlich dieses Flusses gelegenen Staaten sollen einen selbständigen Bund für sich bilden, dessen nationale Verbindung mit dem „Norddeutschen Bunde" späterer Vereinbarung beider Bündnisse vorbehalten bleiben soll. 3) Oesterreich tritt alle Rechte auf Schleswig-Holstein ab. 4) Bezahlt Oesterreich 20 Millionen Thaler Kriegsentschädigung an Preußen. 5) Alle Gebietsveränderungen, die Preußen in Norddeutschland vornehmen wird, erhalten die Genehmigung Oesterreichs. Nur Sachsen sollte diesmal noch unbehelligt gelassen werden. Dagegen fielen Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt am Main an Preußen. Auch mußten die preußischen Heere sich verpflichten, binnen drei Wochen das Gebiet Oesterreichs zu räumen.

Nun blieben dem König Wilhelm von Preußen nur

noch die Auseinandersetzungen mit den süddeutschen Mächten übrig und diese waren dann auch jetzt, nach dem Beispiele Oesterreichs, durchaus nicht abgeneigt, auf die Bedingungen Bismarck's einzugehen. Vogel von Falkenstein, der Befehlshaber der preußischen Main-Armee, hatte im Ganzen genommen den Krieg im Süden ziemlich flau betrieben und die Heeresabtheilungen der süddeutschen Fürsten zwar stets vor sich her getrieben, aber nicht, wie es öfters in seiner Macht gelegen hatte, durch einen entscheidenden Kampf völlig unschädlich gemacht. — Nicht etwa, weil es den süddeutschen Truppen an Tapferkeit, — bewahre! — sondern weil es ihnen an einer einzigen und fähigen Führung gefehlt. Auch hatten die verschiedenen Führer derselben kein sehr großes Vertrauen auf die Lust ihrer Truppen, sich mit ihren deutschen Brüdern in ein blutiges Gefecht einzulassen, da sehr viele von ihnen das Empörende des ganzen Krieges fühlten.

Am 20. Juli 1866 hatte Vogel von Falkenstein den Oberbefehl seiner Armee an den General von Manteuffel abzugeben; aber auch unter dessen Führung kam es, trotzdem er nach und nach alle wichtigen Plätze besetzte, glücklicher Weise zu keinem Haupttreffen zwischen Deutschen, indessen am 2. August zu einem Waffenstillstand, der allem Bruderzwist in Deutschland wieder einmal ein Ende machen sollte.

Bei den Friedensunterhandlungen mit den süddeutschen Staaten sollten die Vertreter derselben aber auch zu ihrer Beschämung erfahren, daß die Forderungen des siegreichen Königs ebenso gemäßigt waren, wie die Handlungen seines Ministers Bismarck patriotisch. Der Letztere zeigte nämlich dem baierischen Minister von der Pforten bei dieser Gelegenheit einige Dokumente, aus denen er „schwarz auf weiß" ersehen konnte, wie Napoleon III. für seine Nichteinmischung nach Königgrätz — die baierische Pfalz und Rheinhessen mit Mainz als „Trinkgeld" verlangt hatte, das Verlangen ihm jedoch prompt abgeschlagen worden war.

In der That hatte Napoleon am 6. August durch seinen

Graf Bismarck begleitet den Kaiser Napoleon nach Schloß Bellevue.

BISMARCK ESCORTS NAPOLEON III. TO BELLEVUE CASTLE.

zudringlichen Botschafter Benedetti das unverschämte Verlangen gestellt, sogar mit der Drohung und Aussicht auf Krieg im Weigerungsfalle. Als aber Bismarck jener „Napoleons-Wanze" zugerufen: „Nun, dann ist Krieg!" zog sie ihre Fühlhörner wieder ein und kroch zurück in ihre Ritze.

Am 13., 17. und 22. August kam es zwischen Preußen einerseits und Würtemberg, Baiern und Baden andererseits, nicht allein zu einem endgültigen Friedensabschluß, sondern auch zu einem Schutz- und Trutzbündniß zwischen Süden und Norden im deutschen Vaterlande, in dem, im Falle eines Krieges, sämmtliche Truppen unter dem Befehle des Königs von Preußen standen. Man beschloß aus guten Gründen, den Vertrag geheim zu halten.

Am 3. September zog auch Hessen-Darmstadt in den weit geöffneten Friedenstempel ein, wie zuletzt, am 21. October, auch Sachsen, dem nur eine kleine Kriegsentschädigung auferlegt wurde.

Und so war denn endlich ein großer, mächtiger Schritt vorwärts zur Einigung Deutschlands gethan, — durch die vorher so gehaßten Männer, den König Wilhelm von Preußen und seinen — Bismarck, die den Norddeutschen Bund gegründet und später erweitert haben.

Mit dem Abschied Oesterreichs aus dem deutschen Reiche schwand auch sofort der Alp, der Jahrhunderte lang die einsichtsvollsten Männer in demselben gedrückt und beängstigt hatte. Bedauert wurde nur, und besonders auch hier in Amerika, wo die braven deutschen Oesterreicher mit den andern Deutschen stets Schulter an Schulter für die Erhaltung deutscher Sitten gekämpft haben, daß die treuen, doch gut deutschen Provinzen Oesterreichs mit ihrem Hause Habsburg haben scheiden müssen. Wußte man doch überall, hier und drüben, daß die Herzen der biedern Alpensöhne und Wiener stets warm für's deutsche Vaterland geschlagen haben.

Desto dankbarer darf jedoch der Süden Deutschlands auf das lang verkannte Preußen blicken, das so große Opfer gebracht, um

den alten, deutschen Lieblingsgedanken nach Einigkeit bis zum Allermöglichsten zu erwirklichen.

Mit dem Lorbeerkanze des Siegers umwunden, kehrte der greise König Wilhelm zurück zu den Seinen nach Berlin, wo Er, Bismarck, Moltke und die tapfern Regimenter mit Jubel empfangen wurden. Doch nicht „siegesbewußt" und stolz eröffnete er am 5. August 1866 mit seiner Thronrede den neu einberufenen Landtag, denn er bat in bescheidenen Worten die jetzt versammelten Abgeordneten, die vor dem Kriege ohne Bewilligung zur Vervollkommnung des Heeres verausgabten Gelder, nachträglich jetzt noch zu bewilligen, da eine solche Maßregel zum Gedeihen des zukünftigen Einvernehmens, zwischen Regierung und Volk, nach seiner Meinung, unbedingt nöthig sei.

Die Bewilligung ging mit 230 Stimmen „Ja" gegen 75 „Nein" durch.

Dann ging man mit großem Ernste, aber doch so schonungsvoll wie möglich daran, die innige, feste Einverleibung der neuen Provinzen an Preußen zur vollendeten Thatsache zu machen. Der König wollte die mediatisirten Fürsten für den Verlust ihrer Throne durch hohe Geldsummen entschädigen. Diese jedoch gingen, mit Ausnahme des Herzogs von Nassau, nicht darauf ein und so blieb das Geld in den Kassen.

Im Uebrigen kam das gesunde Verhältniß zwischen Regierung und Volk immer mehr zu einer gedeihlichen Entwicklung und die Sache Deutschlands hielt mit ihr gleichen Schritt. Nach einem Jahre traten auch die Abgeordneten der gewonnenen Länder in den preußischen Landtag ein. Ebenso wurde am 24. Februar 1867 die erste Reichstagssitzung des neugegründeten Norddeutschen Bundes eröffnet, dessen Verfassung schon am 17. April darauf verkündigt werden konnte. Dieselbe schenkte dem Volke aller Staaten, nördlich von der Mainlinie gemeinsames Heimathsrecht, Gleichheit der Handelsgesetzgebung, sowie gleiches Gewicht, Post-Telegraphen und Münzsystem; im Uebrigen waltete jeder Staat frei über seine inneren Angelegenheiten.

Ja zur Freude der Deutschen im Auslande, besonders der in Amerika, wo jeder gute Deutsche immer noch mit dem alten, vielgeliebten Vaterlande im Geiste fortlebt, fühlt und denkt, — bemerkte man, daß die Liebe zum Norddeutschen Bunde sich immer mehr entwickelte da drüben, südlich von der Mainlinie, und daß immer mehr süddeutsche Gemüther sich nach einer engeren Vereinigung Süddeutschlands mit Norddeutschland sehnten. —

Und sie nahte bald, die gewaltige Zeit des Ruhmes und der Einigkeit des unverwüstlichen deutschen Volkes! — Doch emporblühen und gedeihen konnte sie leider erst über den Gräbern Tausender. Ja die große Frage dieser politischen Sturm- und Drangperiode Deutschlands mußte auch jetzt wieder, wie der große Kanzler des Reichs einst behauptete, — durch „Blut und Eisen" zur theilweisen Lösung gebracht werden.

Achtes Kapitel.

Der deutsch-französische Krieg.

Die Erfolge Preußens auf dem Schlachtfelde von Sadowa ließen bald den alten Erbfeind des deutschen Volkes, den Franzosen, nicht mehr ruhig schlafen. Seines Kaisers Stern war am Erbleichen und das stets nach eitlem Ruhme dürstende Volk an der Seine bemerkte mit Zähnegeknirsch, daß dadrüben über dem Rhein, weit ab in dem verhaßten Preußen, auf einmal ein Ritter in die Schranken des Völkerturniers gesprengt war, dem es wahrlich nicht an Muth fehlte, den Fehdehandschuh der ganzen Welt hinzuwerfen.

Die Fanfaren, die so lange der gallische Ritter über den weiten Kampfplatz der Völker nach allen Windrosen dahingeschmettert, waren in Gefahr übertönt zu werden von jenen des geharnischten Ritters aus dem Lande der Hohenzollern, denn er schien zu jeder Zeit bereit zu sein, auch ihm mit weithin schallender Stimme zuzurufen: „Bis hierher und nicht weiter!!"

Nach und nach gipfelte diese verletzte Eitelkeit des welschen Volkes in dem ungerechten Rufe: „Rache für Sadowa!“ Darob wurde es dem gewissenlosen Republikentödter Napoleon III. unheimlich und schwül um's Herz. Schon fühlte er seinen morschen Thron in den Angeln schwanken und der Gedanke trat immer mehr an ihn heran, daß er seinen wankenden Sitz dort oben, nur mit gewaltigen Erfolgen nach Außen und neuen Ruhmes-Ernten stützen könne.

Deßwegen schickte „ER“ mit seiner Eugenie, wie Noah dereinst aus der Arche die Taube, aus seinem Schlosse an der Seine, seinen Benedetti aus, um drüben, über'm Rhein, in Berlin, bei Bismarck herumzuflattern und mit dem Schnabel, entweder ein Stück des deutschen Rheinlandes, oder Luxemburg aufzupicken. Allein Bismarck schickte diese schönste aller Brieftauben unverrichteter Dinge wieder zurück, und ließ den Neffen vom Onkel schön grüßen und ihm sagen: „Eine Empfehlung und es wär' ‚nix'!“

Als nun aber gar „fern in Spanien“ das Volk im Jahre 1870 beschloß, dem Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen den Königsthron anzutragen, da fiel es Frankreichs Herrscher ein, dagegen Einsprache zu erheben. Und abermals schickte er jenen Brieftäuberich, mit dem frechen Schnabel, den Benedetti, ab, aber diesmal an den König Wilhelm von Preußen nach Ems, wo der alte Herr gerade zur Stärkung für die Zukunft „seinen Brunnen trank“, um diesem, „entfernt von Madrid“ zu erklären, daß Frankreich einen Hohenzollern auf dem Throne Spaniens nicht dulden werde.

König Wilhelm bedeutete dem ungemein zudringlichen Boten Napoleon's, dem Benedetti, der Prinz sei ein freier Mann, und Preußen habe mit der spanischen Thronfrage rein gar nichts zu thun. Sobald der Prinz Leopold von Hohenzollern Sigmaringen indessen wahrgenommen, daß sein Verwandter, der König Wilhelm, wegen seiner Person leicht in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werden könnte, verzichtete er sofort freiwillig auf den Thron in Spanien und begab sich in's Ausland.

Damit hätte die Angelegenheit nun eigentlich abgemacht sein sollen; allein Napoleon dachte nicht so, er beschloß vielmehr, dieselbe zu einer Demüthigung des Königs von Preußen oder zu einer Kriegserklärung an denselben zu benutzen. Demgemäß verlangte Benedetti zu Ems eine nochmalige Unterredung mit dem Könige, bei welcher dieser ihm öffentlich versprechen sollte, daß er niemals wieder dem Prinzen Leopold die Annahme der spanischen Krone erlauben wolle.

Als der König Wilhelm dies entschieden ablehnte, schrie man in Paris über die schnöde Beleidigung Frankreichs durch den König von Preußen laut auf und erklärte in schamloser, lügnerischer Weise, wie die Weltgeschichte kaum eine zweite kennt, den Krieg gegen ihn.

Als Napoleon III. in der Sitzung der Abgeordneten, wo seine gekauften Creaturen stets den Ausschlag gaben, die Kriegserklärung gegen Preußen einbringen ließ, die in Paris mit riesigem Jubel begrüßt wurde, baute man in ganz Frankreich auf die sprichwörtlich gewordene Uneinigkeit der Deutschen; namentlich auf die Hülfe Süddeutschlands, der neuen preußischen Provinzen Hannover, Kurhessen und Nassau, sowie auch auf die Oesterreichs.

Die feile Presse von Paris wurde, wie oft früher schon, so auch jetzt auf das unberechenbare, wetterwendische französische Volk losgelassen, die es dann auch mit Hülfe der bekannten Phrasen in einen wahren Taumel von Siegesgewißheit hinein schrieben.

Schon am 8. Juli hatte der **Moniteur**, eine der einflußreichsten Zeitungen Frankreichs, gefunden, daß die Tage der Rache Frankreichs gegen Preußen endlich gekommen seien, da dessen Regierung schon seit vier Jahren mit der Geduld Frankreichs Mißbrauch getrieben.

Eine andere, **Le Pays**, schrieb zu gleicher Zeit: „Wohlan, das caudinische Joch ist bereit für Preußen; es wird sich darunter beugen müssen, denn es wird nicht wagen, sich mit uns, dem siegesgewissen Frankreich, in einen Kampf einzulassen.“ Der

großschnauzige Prahlhans Emil Girardin sprach in den Spalten seines Blattes, La Liberté, von einem Spaziergange der Franzosen nach Berlin, und meinte lachend, man könnte ja zur Abwechselung auch einmal diesen Sommer seinen Absynth in Berlin unter den Linden trinken.

Mit jedem Tage hatte sich in den ersten Tagen des Juli 1870 die freche Sprache der Creaturen Napoleon's in Ems (Benedetti's) und Paris (die Presse), Preußen gegenüber gesteigert. Es war schon mehr die Sprache der Verzweiflung, als der ruhigen Ueberlegung, die man von den Franzosen jetzt vernahm. Man wollte Krieg um jeden Preis, da man durch ihn die Aufmerksamkeit des französischen Volkes von der heillosen Wirthschaft Napoleon's im Kaiserreiche gründlich abzulenken gedachte.

Besonders war es auch die Kaiserin Eugenie, die hinter dem Rücken des Kaisers, wohl mehr als ihm selbst lieb war, zur Kriegserklärung drängte. Der Herzog von Gramont, Napoleon's Minister, ging in seiner Frechheit sogar so weit, dem preußischen Gesandten in Paris anzudeuten, daß ein offener Brief des Königs an den Kaiser von letzterem nicht ungern empfangen werden würde, worin sich der König diesem gegenüber entschuldigen könne, daß er in der „spanischen Frage" dem französischen Volke habe nicht zu nahe treten wollen.

Diese und ähnliche Nachrichten, bis zur Kriegserklärung Frankreichs, drangen wie kleine Schmerzenspfeile in das gesunde Fleisch des deutschen Volkes. Mit jedem Wort, das jene französischen Hofschranzen so höhnisch zu reden wagten, steigerte sich der Grimm des deutschen Mannes. Gründlich war denn auch aller innerer Partei- und Partikularistenzwist verflogen und versöhnt lagen sich, im Angesicht des alten Erzfeindes, Nord- und Süddeutschland in den Armen. Der greise deutsche Dichter Freiligrath voran und ein ganzes Heer von patriotischen Sängern griffen begeistert in die Seiten und schufen durch ihre Lieder das ganze vereinte Deutschland zu einem undurchdringlichen Wall gegen die frechen Eroberungsgelüste des ewig grollenden Nachbars.

Doch nicht in Deutschland allein; — wo immer, auch in dem entferntesten Winkel der Erde von der Stirne eines Deutschen der Schweiß in rühriger Arbeit rann; wo immer eine deutsche Hand voll Schwielen die Art oder den Hammer schwang, da ruhte man bei solchen Nachrichten auch; ließ Arbeit — Arbeit sein und wie ein heißes Gebet flossen die Worte über die Lippen eines jeglichen Deutschen über Land und Meer: „Gott schütze das Vaterland und verleih ihm einen glänzenden Sieg!"

Wer von den älteren Lesern dieses Buches erinnert sich z. B. nicht noch mit großer Wonne der großen deutschen Volksversammlung in der Turnhalle auf der Nordseite zu Chicago?

Sonntags Morgens war die Nachricht von der Kriegserklärung in Chicago eingetroffen. Da ließen Emil Dietzsch und einige seiner Freunde Herolde durch die Stadt eilen, um den Deutschen die Hiobspost zu verkünden und sie zu einer großen deutschen Versammlung am Nachmittage einzuladen. Und wie strömten sie herbei, die guten, braven Deutschen! Die Halle konnte sie nicht alle fassen, um den zündenden Worten Edmund Juessen's, Caspar Butz's, Emil Dietzsch's und Dr. Ernst Schmitt's zu lauschen. Vier Tausend Dollars wurden in jener Versammlung allein, und später noch nahezu 100,000 Dollars von den Deutschen der Stadt für die Verwundeten im alten Vaterlande gesammelt. Man wetteiferte unter den Deutschen in der ganzen Union im Gabenspenden. Alle deutschen Herzen schlugen höher auf in Amerika, und die Erinnerung an jene Zeit dürfte heute noch Kranke gesunden lassen. —

Nachdem König Wilhelm die Ehre Deutschlands auf eine würdige Weise gewahrt und der zudringlichen, französischen Wanze, Benedetti, einfach die Thüre gewiesen, reiste er am 15. Juli von Ems ab nach Berlin.

Seine Reise nach Hause gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Ueberall, besonders in seiner Hauptstadt trat ihm das Volk mit Jubel entgegen und versicherte ihn seiner Treue in der Stunde der Gefahr. Er unterzeichnete sofort, trotzdem officiell noch keine Kriegserklärung eingegangen war, die Mobil-

machungsordre des Heeres, die nun anfing zu arbeiten, wie das feinste Räderwerk in einer Uhr; alles griff in einander mit der größten Genauigkeit; rührig wie in einem Ameisenhaufen ward es in ganz Deutschland und ehe es sich Frankreich recht ersah, standen die deutschen Heereshaufen an den Thoren seines Landes

Am 19. Juli, an demselben Tage, an dem der Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammentrat, traf auch beim Bundeskanzler Bismarck die Kriegserklärung Frankreichs ein. Sie wurde in der Sitzung des Reichstags mit Jubel begrüßt, und in Beantwortung derselben bewilligte dieser in seinen drei nächsten Sitzungen alle Forderungen der Regierung, die zu einer energischen Kriegsführung nothwendig waren. Schon am 15. Juli hatte der gut deutschgesinnte Schwiegersohn des Königs Wilhelm, der Großherzog von Baden, die Mobilmachung seines Heeres befohlen.

Ihm folgte der ehrenfeste König von Baiern, Ludwig II., trotz gar heftiger Gegenwehr der katholischen Partei in seinem Lande, die gar zu gern Deutschland verrathen und in Zeiten der Noth im Stiche gelassen hätte, denn auch hier hatten die katholischen Priester das Volk gelehrt, daß man zuerst päpstlich und dann auch wohl deutsch gesinnt sein dürfe. —

Allein der junge König blieb fest und rief den Abgeordneten in der Kammer zu: „Mein Wort ist mir heilig!" Und das zog. „Wo Alles liebte," da konnte „Karl" — von Würtemberg dann auch allein „nicht hassen," und so folgte auch endlich er dem allgemeinen Drängen des deutschen Volkes und gab Befehl zur Instandesetzung seines Heeres und zum sofortigen Anschluß desselben an die allgemeine deutsche Streitmacht, die schon theilweise gegen die Grenzen Frankreichs in Bewegung war.

Am 25. Juli 1870 erließ König Wilhelm einen offenen Brief: „an das ganze deutsche Volk," worin er diesem für die Hingebung und Opferfreudigkeit herzlich dankte und ihm „Treue um Treue" bis zum Tode versprach.

In Folge der unübertrefflichen Vorbereitungen des Kriegsministers Roon standen in wenigen Tagen auf den Wink des

Kriegsrath zu Versailles im November 1870.
Council of War at Versailles in November 1870

Königs in Preußen allein 12 Armeecorps mit 450,000 Mann marschfertig da; hinter ihnen sammelten sich, aus Landwehr und Reserve, neue feldtüchtige Heere, so daß Preußen in diesem Kriege 800,000 Mann geübter Soldaten, sämmtlich Landeskinder, in's Feld schickte. Die norddeutschen Kleinstaaten lieferten 40,000 Mann. Dann stellte Sachsen 50,000; Baiern 100,000; Baden 25,000; Würtemberg 20,000 und Hessen-Darmstadt 15,000 Mann; so daß König Wilhelm über ein Heer von über eine Million Streiter verfügen konnte. Die Franzosen hatten zwar mit einer ungeheuren, kaum verständlichen Hast zum Kriege gedrängt, so daß man hatte annehmen müssen, alles sei schon in Frankreich zum Angriff bereit; allein es vergingen vierzehn Tage ehe sich ihre Armee an der Grenze befand. Das gab den Deutschen Zeit unaufhaltsam vorzudringen und ihr Land vor dem Einbruch des Feindes zu schützen.

Die ganze deutsche Streitmacht war in drei Heeressäulen getheilt. Die „erste" unter Steinmetz zwischen Koblenz und Trier, die „zweite" unter Prinz Friedrich Karl von Preußen bei Mainz; die „dritte" unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem heutigen deutschen Kaiser Friedrich, bei Speyer. Die beiden ersten bestanden ausschließlich aus preußischen Truppen, 220,000 Mann; die dritte aus preußischen und süddeutschen Truppen war 200,000 Mann stark. —

Am 2. August traf König Wilhelm in seinem ersten Hauptquartier in Mainz ein. Mit ihm der General von Moltke, der den ganzen Krieg leitete, der Kriegsminister von Roon, der ihn vorbereitet hatte und den Nachschub lieferte, und der Graf Bismarck, der den diplomatischen Feldzug leitete. Den Oberbefehl über die ganze Armee nahm von dem Tage an der König Wilhelm, indem er an das ganze deutsche Heer eine Proklamation erließ, die von allen Truppentheilen auf's Begeistertste empfangen ward und die mit den Worten anfing: „Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und

ohne Grund der Krieg erklärt hat" und mit den Worten schloß: „Gott, der Herr, wird mit unserer gerechten Sache sein." —

An demselben Tage, am 2. August, unternahm endlich Napoleon siegesgewiß den lange gedrohten Einmarsch in deutsches Gebiet. Er überschritt mit zwei Armeecorps die preußische Grenze bei Saarbrücken. Doch schon dort hatte sein weiteres Vorrücken auf deutsches Gebiet ein Ende. Die Stadt war nur von einigen Compagnien preußischer Infanterie und einigen Schwadronen Ulanen besetzt; dennoch hieß es in Paris, dort lägen ungefähr 200,000 Mann Preußen, über die Napoleon einen glänzenden Sieg erfochten.

Nachdem er die Stadt, um seinem mit ihm in's Feld gezogenen Sohne Louis die Feuertaufe geben zu können, von den Höhen aus beschossen hatte, zog der Gewaltige sich wieder kühn zurück, doch ließ er eines seiner Armeecorps im Süden Saarbrückens, auf den Höhen von Spicheren, stehen.

Am 4. August 1870 hatten aber auch die Deutschen, Baiern und Preußen, unter dem Befehle des Kronprinzen Fritz, dem der General von Blumenthal als militärischer Berather beigegeben war, bei Weißenburg den ersten Angriff auf die Franzosen gemacht.

Dort hatte Mc Mahon, der den rechten Flügel des französischen Heeres befehligte, eine Division unter dem General Douay vorgeschoben, um die Stadt energisch zu vertheidigen und womöglich die Deutschen wieder auf ihr eigenes Gebiet zurückzuwerfen. Allein die Baiern und Preußen erstürmten fast gleichzeitig die Stadt und machten 400 Gefangene. Aber noch stand dann den tapferen Deutschen eine größere Aufgabe bevor, denn der hinter der Stadt gelegene Geisberg war dicht von Franzosen besetzt, von welchem aus diese ein fortwährendes mörderisches Schützenfeuer auf die Deutschen unterhielten. Doch die Deutschen drangen stürmend, unter schweren Verlusten, immer weiter hinauf zu den Höhen, bis dieselben endlich von den

Franzosen vollständig geräumt und Mittags um 2 Uhr der erste Sieg der Deutschen auf Feindesboden erfochten war.

Die Deutschen hatten einen Verlust von 1460 Mann und 96 Offiziere. Doch hatten sie 1000 Gefangene gemacht, und ein Geschütz und ein Zeltlager erobert.

Als an demselben Tage hier in Chicago dieser Sieg durch den Telegraphen gemeldet wurde, jubelten wie in der alten Heimath, auch hier die Deutschen, und Emil Dietzsch schrieb auf ein Schild vor seinem Hause :

„Zu Weißenburg hat unser Fritz gesprochen:
Drauf Baiern, dort wird „angestochen!"
Drum war auch Abends beim Zapfenstreich
Stadt Weißenburg im deutschen Reich."

Die Hauptmacht Mc Mahon's, etwa 45,000 Mann, stand in einer sehr festen Stellung bei Wörth. Es lag jedoch nicht in der Absicht des Kronprinzen „Fritz" schon am 6. August einen Angriff auf diese Stellung der Franzosen zu unternehmen, da die meisten seiner Truppen noch auf dem Marsch begriffen waren.

Als aber die Franzosen den Angriff selbst eröffneten und einzelne kleine Truppenkörper der Deutschen sogar schon etwas zurückgeworfen hatten, beschloß der Kronprinz auf Anrathen seines Generals von Blumenthal um die Mittagszeit eine Entscheidungsschlacht zu wagen.

Sofort begann jetzt ein allseitiges Vordringen der Deutschen, bei welchem sich ein harter und mörderischer Kampf entwickelte. Um fünf Uhr Abends war die Schlacht für die Franzosen verloren, ihr rechter Flügel war vollständig zertrümmert und von einer Vertheidigung der Vogesen-Pässe konnte bei ihnen nicht mehr die Rede sein.

Eine solche Flucht, wie sie die Franzosen über Hals und Kopf nach der Schlacht von Wörth ausführten, steht fast beispiellos in der Geschichte der Jahrhunderte da. Die Deutschen machten 9000 Gefangene, 260 Officiere, eroberten 1 Adler, 4 Fahnen, 38 Geschütze und 4 Mitrailleusen; dabei lagen über 8000 Franzosen

todt und verwundet auf dem Schlachtfelde. Der Rest ihres Heeres floh in wilder Flucht über Hagenau nach Straßburg, zu dessen Cernirung noch auf dem Schlachtfelde die badische Division Befehl erhielt.

Nur 15,000 Mann rettete McMahon über die Vogesen.

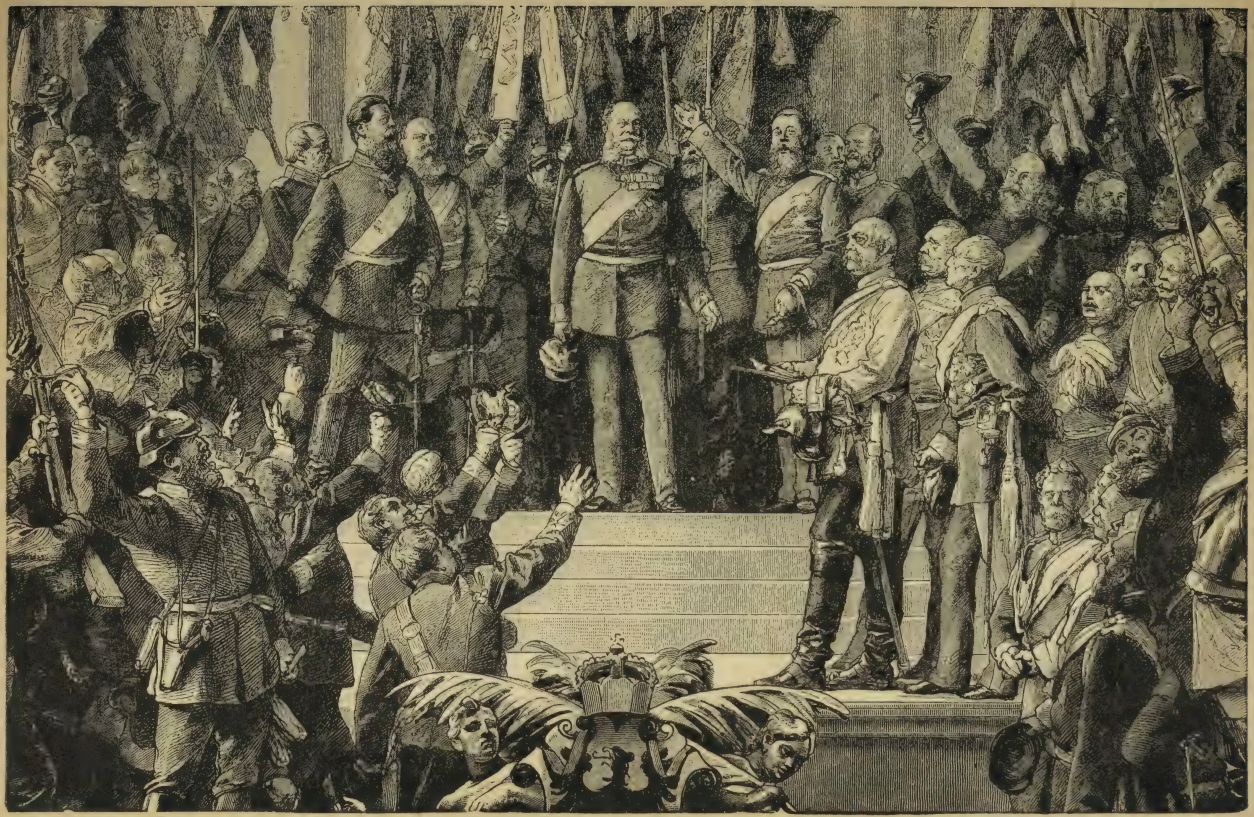
Die Deutschen aber hatten diesen herrlichen Sieg leider mit einem Verluste von 10,153 Mann und 489 Offizieren erkaufen müssen.

Das von Napoleon, wie schon oben bemerkt, auf den Höhen von Spicheren zurückgelassene, aus 39 Bataillonen bestehende, französische Corps unter General Frossard, wurde an demselben Tage, am 6. August, Nachmittags, anfangs von nur 12 Bataillonen, später im Ganzen von 27 Bataillonen Deutschen unter General von Göben angegriffen. Die Franzosen hielten ein solches Wagestück für unmöglich, denn nur Narren, meinten sie, könnten die steilen Wände der Berge hinan, einen Angriff versuchen.

Aber diese Deutschen, die sie hier angriffen, waren wahrlich keine Narren, sondern ächte germanische Helden, im wahren Sinne des Wortes, sie, die sie aus ihrer für uneinnehmbar gehaltenen Stellung hinauswarfen und sie in wenigen Stunden vollständig schlugen, waren brave preußische Männer, von ächtem Schrot und Korn, die für ihr Vaterland zu siegen oder zu sterben wußten.

Nach Paris waren unterdessen freilich glänzende Siege der Franzosen über die Deutschen, sogar der Tod des Kronprinzen auf dem Schlachtfelde und die Zermalmung seines ganzen Heeres telegraphisch gemeldet worden. Man illuminirte darob die Stadt und überließ sich jenem allbekannten, betäubenden französischen Jubel.

Aber schnell machte diese Freude einer völligen Niedergeschlagenheit und einer grenzenlosen Wuth Platz, als die wahrhaftigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze in Paris eintrafen. Schon fing das Volk in seinem gerechten Zorne an zu rufen: „Nieder mit dieser unfähigen Kaiser-Regierung!" und die



In Verſailles am 18. Januar 1871.
At Versailles on the 18th of January, 1871.

Kaiserin und ihre feilen Minister hatten Mühe und Noth, die Pariser von einer Revolution jetzt schon abzuhalten.

Um so wahrer und nachhaltiger war dann aber der Jubel über die beiden großen Siege bei Wörth und den Spicheren Höhen in Deutschland. Sie waren entscheidend für den ganzen Krieg, das sah man schon jetzt, und zu Tausenden zog das Volk drüben an die Bahnhöfe, um sich an der fortwährenden Ankunft gefangener Franzosen ergötzen zu können.

Auch hier in Amerika schlug man alle Schlachten auf dem Boden Frankreichs im Geiste mit, und die Siege der Brüder dort drüben, die in der Regel dem amerikanischen Volke früher mitgetheilt wurden, wie dem deutschen, wurden hier so hoch gefeiert, wie drüben. Die Champagnerpfropfen schossen zu Tausenden hier Löcher in die Luft, wie drüben die Mitrailleusenkugeln in die Reihen der braven deutschen Streiter. „Das Kutschke-Lied" und „die Wacht am Rhein" erklangen gewaltig zum Himmel und gar mancher Franzosenfreund mußte auch hier oft mit blutender Nase davon ziehen, wie in Paris der Herzog von Gramont, als er das Volk über die falschen Nachrichten beruhigen wollte.

Nach diesen beiden großen Siegen ergoß sich die ganze deutsche Heeresmacht, wie eine Sturmfluth, immer mehr in das Innere von Frankreich. Die Streitmacht der Franzosen hatte sich in zwei große Abtheilungen getheilt. Die Trümmer von McMahon's Heer zogen sich zurück nach Chalons, um dort Zeit und Gelegenheit zu haben, sich zu erholen und zu reorganisiren.

Die „Rheinarmee," bei der der Kaiser selbst den Befehl hatte, blieb auf der Mosellinie unter dem Schutze der Festung Metz stehen. Sie stand jetzt unter dem Oberbefehle des General Bazaine, da Napoleon sich ebenfalls nach Chalons begeben hatte.

Die Armee des deutschen Kronprinzen war im Begriff auf Chalons vorzurücken. Die „erste" und „zweite" Armee unter dem Befehle des Königs Wilhelm zog vor

Metz auf, während man die Armeecorps, die man zur Beobachtung Dänemarks und Oesterreichs in Deutschland gelassen, jetzt nachrücken ließ, da vor der Hand von jenen nichts zu befürchten war.

Als Bazaine merkte, daß die heranziehenden deutschen Armeen Metz im Süden gefährdeten, da sie unzweifelhaft versuchten die Rheinarmee von der Verbindung mit Paris abzuschneiden, entschloß er sich in Metz eine Besatzung zurückzulassen und mit dem übrigen Heer dann den Rückzug nach Verdun anzutreten.

Aber es war für ihn schon zu spät; die Deutschen hatten seine Rückzugsbewegungen bemerkt und griffen ihn an, um ihn festzuhalten.

König Wilhelm bot ihm deßhalb auf Moltke's Rath am 14. August die erste Schlacht bei Metz an, und Bazaine, der den Plan nicht durchschaute, war thöricht genug sie anzunehmen. Er kämpfte mit großer Ausdauer bis zum Abend, mußte sich dann aber hinter die Forts zurückziehen. Die Deutschen verloren zwar an diesem Tage 4600 Mann; die Franzosen jedoch 24 Stunden Zeit, die den Deutschen wieder bei ihren Operationen zu Gute kamen.

Durch die Wiederordnung seiner Truppen wurde Bazaine noch länger aufgehalten, und als er am 16. August seinen Abmarsch auf Verdun wieder aufnehmen wollte, wurde er von etwa 33,000 Preußen unter General von Alvensleben mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß er die ganze zweite Armee sich gegenüber glaubte und mit allem seinem Corps gegen sie Front machte.

Gleich im ersten Vorgehen hatten die Deutschen die Dörfer St. Hilaire, Mars la Tour und Vionville besetzt und hielten dieselben todesmuthig fest; obgleich der Kampf hin und her schwankte. Noch um 2 Uhr Nachmittags stritten 150,000 Franzosen gegen nur 38,000 Deutsche, dann kamen den letztern noch 30,000 Mann zu Hülfe; aber die Deutschen behaupteten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit das Schlachtfeld.

Die endgültige, großartige Entscheidung an diesem harten, mit Strömen von Blut in die Weltgeschichte grell eingeschriebenen Tage (den 16. August 1870) lieferte die Kavalleriebrigade des Generals von Bredow, das 7. Kürassier- und das 16. Ulanen-Regiment. Die kühne fast unvergleichlich dastehende That ist bekannt unter dem Namen: „Der Todesritt" und ist von dem großen deutschen Dichter Freiligrath in seinem ergreifenden Gedichte: Die „Trompete von Gravelotte" verherrlicht worden. Das Kürassier-Regiment stand vor dem Kriege in Magdeburg und die Ulanen in der Altmark.

Der Major der Kürassiere, Graf Schmettow, der selbst zwei Schüsse durch den Helm erhielt, berichtet darüber:

„Es wäre unverantwortlich von einem Führer, seine Truppe in den sichern Schlund des Todes hineinzuführen, wenn nicht genügende Gründe vorliegen. Dies war der Fall. Der Chef des Generalstabes des 3. Armeecorps, General von Voigts-Rhez, kam zu unserm Kommandeur, von Bredow, und sagte: Herr General, der kommandirende General hat befohlen, daß Sie hier am Walde durchbrechen müssen, wir haben das Dorf bereits genommen, aber können nicht an den Wald heran kommen; das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß alles niedergehauen oder niedergeritten werde, was längs des Waldes steht. Also greifen Sie an, aber auf das Energischste..... Und wir ritten, unsern sichern Tod vor Augen, darauf los. Mit elf Zügen ritten wir ab, und nachdem wir nach kurzer Zeit alles zusammengehauen und geritten hatten, was uns in den Weg kam, es waren zwei Batterien, zwei Infanterietreffen und zwei französische Eskadrons Kürassiere, und wir wieder an derselben Stelle waren, von der wir ausgeritten, befahl ich meinem Trompeter zum Sammeln zu blasen, aber die Trompete war durchschossen und gab einen Ton von sich, der mir durch Mark und Bein ging.

Da rief ich die Herumirrenden zusammen, und siehe da, von den elf Zügen kamen noch drei in Reih und Glied. Die Andern

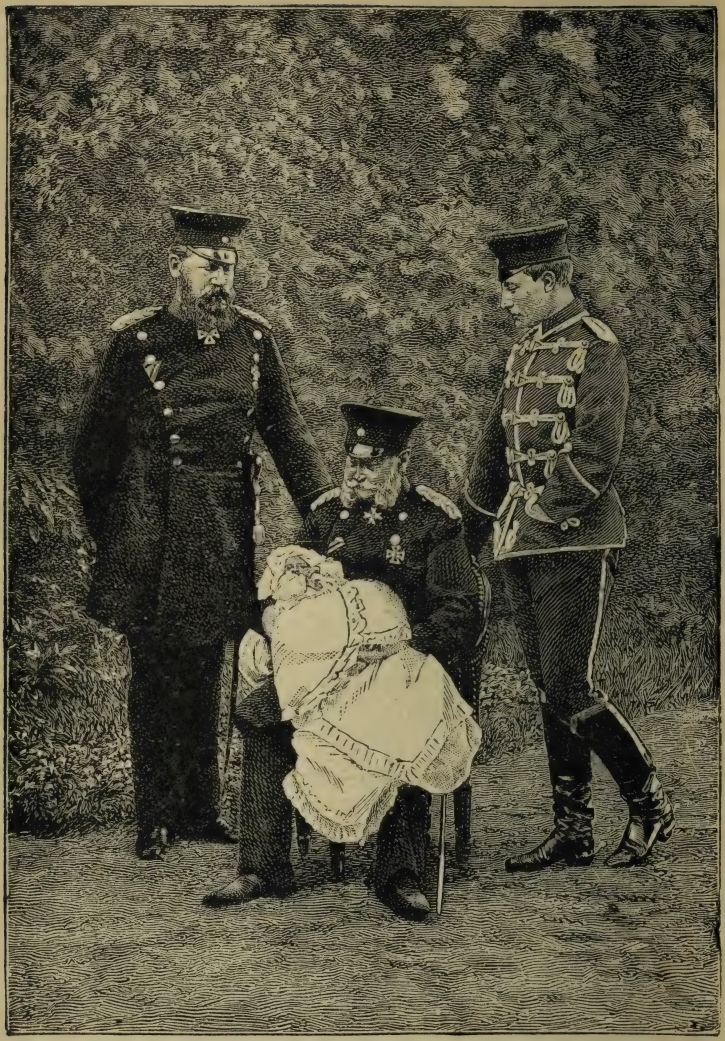
lagen todt und verwundet auf dem Felde der Ehre vor uns, das sich etwas nördlich vom Dorfe Rezonville befindet."

Der Verlust an jenem Tage war auf beiden Seiten etwa 15,000 Mann. Von manchen Regimentern wurden fast alle Offiziere getödtet. So hatte das 24. Regiment Infanterie 47 Offiziere und 1400 Mann verloren; das 64. Regiment 41 Offiziere und 1000 Mann; vom 12. Regiment blieben nur 6 Compagnien und 8 Offiziere übrig.

Das angestrebte Resultat des Tages war, daß den Franzosen eine wichtige Rückzugsstraße versperrt worden war. Bazaine hatte jetzt nur noch zwei Straßen frei, konnte jedoch nach einer solchen Schlacht seine Truppen nicht mehr zum Kampfe gegen die Deutschen antreten lassen. Aber ehe 24 Stunden verstrichen waren, hatten die Deutschen eine Macht zusammen, dreimal so groß als diejenige war, die er mit solcher Uebermacht mit ausgeruhten Truppen in zwölfstündigem Kampfe nicht hatte überwinden können.

Ueber 200,000 Deutsche rückten am 18. August in die Schlacht von Gravelotte (Verneville, St. Privat) unter König Wilhelm's eigener Führung, ihm zur Seite Prinz Friedrich Karl, Steinmetz, Moltke, Roon und Bismarck. Es war der Entscheidungskampf.

Die Franzosen fochten auf sehr günstigem Terrain für sie mit altem Heldenmuthe. Um zwei Uhr begann die Schlacht. Die Deutschen mußten durch unzählige Schluchten hindurch und dann auf offenem Felde gegen die prächtig gedeckte Stellung der Franzosen vorgehen. Es war eine furchtbare Metzelei, die die Felder und Schluchten mit deutschen Leichenhaufen bedeckte. Gegen vier Uhr hatten die Garden und die Sachsen die Stellung der Franzosen umgangen und nun begann der mörderische Sturm auf St. Privat, den Schlüssel der feindlichen Stellung. Das Dorf wurde in der Dunkelheit erstürmt, dann erst begann die vollständige Flucht der Franzosen, die sich in die Festung Metz in großer Unordnung zurückzogen. Die Schlacht bei Gravelotte hat leider den Deutschen 20,000 Todte und Ver-



Vier Generationen.
Kaiser Wilhelm I., Sohn, Enkel und Urenkel.
Four Generations.
Emperor William I., Son, Grand-Son and Great-Grand-Son.

wundete gekostet, aber Bazaine konnte jetzt nicht mehr nach Westen entkommen und die beste Heeresmacht des Feindes war gelähmt und besiegt.

Nach diesem großartigen Siege blieb eine Armee von 160,000 Mann unter dem Befehle von Prinz Friedrich Karl vor Metz zurück, und unter dem Befehle des Kronprinzen Albert von Sachsen wurde eine vierte Armee, die Maas-Armee, zusammengestellt, welche in Verbindung mit der dritten Armee, der des Kronprinzen von Preußen, auf Paris weiter marschiren sollte.

Diese Maßregeln nach der Schlacht von Gravelotte hatten einige Tage in Anspruch genommen, als am 25. August im Hauptquartier des Königs die Nachricht eintraf, daß die Spitzen der 3. deutschen Armee, das französische Lager bei Chalons leer gefunden, und daß MacMahon sein Heer nach Reims geführt, um von dort aus Bazaine in Metz zu Hülfe zu eilen.

Sofort beschloß Moltke seine Pläne zu durchkreuzen und er entwickelte nun einen der genialsten Feldzugspläne, die je in der Kriegsgeschichte ausgeführt wurden, indem er bei Sedan ein großes Kesseltreiben in Scene setzte, das ihm unbedingt das edelste Hochwild in's Garn treiben mußte. Der Brief des Königs Wilhelm an die Königin Auguste in Berlin entwirft ein anschauliches Bild von der Schlacht und den sonstigen weltgeschichtlichen Begebenheiten bei Sedan, wir lassen ihn deßhalb hier als getreuestes historisches Dokument folgen, mit Hinweglassung von den unwesentlichen, immerhin aber schönen Gemüthsaussprüchen des tief ergriffenen Schreibers:

„Die Armee war am Abend des 31. und am 1. frühe in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Die Baiern hatten den linken Flügel bei Bazeille an der Maas, daneben die Sachsen gegen Morcelle und Daign, die Garde war gegen Givonne noch im Anmarsch, das 5. und 11. Corps gegen St. Menges und Fleigneux; da hier die Maas einen scharfen Bogen macht, so war von St. Menges bis Donchery kein Corps aufgestellt, in diesem Orte aber

Würtemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mézières deckten. Die Cavallerie-Division, Graf Stolberg, in der Ebene von Donchery als rechter Flügel. In der Front gegen Sedan der Rest der Baiern. Der Kampf begann trotz dichten Nebels bei Bazeille schon früh am Morgen und es entspann sich nach und nach ein hitziges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte, und während dessen von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen.....

Allmälig zog sich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen.....

Der heftige Widerstand des Feindes fing allmälig an, nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen.

Ihre Reiterei suchte einige Bataillone von uns anzugreifen, die eine vortreffliche Haltung bewahrten; sie durchritten die Bataillone dreimal, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besäet war.....

Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste und Alles, Infanterie, Reiterei und Artillerie, in die Stadt sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Uebergabe aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtigte, so blieb uns nichts übrig, als durch Artillerie die Stadt beschießen zu lassen. Da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberst-Lieutenant von Bronsart als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und der Festung Uebergabe antragend. Ihm begegnete ein baierischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Thore sich gemeldet habe.

Der Oberst-Lieutenant von Bronsart wurde in's Thor einge-

lassen und auf seine Frage nach dem General en Chef ward er unerwartet vor den Kaiser Napoleon geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: „Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern", erwiederte er, daß er sich deshalb an den General von Wimpffen zu wenden habe, der für den verwundeten Mc Mahon soeben das Commando übernommen habe und daß er nun seinen General-Adjutanten Reille mit dem Briefe an mich absenden werde. Es war 7 Uhr Abends als Reille und Bronsart zu mir kamen. Letzterer kam etwas voraus und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß Napoleon anwesend sei.....

Als Reille kam, sprang er vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keinen Auftrag habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange, als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Der Brief fängt so an: "N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à votre Majesté" etc. — (zu deutsch: „Da ich an der Spitze meiner Armee nicht sterben konnte, übergebe ich meinen Degen Ihrer Majestät" ꝛc) Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung bedauere und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Uebergabe der Festung abzuschließen sei .....

Ich bevollmächtigte dann Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurückzubleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher nach Vendresse. Auf dem Wege wurde ich überall mit stürmischen Hurrahs begrüßt .....

Um 11 Uhr Nachts kam ich hier an und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ergebniß erkämpfte.

Um 8 Uhr früh des nächsten Tags begegnete mir Moltke auf dem Schlachtfelde und bat um Einwilligung zur vorgeschlagenen Festungsübergabe; zugleich theilte er mir mit, daß Napoleon früh um 5 Uhr Sedan verlassen und nach Donchery gekommen sei.

Da derselbe mich zu sprechen wünschte und sich in der Nähe des Schlößchen „Bellevue“ befand, so wählte ich dies zur Begegnung.

Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Capitulations-Urkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit „Fritz“ in Bewegung um nach Bellevue zu reiten. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser Napoleon mir entgegen kam. Der Besuch währte eine viertel Stunde; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann nicht beschrieben werden.“ — — — —

Soweit der Brief des Königs. — In Folge der am 2. September 1870 abgeschlossenen Kapitulation vor Sedan streckte die ganze dort anwesende französische Armee, sowie die Besatzung der Festung die Waffen, d. h. 84,000 Mann, 1 Marschall, 40 Generäle, 230 Stabs- und 2595 andere Offiziere kamen in Gefangenschaft und wurden nach Deutschland abgeführt. Außerdem fiel ein ungeheures Material von Kriegsbedürfnissen aller Art, 330 Feldgeschütze, 70 Mitrailleusen, 10,000 Pferde ꝛc. in die Hände der Deutschen.

Der Versuch Bazaine zu befreien, war gescheitert; der Kaiser der Franzosen gefangen genommen, und am 3. September schon nach Wilhelmshöhe bei Kassel abgeführt.

Den Deutschen kostete die Schlacht kaum 6000 Mann Todte und Verwundete; bei Vionville aber 17,000; bei Gravelotte 15,000 Mann.

Mit Sedan sank auch der schon längst morsche französische Kaiserthron in Trümmer, was alle Deutschen der Erde und deren Freunde in den entferntesten Winkeln derselben in einen wahren Freudestaumel versetzte. Die die Erde umgürtenden Telegraphen blitzten Beglückwünschungsworte in Hütten und Paläste und ein millionenstimmiges Freudengeschrei erschütterte die Lüfte in beiden Hemisphären. —

Dem Fall von Sedan und der Gefangennehmung des größten

und besten Theils der französischen Armee, mit dem Kaiser selbst, folgte am 4. September in Paris das Ende des Kaiserreichs, durch das Ausrufen der Republik im Namen des Volkes. An der Spitze dieser Regierung standen jetzt der General Trochu, Jules Favre, Gambetta und Thiers, die alle erklärten, daß sie den Kampf gegen Deutschland bis zum bittern Ende fortsetzen und auf keine Unterhandlungen mit den Deutschen eingehen würden, die auf die Abtretung eines Gebietes sich gründe.

Es war deßhalb jetzt für die Deutschen nothwendig geworden, nach Paris zu marschiren und diese ungeheure, umfangreiche und durch viele starke Forts geschützte Festung einzuschließen und zu belagern.

Am 19. September begannen die von Sedan abgezogenen deutschen Truppen die Belagerung der Weltstadt, die unterdessen Zeit genug gehabt hatte, sich auf Monate hinaus mit Lebensmitteln aller Art zu versehen. Auch hatten in der Festung selbst hundert Tausende zu den Waffen gegriffen. Aber nicht dort allein, auch der Nordwesten Frankreichs und alles Land im Süden von der Loire verwandelte sich in ein großes Kriegslager, aus welchem durch Massenbewaffnung des Volkes, neue Heere gegen die Deutschen hervorgingen; während in dem Theile des Landes, der schon durch die Deutschen besetzt war, die Besatzungen durch Freischärler (Franctireurs) stets beunruhigt, und die Verbindungsmittel der deutschen Heerestheile zerstört wurden.

In ihrer Verzweiflung und trostlosen Lage suchten jetzt die, die vorher die Deutschen stets verhöhnt und geglaubt hatten, nur einen kleinen bewaffneten Spaziergang nach Berlin machen zu dürfen, um dort dem alten König Wilhelm und dem verhaßten Bismarck zurufen zu können: „Nieder auf die Knie, ihr têtes quarrées allemandes!“ — Hülfe im Auslande. Thiers wanderte, wie weiland Kaiser Heinrich IV. nach Canossa, — nach Wien, St. Petersburg und London, aber dort schenkte man ihm jetzt ebensowenig Gehör, wie vorher den Bittschriften der verblendeten, stolzen Kaiserin Eugenie.

Doch sie thaten es alle nicht aus Liebe zu Deutschland. Gott

bewahre! Aus Furcht vor dem schlagfertigen Heere desselben; im Geheimen wünschte man Deutschland, und ganz besonders dem verhaßten Preußen, von Herzen das Allerschlimmste.

Ueber einige Waffenverkäufe an Frankreich wollen wir lieber den Mantel der christlichen Liebe decken; aber schön waren sie gerade nicht, denn kaum sechs bis sieben Jahre vorher hatten Tausende der Söhne Deutschlands, für das eine der großen Länder, das die Waffen zur Niederschmetterung der Deutschen in Frankreich geliefert, gekämpft und geblutet. —

Die Riesenanstrengungen der Franzosen bestimmten aber auch die Deutschen, ihr Möglichstes auf dem Kriegsschauplatze zu thun. Sie zogen deshalb, da ihnen an ihren Küstenstrichen im Norden keine Gefahr mehr drohte, die dort seither zum Schutze derselben gestandenen Truppen soviel, wie möglich hinweg, und schickten sie nach Frankreich, um dem Feldzug dort, so bald wie nur möglich ein Ende zu machen. Zur Einschließung von Straßburg, Metz und Paris, dieser Riesenfestungen erster Classe, nahm es vollständige Heere und deßhalb trat nun auch der bittere Ernst an die brave Landwehr Preußens heran.

Bei Metz lag schon längst eine dieser Landwehr-Divisionen unter dem Befehle des General Kummer. Und als nun am 1. September General Bazaine geglaubt hatte, mit dieser leichter fertig werden zu können, wagte er einen verzweifelten Ausfall bei Noisseville gegen dieselbe, wurde aber von ihr mit blutigen Köpfen und großen Verlusten wieder hinter die Wälle geworfen. Sie standen wie die Mauern und fochten wie die Löwen.

Vor dieser Stadt waren nach und nach die Schlingen des Belagerungsnetzes immer fester und enger zugezogen worden. Und bald sollte es dort heißen: Uebergeben oder verhungern.

Ebenso war es in Straßburg, das, wie früher bemerkt, schon gleich nach der Schlacht von Wörth durch die badische Division und preußische Landwehr unter dem Befehle des Generals von Werder in Belagerung genommen worden.

In dieser hartnäckigen Belagerung versuchte der tapfere fran-

zösische General Uhrich sich so lange wie möglich zu halten. Aber die Riesenkanonen der Deutschen, die aus ungeheurer Ferne Tag und Nacht ihren Eisenregen in das Weichbild der guten alten deutschen Stadt schickten, öffneten endlich eine Bresche in ihre fast undurchdringlichen Mauern und sie fiel am 28. September 1870, nachdem sie 189 Jahre in den räuberischen Händen der Franzosen festgehalten worden war.

Eine 17,000 Mann starke Besatzung kam mit Straßburgs Fall in Kriegsgefangenschaft; die Stadt selbst aber, als schönster Preis des Sieges endlich wieder — in's deutsche Reich, wohin sie seit ihrer Erbauung, von Rechtswegen, auch gehörte. —

Als Straßburg gefallen, zog der siegreiche General von Werder vor die kleinere Festung Schlettstadt, die er ebenfalls am 24. October 1870 mit eiserner Hand zur Uebergabe zwang. Dann säuberte er das Elsaß, soweit es in seiner Macht lag, gänzlich vom Feinde, um so sicher wie möglich mit einem Theil seiner Truppen zur Belagerung von Belfort zu schreiten, da diese starke Festung die Pässe deckt, die vom Rhonethale nach dem Rheinthale führen; mit dem andern Theile seines Heeres setzte er sich auf Besançon und Dijon in Bewegung.

Noch war aber jetzt die stolze und starke Feste Metz in den Händen der Franzosen. Gelegentliche, verzweifelte Ausfälle waren mit gewohnter Opferwilligkeit und Kühnheit von den Deutschen zurückgeschlagen worden. Indessen hatte sich die Lage der Belagerten und der Belagerer mit jedem Tage verschlimmert. Vor den Thoren der Feste verlangten verheerende Krankheiten ihre täglichen Opfer in Masse, und hinter den Thoren und Wällen begannen die Noth und der Hunger ihr schrecklich entmuthigendes Werk bei Bürger und Soldat

Am 7. October hatte Bazaine abermals einen Ausfall, aber ebenfalls einen vergeblichen, gewagt. Die Noth an Lebensmitteln für Menschen und Pferde wurde täglich größer und auf Hülfe von Außen war nicht zu hoffen. Da ward endlich am 27. October 1870 Bazaine gezwungen, die Festung auf Gnade

und Ungnade an den Prinzen Friedrich Karl von Preußen zu übergeben.

Bei ihrer Capitulation machten die Deutschen 173,000 Mann, 3 Marschälle, (Bazaine, Leboeuf, Canrobert) und 6000 Offiziere kriegsgefangen, die alle nach Deutschland geschickt wurden, dann eroberten sie noch 53 Adler, 102 Mitrailleusen und 300,000 Gewehre. Ganz Deutschland wimmelte jetzt von gefangenen Franzosen, die man dort nicht wie gefangene Feinde, sondern beinahe wie Gäste behandelte.

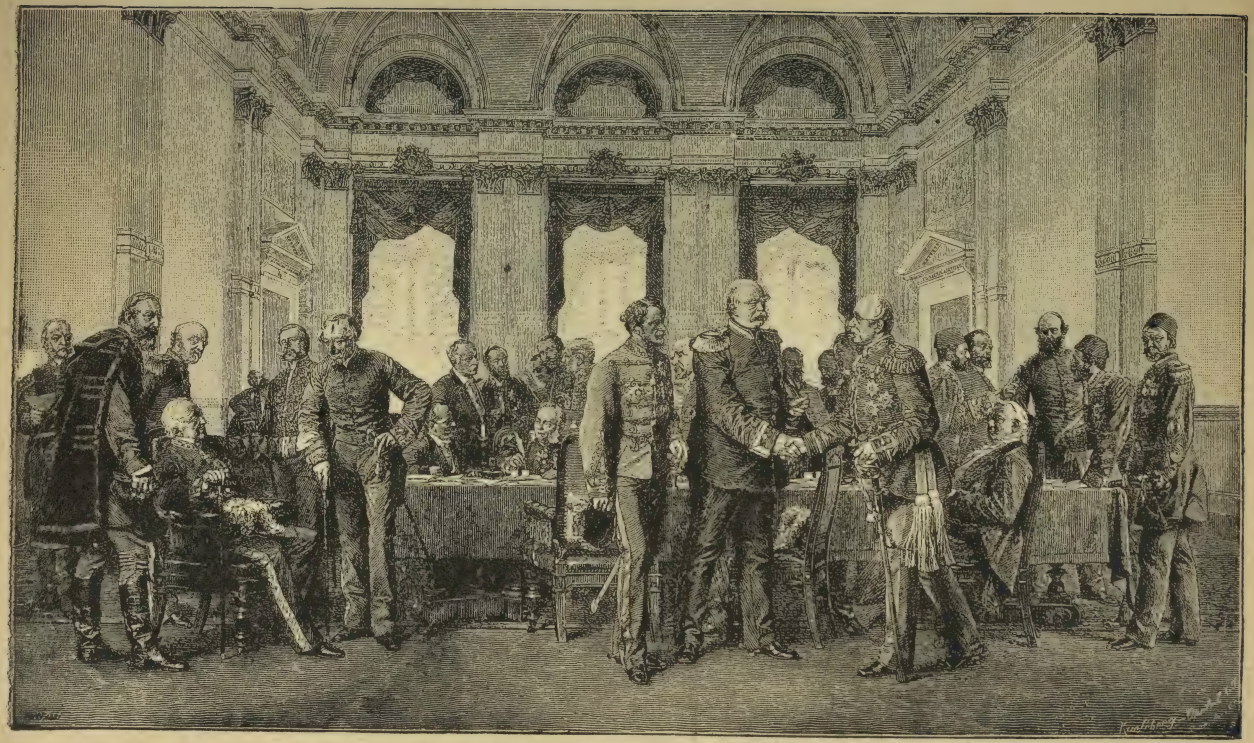
Wehe doch den Deutschen, wenn das Gegentheil der Fall gewesen und Frankreich von gefangenen Deutschen gewimmelt hätte! —

Die Uebergabe von Metz kam den Deutschen in Frankreich in der That sehr gelegen, da die große Armee des Prinzen Friedrich Karl dadurch die Freiheit der Bewegung wieder gewann. Sofort wurden, da überall neue französische Heere in's Leben gerufen wurden, zwei Corps des Prinzen unter dem Oberbefehl des Generals von Manteuffel nach dem nördlichen Frankreich abgeschickt, wo General von Göben am 28. November sich der wichtigen Stadt Amiens bemächtigt hatte.

Drei andere Corps erhielten den Auftrag unter Friedrich Karl selbst durch die Champagne und Bourgogne in Eilmärschen auf Troyes und Orleans zu rücken.

Schon war der Winter mit ungewöhnlicher Strenge in Frankreich hereingebrochen und mit ihm, dem strengen herzlosen, den **Franctireurs**, die in kleinen Banden über all die Heeresabtheilungen auf ihren Märschen umschwärmten, und dem gehässigen französischen Bauernvolk, hatten die das Land durchziehenden Deutschen überall heftig zu kämpfen. Trotzdem war es ihnen fast überall gelungen, ihren Weg in möglichst guter Ordnung fortzusetzen.

Eines der drei zuletzt genannten Corps, das Zehnte, unter dem Commando des Generals von Voigts-Rhez, stieß am 28. November, bei Beaune la Rolande, auf die französische Loire-Armee und schlug dieselbe mit außerordentlicher Tapferkeit;



Der Berliner Kongreß.
THE BERLIN CONGRESS.

stellte dann die Verbindung mit dem bei Artenay, nördlich von Orleans stehenden Großherzog von Mecklenburg her und entriß wenige Tage darauf in einem abermals glänzenden Gefecht dem General Aurelles den Wald von Orleans und diese Stadt dann selbst am 4. December. —

Von Orleans her fürchtete die Belagerungs-Armee vor Paris schon lange Gefahr. Moltke gab daher schon anfangs October dem General von der Tann den Auftrag mit einem baierischen Corps und einer preußischen Division, die Loire-Armee, die sich auf Betreiben Gambetta's dort gebildet hatte, im Schach zu halten. Von der Tann hatte darauf am 11. October in einem siegreichen Gefecht Orleans genommen gehabt, mußte jedoch am 9. November vor der neu erstandenen französischen „Armee des Centrums" sich wieder zurückziehen. Darauf hin wurde ihm von Paris aus der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin als Oberbefehlshaber zu Hülfe geschickt. Der aber wurde ebenfalls von der heranziehenden „Loire-Armee" bei Dreux zurückgeschlagen und von den übrigen deutschen Truppen getrennt. Diese Verbindung wurde aber, wie oben bemerkt, endlich von General von Voigts-Rhez wieder hergestellt. —

Dadurch war indessen die Gefahr für die Belagerungsarmee vor Paris noch nicht ganz gehoben, denn Gambetta, der seiner Zeit von dem eingeschlossenen Paris, mit einem Luftballon nach Tours, wo eine Zweigregierung Frankreichs saß, geflogen war, hatte eine ungeheuere Thätigkeit in der Volksbewaffnung entwickelt, der zu folge nicht weniger wie vier neue Armeen, während der Belagerung von Paris, gleichsam aus der Erde gestampft worden waren.

Eine davon, die Armee des Ostens, bestand größtentheils aus fremden Freischärlern, aus Polen und Italienern unter Garibaldi. Diese wurde von General Werder, von Dijon aus, im Schach gehalten. Von den andern drei war jedoch jeden Augenblick zu befürchten, daß sie sich gegen Paris in Bewegung setzen würden, um dort vereint mit der Besatzung von Paris von verschiedenen Seiten zugleich, einen Vorstoß gegen die Belagerer in Scene zu setzen.

General Trochu, der Befehlshaber in Paris, erwartete das mit Bestimmtheit. —

Dazu ging Gambetta auch noch mit dem großen Plane um, die Deutschen in ihrem eigenen Lande mit einer gewaltigen französischen Armee zu überfallen. Zu diesem Zwecke ließ er den General Bourbaki mit der bisherigen Loire-Armee nach dem Süd-Osten von Frankreich aufbrechen. Dort sollte dieser mit den in Lyon gesammelten Streitkräften sich vereinigen und dann, nach der Zernichtung des deutschen Armee-Corps unter General von Werder in Süddeutschland einfallen, um von da aus endlich, den von ihm lang geplanten Spaziergang nach Berlin anzutreten. General Chancy hatte die Aufgabe gegen Paris zu marschiren. Ihn in seinem Vorrücken gegen die Hauptstadt aufzuhalten, war die schwierige Aufgabe des Großherzogs von Mecklenburg. Dieser warf sich ihm dann auch in verschiedenen hartnäckigen Gefechten bei Beaugenzy, Marche-noir und Meung in den Tagen vom 7.—10. December erfolgreich entgegen, so daß Chancy sich genöthigt sah, den Versuch, nach Paris durchzubrechen, aufzugeben. Als er jedoch nach einigen Wochen seinen Versuch, durchzubrechen, wiederholte, stellte sich ihm der, unterdessen herbeigeeilte Prinz Friedrich Karl mit seinen Truppen entgegen und schlug ihn in einer Reihe von hitzigen Gefechten bei LeMans vom 8.—12. Januar 1871 so, daß sich die West-Armee Frankreichs fast in ein Nichts verlor. Friedrich Karl machte dort allein gegen 20,000 Gefangene.

Der französischen Nord-Armee ging es fast um dieselbe Zeit nicht viel besser. Sie stand unter dem Befehle des Generals Faidherbe, dem geschicktesten aller französischen Generäle.

Gegen ihn trat zuerst der General von Manteuffel auf. Aber es kam zwischen beiden, nach verschiedenen Gefechten, nie zu einem entscheidenden Schlag. Da wurde Manteuffel abberufen, um im Süd-Osten den Befehl gegen Bourbaki zu übernehmen. An seine Stelle trat der geniale General von Göben, der Oberbefehlshaber der deutschen Nord-Armee, der

nicht lange herumfuchtelte, sondern am 19. Januar 1871 bei Saint Quentin, Faidherbe faßte und sein Heer zertrümmerte, wobei 10,000 Franzosen in deutsche Gefangenschaft geriethen.

Diese erfreulichen Nachrichten aus dem Innern des Feindeslandes erleichterten zwar das Herz des Königs Wilhelm ein wenig, der mit dem Chef des großen Generalstabs, dem General Moltke, sein Hauptquartier in Versailles aufgeschlagen hatte; allein mit großer Besorgniß waren die Augen Aller dort, sowie die ganz Deutschlands auf die Bewegungen Bourbaki's gerichtet, der den Befehl hatte, mit seinem Heere in Deutschland einzufallen.

Mit 100,000 Mann hatte Bourbaki um die Mitte des December 1870 Bourges verlassen und schickte sich an, in's Elsaß einzudringen.

Das einzige Corps, das ihm gegenüber gestellt werden konnte, war das des Gen. von Werder. Derselbe hatte am 18. December bei Nuits, vier Meilen südlich von Dijon, mit den Garibaldinern ein siegreiches Gefecht bestanden, war aber dann angesichts einer vierfachen Uebermacht, mit der Bourbaki herangezogen war, über Dijon, fast unter beständigem Kampfe, zuletzt bei Villersexel, am 9. Januar 1871, in eine feste Stellung bei Belfort zurückgegangen.

Hier, wo nicht allein die Belagerung von Belfort zu decken war, sondern wo es auch galt, den heranziehenden, viermal stärkeren Feind vom Eindringen in die theure Heimath abzuhalten; hier, gleichsam in den deutschen Thermopylen, beschloß Werder bis auf den letzten Mann, für's Vaterland und den Ruhm der deutschen Waffen zu stehen und zu kämpfen.

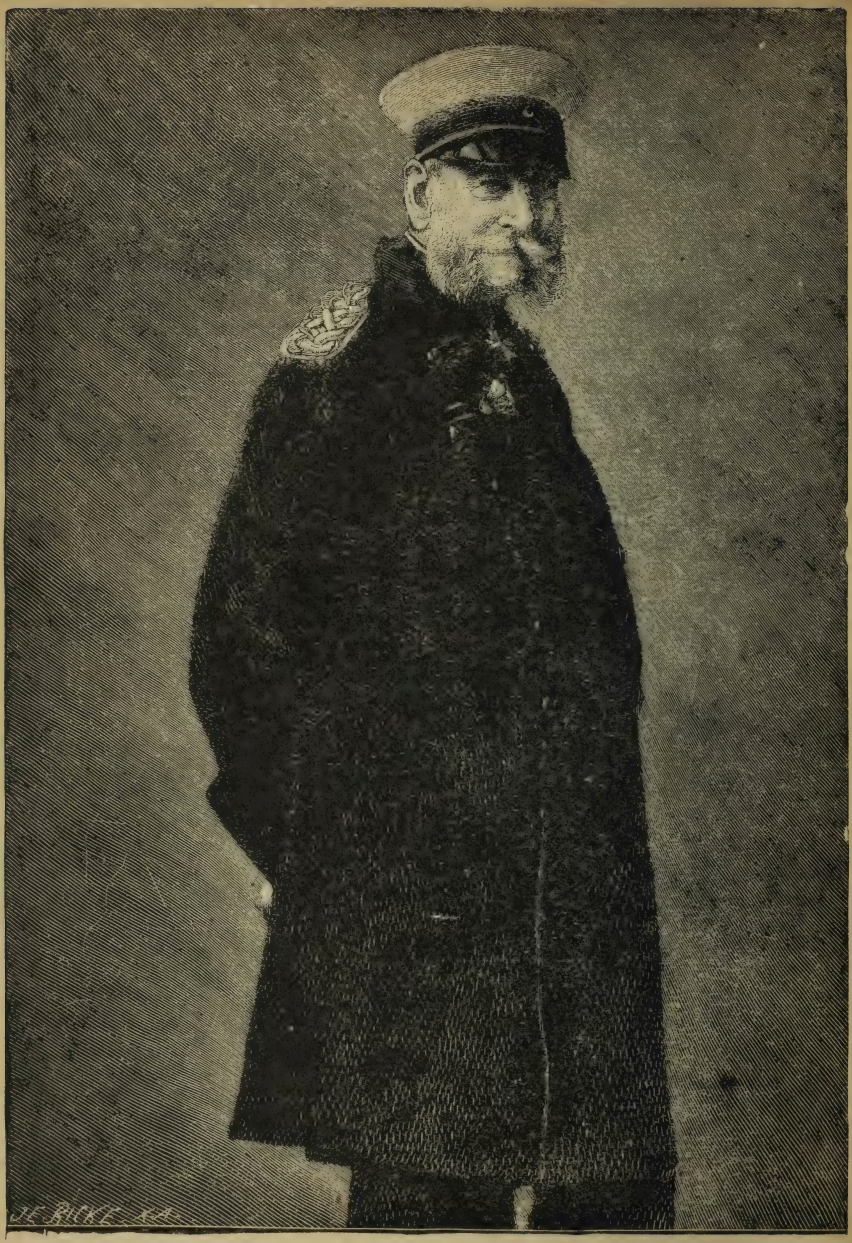
Nicht lange ließ Bourbaki die kampfbereite, todesmuthige Heldenschaar Werder's warten. Am 15. Januar 1871 erschienen seine Soldaten in hellen Haufen, drunten in den Thälern rückten sie an. Die Trompeten schmetterten zum Angriff, und die Trommeln schlugen zum Streite. — Doch — „halt!" — ertönte es von den Bergen herab: Hier kommt keiner von Euch durch! Und

die badischen und preußischen Gewehre knatterten nieder von den Höhen, in die geschlossenen Reihen der Franzosen, daß diese sich bald bedenklich lichteten und zum Rückzuge geblasen werden mußte. Beim Sturm am 16. und 17. Januar ging es nicht viel besser für die Franzosen.

Da hörte Bourbaki plötzlich, daß sich ihm von Paris aus zwei feindliche Corps, (Franseki und Zastrow) unter dem Oberbefehl von Gen. Manteuffel nahten.—Ha! dachte er wohl: „Pommern und Westfalen, das wird schlimm!" Rasch machte er Kehrt und versuchte nach Lyon zu entkommen; allein schon war er vollständig eingeschlossen und ihm blieb jetzt nur noch die Wahl: entweder vor Manteuffel die Waffen zu strecken, oder über die nahe Grenze hinaus, nach der Schweiz zu fliehen und sich dort entwaffnen zu lassen. Er wählte das letztere, und betrat mit seinem Heere in ganz hülflosem Zustande, fast so wie die einst aus Rußland nach Deutschland zurückkehrende „große Armee" Napoleon's I., die Schweiz. 84,000 Franzosen ließen sich dort entwaffnen. (1. Februar 1871.)

Indessen hatten sich vor Paris die Dinge wesentlich zu Gunsten der Deutschen gestaltet. Alle größeren und kleineren Ausfälle des Generals Trochu waren zurückgeschlagen worden; oft mit der bewunderungswürdigsten Tapferkeit der Deutschen gegen die anstürmende Uebermacht. Am 27. December war mit dem Bombardement von Paris begonnen worden, durch welches der Stadt ein ungeheurer Schaden zugefügt wurde. Die Noth und das Elend auf den Straßen und in den Wohnungen begannen ihr düsteres Werk. Schon schritt man in der vollständig eingeschlossenen Stadt zum Verzehren von Ratten und Mäusen, doch hielt man mit bewunderungswürdiger Resignation aus, da man immer noch auf Entsatz hoffte.

Gab es aber Tage, an denen das Volk anfing zu murren und leise seine Stimmen für die Uebergabe der Stadt zu erheben, dann wußte der unermüdliche Patriot Gambetta es immer wieder durch falsche Siegesnachrichten von Außen aufzurichten und hinzuhalten.



Bismarck

Um die Stadt so viel wie möglich zu schonen, sie aber zugleich auch fortwährend zu beunruhigen, warfen die Deutschen täglich nur gegen 300 Granaten in ihr Weichbild und richteten ihr schweres Geschütz, das mit vieler Mühe herbeigeschafft worden war, gegen die Forts und die Vorstädte.

Die Nachrichten von der gänzlichen Zernichtung ihrer Armeen in den Provinzen, die den Belagerten durch Ballons und Brieftauben übermittelt worden waren, bestimmten schließlich Trochu und Gambetta mit einem Theil der ungefähr 425,000 Mann starken Besatzung, einen großen, verzweifelten Massenausfall zu versuchen. Er fand am 19. Januar bei Bozanval mit 100,000 Mann Franzosen statt, war aber vollständig erfolglos, da diese Macht von nur 20,000 Deutschen mit ungeheuren Verlusten auf beiden Seiten, zurückgeschlagen wurde. Auf anderen Punkten ging es den muthigen Belagerten nicht besser.

Es waren die letzten Versuche eines bis zum Tode ermatteten Volkes gewesen. Die Niedergeschlagenheit in Paris war grenzenlos. Der so ohne allen Grund und mit so unbegreiflichem Leichtsinne und unbändigem Stolze von den Franzosen angefangene und geradezu vom Zaune gebrochene Krieg, mußte so für sie enden! Schon am 23. Januar begab sich Jules Favre nach Versailles in's Hauptquartier der Deutschen um die Friedensunterhandlungen zu beginnen. — Am 26. wurden die Feindseligkeiten eingestellt; am 28. ein 21tägiger Waffenstillstand unterzeichnet, damit innerhalb dieser Zeit in Frankreich eine Nationalversammlung berufen werden konnte, die über Krieg und Frieden entscheiden sollte. —

Die Friedensunterhandlungen wurden fast ausschließlich zwischen dem Grafen Bismarck, Jules Favre und Thiers gepflogen. Die Bedingungen, welche Bismarck für den Frieden stellte, waren: Abtretung des Elsaß und des deutschredenden Theils von Lothringen, sammt der Festung Metz, und Zahlung einer Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Franken. —

Mit halbgebrochenen Herzen und thränenfeuchten Blicken vernahmen die beiden französischen Staatsmänner die harten Bedingungen des eisernen Kanzlers. Alle Bitten und Vorstellungen, sowie auch die auswärtiger Mächte prallten an dem starren Willen des deutschen Kanzlers ab. Unerschütterlich blieb er fest, wie der gewaltige Fels eines deutschen Urgebirges. Zu lange schon hatte das deutsche und darunter besonders das brave preußische Volk, die zermalmende, stets zugreifende Hand der Herrscher Frankreichs gefühlt und in deren Faust gezittert und gelitten. Hatten sie Erbarmen gehabt, wenn ein Wehruf dieser Völker sie erreichte? Als man in der Stunde der Schwäche ihnen großmüthig den einst frech hinweggeführten Raub noch ließ, waren sie dankbar dafür?

Haben nicht Jahrhunderte lang Ströme des edelsten deutschen Blutes, in ungerechter Fehde gegen Deutschland, von Frankreich begonnen, den Boden Deutschlands und Frankreichs gefärbt und mit Racheschwüren gedüngt? —

Die Stunde der Vergeltung war gekommen und in ihr wäre abermals Großmuth und Schwäche — Verrath und Verbrechen gewesen. — Und was forderte der strenge Kanzler von Frankreich? Das von Ludwig XIV. dereinst frech gestohlene deutsche Land, wo heute noch die gemüthliche, allemannisch-deutsche Sprache erklingt, die nicht einmal der lange, lange Zeitenlauf von nahezu zwei Jahrhunderten verdrängen konnte. Was nahmen die Deutschen zurück mit Elsaß und Lothringen? Einen deutschen Stamm, ein deutsches Volk, das man in Welschland stets verachtete, in Deutschland stets geliebt und vermißt!

Darum riefen auch wir hier in Amerika damals mit Emil Dietzsch in seinem Liede:

„Es rufen die Glocken von über dem Rhein
Die fröhliche Kunde nach Deutschland hinein:
Ihr Deutschen erhebet ein Sieges-Hurrah,
Zwei urdeutsche Städte, die sind wieder da!
Die gingen verloren dem altdeutschen Reich
Vor zweihundert Jahren durch bübischen Streich;

Doch haben sie wieder „zu Muttern“ gebracht
Die deutschen Soldaten in blutiger Schlacht.
Dich Metz und dich Straßburg, wir grüßen Euch beid'!
Vorüber ist's Sehnen; vorüber ist's Leid;
Wir haben euch wieder im neu-deutschen Reich,
Vom Stamm einst geraubter, allmann'scher Zweig.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Noch ehe aber auch die, von den Höhen vor Paris herab Tod und Verderben speienden Geschütze verstummt und die auserwählten, weisen Männer beider Völker in Berathung wegen des Friedens zusammen waren, spielte sich in den prachtvollen Sälen des Schlosses zu Versailles ein weltgeschichtlicher Akt ab, der Jahrtausende hinein leuchten wird über Länder und Meere, in die Geschichte der Nationen, wie ein herrliches, weithinleuchtendes Morgenroth, nach gewitterschwerer Nacht.

Da wo Jahrhunderte lang die stolzen Herrscher Frankreichs geliebt und gehaßt; geherrscht und sich beherrschen ließen; sei es durch hohe Prälaten oder üppige Frauen; da war jetzt, wie früher, ein Kommen und Gehen; ein Berathen und Befehlen; ein Flüstern und Rufen, als wäre oder sollte Großes geschehen. Aber man sprach nicht in der Sprache, die so lange die Welt beherrscht; nicht in der, die leider so lange auch an Deutschlands Höfen gewaltet, und mit der sich die Fürsten dort die Herzen ihres Volkes entfremdeten.

Nein, das klang ja so klar, so deutlich, als wenn es das geliebte Deutsch wäre, das so tief in die Herzen dringt! — Ja, wahrhaftig, es war Deutsch! Und sie, die es sprachen, waren alle auf einmal so gute Deutsche geworden; im Drange der Verhältnisse; aus innerstem Herzen und beim blutigen Kampfe gegen den Erbfeind. Es waren die Fürsten, Helden und Weisen, aus allen Gauen Deutschlands. Endlich vereint, um nach heißem Kampfe, nach Sieg über Sieg, dem pflichtgetreuen, greisen, nie ermüdenden Führer des tapferen Heeres, dem König Wilhelm von Preußen, die deutsche Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen und ihn für die Zukunft als obersten Schirmherrn des geliebten deutschen Vaterlandes anzuerkennen.

Und als ob solchen Vorhabens die Kunde die Deutschen auch hier traf, hier hüben über dem Meere, da mischte sich unser Jubel mit dem des deutschen Volkes zusammen, denn:

„Geendigt nach langem verderblichem Streit,
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden."

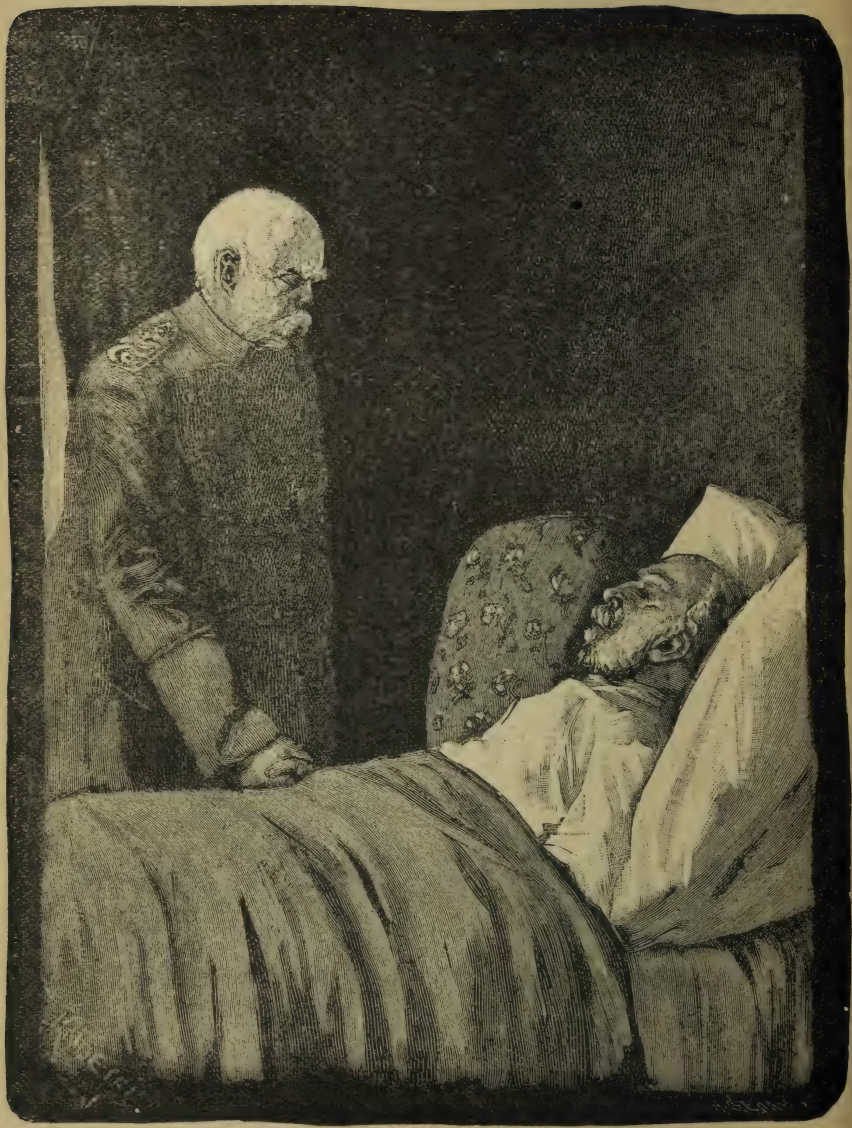
Emil Dietzsch schrieb damals:

„Zu Versailles im glänzenden Spiegelsaal, da harren die Fürsten und Grafen des Festes; sie alle zur Kaiserwahl vom Heere zusammen hier trafen. Sie harren des Helden im Silberhaar, der kühn sie geführt durch die Feinde, vom Rhein bis zur Seine stets Sieger war, durch Eisen und Blut sie vereinte. Sie wollen zum Lohn mit dem Lorbeerkranz den edelsten Deutschen jetzt schmücken; ihn salben als Kaiser, im Ruhmesglanz, die Krone auf's Haupt ihm dann drücken. Die uralte Krone vom deutschen Reich; den Habsburgern ging sie verloren; jetzt werde nach männlichem, gutem Streich Ein Zollern zur Würde erkoren.

Drei Könige riefen zur Kaiserwahl, aus Baiernland, Sachsen und Schwaben, der Herzöge waren's wohl zehn an Zahl, die freudige Antwort auch gaben. Nicht Aachen, nicht Frankfurt soll's diesmal sein, wo sie ihren Kaiser erwählen, sie ritten zum Küren nach Frankreich 'rein, Jahrhunderte werden's erzählen: Wie hier in Ludwig's des Vierzehnten Schloß, des Räubers der deutschen Provinzen, erschienen zum Feste, stolz hoch zu Roß aus Deutschland die Fürsten und Prinzen.

Jetzt feierlich stille, in sich gekehrt, so stehen sie alle im Kreise; ein jeder wohl fühlt wie er selbst sich ehrt, in herrlicher, selbstloser Weise. Dort schauen herab von den Gallerien die Büsten berühmter Franzosen, mit Staunen im Blicke, — als durch hier zieh'n, die Deutschen mit Wilhelm dem Großen. — Des Hohenzollern, des Burggrafen Sproß?

— So möchten wohl gerne sie fragen: Wie kommt der nach Frankreich in's Königsschloß? Sind unsere Heere geschlagen?



Fürst Bismarck's Abschied von Kaiser Wilhelm um die Mittagsstunde am 8. März.
THE SICK EMPEROR AND BISMARCK.

Ein Hohenzollern im Kaisersornat? — Franzosen ist's dahin gekommen? Ihr wehrtet doch sonst ihm den steilen Pfad; hat endlich er jetzt ihn erklommen? — Doch lebend im Saale ist kein Franzos', der Antwort wohl könnte drauf geben. — Horcht auf! Aus dem fernen Geschützesschooß her tönt's, — die Bilder erbeben. — Und wieder und wieder solch' Donnerwort, vermischt sich mit lauten Fanfaren; Ein rasender Jubel pflanzt schnell sich fort; den Kaiser begrüßen die Schaaren. Den Kaiser, den Kaiser vom deutschen Reich! Jetzt wird sich das Volk der Germanen, bald überall mit gar gewaltigem Streich, zur Weltmacht die Straße schon bahnen. Drum wo ein germanisches Herz noch schlägt, — wär's weit auch wohl über den Meeren, da jubelt's vor Freude drob hoch bewegt — zur Heimath, wer wollt' es ihm wehren!!" — — —

Auf Wunsch aller deutschen Fürsten und besonders auf den, wie es damals hieß, — des Königs Ludwig's II. von Baiern, sollte König Wilhelm in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen werden. Bis Ende November hatten die Verhandlungen darüber zwischen den verschiedenen süddeutschen Ministern und Bismarck gedauert und war von ihnen der 18. Januar als passendster Tag dazu auserkoren worden, da an diesem Tage, vor 170 Jahren auch die Erhebung Preußens zum Königreiche stattgefunden hatte. Am 18. Januar 1871 fand denn auch die Ausrufung König Wilhelm's von Preußen zum deutschen Kaiser in Versailles wirklich statt.

Ueber diesen denkwürdigen Vorgang hat der preußische Staatsanzeiger einen amtlichen Bericht erstattet, der also lautet:

„In dem Schlosse Ludwig's XIV., in dem alten Sitze einer feindlichen Macht, die Jahrhunderte hindurch Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahnen geschrieben hatte, fand am 18. Januar, dem 170jährigen Gedenktage des preußischen Könighauses, die feierliche Proklamation des deutschen Kaiserreiches statt. Wenn auch die Verhältnisse der Zeit es bedingten, daß bei dieser für ewig denkwürdigen Feier die Armee das deutsche

Volk zu vertreten hatte, so waren doch die Augen der ganzen Nation, erfüllt vom Dank für das erreichte Ziel der Einigung, auf die Stelle gerichtet, wo im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen König Wilhelm verkündete, daß er für sich und seine Erben an der Krone Preußens den altehrwürdigen Titel des deutschen Kaisers in neuem Glanze wieder herstellen wolle.

Die unabweislichen Pflichten des Kriegsdienstes verhinderten, daß alle Theile des um Paris lagernden deutschen Heeres sich in gleichmäßiger Stärke an der Kaiserfeier betheiligten. Von den entfernter liegenden Truppen, wie von denen der Maas-Armee, hatten nur einzelne Deputationen entsandt werden können. Die Obersten-Führer aber und mit ihnen Abgesandte des Offizier-Corps waren zur Stelle erschienen. Auch für das Bereich der dritten Armee hatte die Ordre des Kronprinzen bestimmt, daß von jedem Regimente drei bis vier Vertreter in Begleitung der Fahnen und außerdem von den höheren Offizieren nur diejenigen nach Versailles sich begeben sollten, denen die dienstlichen Interessen eine kurze Abwesenheit von ihrem Commando erlaubten. Den beiden baierischen Corps war freigestellt worden, ob sie an der Festlichkeit theilnehmen wollten. Sie entsprachen dieser Aufforderung, indem sie den größten Theil ihrer Fahnen nach Versailles abschickten und außerdem sich durch die sämmtlichen Prinzen des baierischen Königshauses, die im Felde vor Paris stehen, sowie durch zahlreiche Deputationen der Offiziere und mehrere Abtheilungen Soldaten vertreten ließen.

Am Morgen des 18. begab sich der Kronprinz nach dem Schloß, um hier seinen Vater zu empfangen. Auf dem Schloßhofe stand, ebenso wie vor der Hauptwache, als Ehrenwache eine Compagnie des siebenten Königs-Grenadier-Regiments mit der Fahne.

Der König verließ Schlag zwölf Uhr das Hauptquartier.

Während der König, umgeben von Prinzen, Generälen, Fürsten und Ministern noch einige Augenblicke in dem Vorzimmer der Festräume verweilte, hatte sich in dem Saale, wo die Feier-

lichkeit stattfinden sollte, — La Galerie des Glaces — (Spiegelsaal) die Versammlung geordnet. An der Südseite, die nach dem Park geht, rechts und links von dem mit einer rothen Decke bekleideten Altar, welche als Symbol das Zeichen des eisernen Kreuzes trug, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst, von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der Ostseite des Festraumes. Die Zahl der anwesenden Offiziere betrug zwischen fünf- und sechshundert. —

Bald nach 12¼ Uhr trat der König in den Festsaal ein, während ein Sängerchor, aus Mannschaften verschiedener Regimenter zusammengesetzt, das „Jauchzet dem Herrn alle Welt" anstimmte. Der König nahm in der Mitte vor dem Altar Aufstellung, im Halbkreise um ihn die Prinzen und Fürsten: Der Kronprinz, Prinz Karl und Adalbert von Preußen, der Kronprinz und Prinz Georg von Sachsen, die Großherzoge von Baden, Sachsen und Oldenburg, die Herzoge von Koburg, Meiningen und Altenburg, die Prinzen Otto, Luitpold und Leopold von Baiern, die Prinzen Wilhelm und August, sowie die Herzoge Eugen der Aeltere und der Jüngere von Würtemberg, die Erbgroßherzoge von Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die Erbprinzen von Meiningen, Anhalt, die Fürsten von Schaumburg-Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt, der Erbprinz von Hohenzollern, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Augustenburg, die Fürsten von Wied, Putbus, Lynar, Pleß, die Prinzen von Reuß, Croy, Biron von Kurland. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generäle und Minister, an der Spitze des linken Flügels des Bundeskanzler Bismarck und der Hausminister Freiherr von Schleinitz, rechts Staatsminister von Delbrück.

Nach dem Chorgesang sang die Gemeinde einen Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr'." Dann folgte die Liturgie und darauf die Festrede. Nachdem der Gesang: „Nun danket alle Gott" und der Segen die kirchliche Feierlichkeit beendet hatte, schritt der König Wilhelm durch die Reihen der Versamm-

lung auf die Estrade zu, verlas vor den Fahnen die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreichs und gab dann dem Bundeskanzler den Befehl zur Vorlesung der „Proklamation an das Volk.“ Mit lauter Stimme rief darauf der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!“

Unter den Klängen der Volkshymne: „Heil Dir im Siegerkranz“ stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein.

Der Kaiser umarmte dann den Kronprinzen „Fritz“, den Prinzen Karl und die ihm persönlich verwandten Fürsten. Dann ließ der Kaiser die Deputationen der Offiziere an sich vorüberziehen und ging an den Reihen der im Saal aufgestellten Truppen entlang. Das Musikkorps hatte sich inzwischen in dem an die Gallerie östlich anstoßenden „Friedenssaal“ aufgestellt. Es begrüßte den Kaiser, als derselbe mit seiner Umgebung den Festraum verließ mit dem Hohenfriedberger-Marsch. Die Offiziere folgten dem Kaiser, die Fahnen wurden von den begleitenden Mannschaften in Empfang genommen.

Den drei hochverdienten Männern, denen Deutschland vorzugsweise die großen Errungenschaften verdankt: Bismarck, Moltke und Roon bezeigte der Kaiser dadurch seine Anerkennung, daß er Bismarck in den Fürstenstand erhob und zugleich mit großem Landbesitz in Lauenburg ausstattete, Moltke und Roon aber mit dem Grafentitel schmückte.

In der Proclamation, die der Kaiser an demselben Tage „an das deutsche Volk“ erließ, heißt es unter Anderm: „Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren.“

— In einer Ansprache an das Heer, an demselben Tage ausgegeben, dankt er demselben für die Tapferkeit und Ausdauer, die es bewiesen und durch die hauptsächlich das Werk der Einigung Deutschlands war vollbracht worden. — — — — —

Die in Versailles begonnenen Friedensunterhandlungen fanden endlich am 10. Mai 1871 in Frankfurt am Main ihren bestimmten Abschluß. In diesem Vertrage verpflichtete sich Frankreich (wie schon oben erwähnt), innerhalb dreier Jahre fünf Milliarden Francs Kriegsentschädigung an Deutschland zu bezahlen. Auch wurde ferner bestimmt, daß bis zur Abtragung dieser Summe deutsche Truppen als Pfand die Champagne besetzt halten sollten. —

In diesem von Frankreich mit Gewalt gegen Deutschland angezettelten Kriege, der kaum sieben Monat gedauert hatte, bestanden die deutschen Truppen im Ganzen 156 Gefechte, darunter 17 größere Schlachten gegen ihre Feinde. Dann hatten sie darin 26 feste Plätze genommen, darunter die stärksten der Welt: Straßburg, Metz und Paris; 6700 Geschütze aller Art und 120 Adler und Fahnen erobert, sowie 11,650 Offiziere und 363,000 Soldaten zu Gefangenen gemacht.

Mit einem Jubel, der fast unbeschreiblich war und mit dem tiefsten Gefühle der Dankbarkeit wurden nach dem Friedensschluß das aus Frankreich heimziehende Heer und seine Führer, vom Kaiser bis zum allerletzten Soldaten herab auf heimathlichem Boden überall empfangen.

Jetzt hatte ein großer Theil des deutschen Volkes erst erkannt, mit welcher Umsicht und Ausdauer dem nun einmal in Deutschland nothwendig gewordenen Uebel, dem Heere, in dessen Verwaltung, Vervollkommnung von Seiten des Generalstabs, auf Veranlassung des Kaisers obgelegen worden war. Die Mehrausgaben hatten glänzende Früchte getragen, denn von dem in Frankreich schon längst geplanten Einfall, oder dem „Spaziergang nach Berlin", mußten die Franzosen, wegen der Schlagfertigkeit der deutschen Armee, wohl oder übel — Abstand nehmen. Oder sah man vielleicht dem zarten, rücksichtsvollen Besuche der

Turkos und Zuaven auf deutschem Gebiete mit Sehnsucht entgegen? — Schwerlich! Die Erinnerung an die zügellose, französische Soldateska lebt noch zu frisch in dem Gedächtnisse der Deutschen, um Verlangen danach haben zu können. —

Mit desto größerem Eifer und frischerer Herzensfreudigkeit ging man nun an das Werk des Friedens, an den Aufbau eines einigen, deutschen Reiches. Schon am 21. März 1871 konnte Kaiser Wilhelm den ersten allgemeinen, deutschen Reichstag in Berlin eröffnen. In seiner Eröffnungsrede sagte er unter Anderem Folgendes:.....

„Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig: es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnet, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben".....

.... „Der ehrenvolle Beruf des ersten deutschen Reichstages wird es zunächst sein, die Wunden nach Möglichkeit zu heilen, welche der Krieg geschlagen hat, und den Dank des Vaterlandes denen zu bethätigen, welche den Sieg mit ihrem Blute und Leben bezahlt haben." ...

.... „Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des jüngsten Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten, als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren."....

.... „Die Lage der für Deutschland rückerworbenen Gebiete wird eine Reihe von Maßregeln erheischen, für welche durch die Reichsgesetzgebung die Grundlagen zu schaffen sind .... „Möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich

in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! — Das walte Gott!!" — — — — — — — — —

Mit gutem Muthe und Willen ging der deutsche Reichstag nach diesen jedes deutsche Herz erhebenden Worten des Kaisers an die Zusammenstellung der Reichsverfassung. Die schwierige Frage, welchem deutschen Staate die neuen Provinzen Elsaß und Deutsch-Lothringen einverleibt werden sollten, da sie ja von allen deutschen Staaten gemeinsam erworben worden waren, löste man endlich auf die Weise, daß sie als unmittelbare Reichslande vom Kaiser verwaltet werden sollten. In Folge dessen ernannte der Kaiser Wilhelm den Fürsten Bismarck, den nunmehrigen Kanzler des deutschen Reichs, zum Statthalter in denselben. — — —

Der aufrichtige Wunsch, daß Deutschlands Aufgabe für die Zukunft hauptsächlich die sein müsse: den Frieden aufrecht zu erhalten, den der Kaiser in seiner Rede bei Eröffnung des deutschen Reichstags betonend ausgesprochen, fand bei den Nachbarvölkern des deutschen Reichs wenig Glauben. Man fürchtete der Länderappetit des Kaisers und Bismarck's sei mit dem Verspeisen von Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen noch nicht gestillt und betrachtete demnach alle Vorgänge im Reiche mit dem größten Mißtrauen.

Zudem ging Frankreich schon wieder mit Rachegedanken gegen Deutschland um, die verletzte Eitelkeit nagte mehr an seinem Herzen, wie die verlorenen Provinzen, denn im deutsch-französischen Kriege erblaßte sehr bedenklich **"La Gloire de la France,"** es sah sich deßhalb offen nach etwaigen Bundesgenossen für die Zukunft um, nur wußte es noch nicht, sollte es sich in seinem Schmerze, weinend an die Brust Oesterreichs, Rußlands oder Italiens werfen. Auch waren die Slaven den Deutschen wegen der kriegerischen Erfolge in Frankreich sehr gram und ließen ihrem Haß gegen den „Schwob" überall freien Lauf. —

Daß dadurch Deutschland noch immer gezwungen wurde, ein großes Heer in Bereitschaft zu halten, um nicht aus der Rolle des Hammers in die des Ambos zu fallen, gab einestheils den

Socialisten und den mit diesen verbündeten Anarchisten den willkommenen Anlaß zu geheimen Wühlereien, anderntheils aber auch den Ultramontanen, die mit Ingrimm sahen, wie das protestantische Preußen in Deutschland die Oberhand bekam. Hatten aber dieselben schon seit beinahe einem Jahrtausend stets — selbst den katholischen Kaisern von Deutschland die Zähne gezeigt, warum sollten sie sie nicht um so viel mehr auch gegen den ersten protestantischen Kaiser von Deutschland thun?

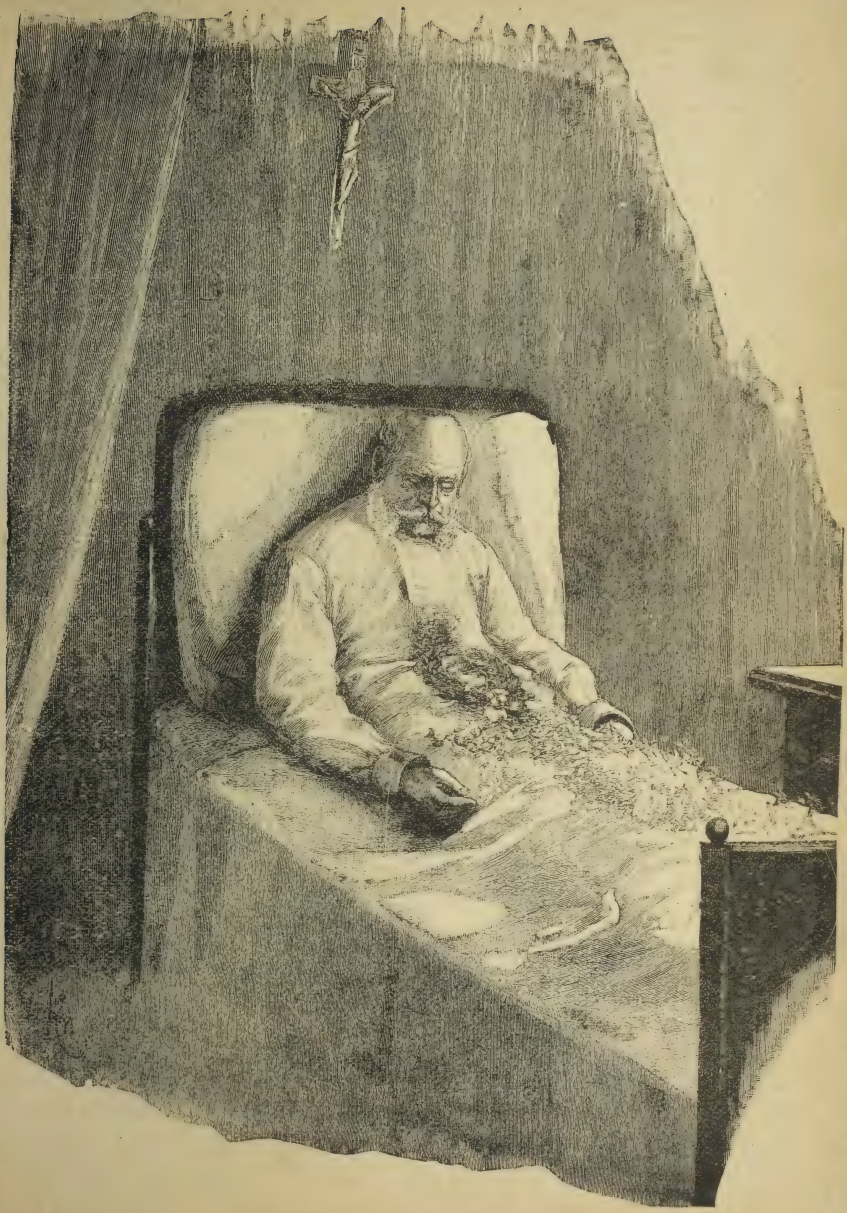
Und deßhalb fand denn auch der Kaiser, als er kaum mit seinem siegreichen Heere aus Frankreich zurückgekehrt war, ein anderes feindliches Heer unter dem General Windthorst schon schlagfertig und bereit im Innern des neugegründeten Reiches vor, ihn und seinen Kanzler Bismarck zu einem Gange nach Canossa zu zwingen. Diese Soldaten standen hinter den Wällen des Centrums im Reichstage und stellten für ihre Ergebung vor der Hand einmal folgende Bedingungen:

1) Deutschland soll die weltliche Souveränität des Papstes, welche die Italiener demselben nach dem Sturze Napoleon's genommen hatten, wiederaufrichten.

2) Daß das Reich das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, welches von den Papisten auf dem römischen Konzil am 18. Juli 1870 beschlossen worden, als einen für alle Katholiken verbindlichen Glaubenssatz anerkenne und die sich dagegen Auflehnenden bestrafen lasse.

Allein die deutschen Regierungen erwogen die große Staatsgefährlichkeit jener von den Jesuiten aufgebrachten Lehre und schützten den Glauben der Altkatholiken gegen Verfolgung.

Auch jetzt wieder, wie zum Anfang des siebenjährigen Krieges gegen Friedrich den Großen, hofften die Jesuiten auf die Unterstützung von Oesterreich und Frankreich. Damals gelang es ihnen, bei zwei Weibern fanden sie Gehör: in Oesterreich bei Maria Theresia, und in Frankreich bei der Pompadour, dem Kebsweibe Ludwig XV. — Heute gelang es ihnen vor der Hand noch nicht, denn Bismarck war es unterdessen gelungen, Oester-



Kaiſer Wilhelm auf dem Todtenbett.
THE DEAD EMPEROR.

reich zu überzeugen, daß diesem die Freundschaft des deutschen Reiches mehr nütze wie schade, und die Beziehungen zwischen den beiden Reichen wurden daher die besten.

Trotz dieser inneren Kämpfe und Mißhelligkeiten setzte der deutsche Reichstag nach und nach doch die Gesetze für gleiches Maaß und Gewicht, für gleiche Münze, gleiches Rechtswesen und das Septennat, d. h. den Bestand des Reichsheeres im Frieden auf je sieben Jahre, im Reiche durch.

Seit dem Jahre 1877 hatte sich im Reichstage aber eine immer merklichere Veränderung vollzogen. Die konservativ-liberale Mehrheit, welche die beiden Reichstage aufwiesen, wurde bei den Wahlen vom Januar 1877 und vom Juli 1878 geschwächt und im Jahre 1881 endlich gänzlich vernichtet. Im Jahre 1884 hatten die sechs Oppositionsparteien, d. h. die Ultramontanen, die Deutschfreisinnigen, die Socialdemokraten, Demokraten, Polen und Elsaß-Lothringer über 240 Stimmen zu verfügen; die regierungsfreundliche dagegen nur über 160. Und davon waren, wie Bismarck in seiner meisterhaften, im März 1885 im Reichstage gehaltenen Rede erklärte, nur die „Parteisucht und die leidige Sonderbündelei" schuld, die beide wie böse Krebsgeschwüre seit Jahrtausenden an dem Körper des deutschen Volkes herumfressen.

Der Sinn für's gemeinschaftliche Wohl ist bei den Deutschen noch zu wenig ausgebildet und kann auch nur nach und nach, durch öfters gemeinschaftlich ausgeführte, große Thaten und Kämpfe, aber nicht in zu langen Zwischenpausen, mehr geweckt, gehegt und gepflegt werden. In der Schweiz wuchert der Kantönligeist; in Deutschland der Geist des Zaunkönigthums. —

Die Hauptnahrung zur wachsenden Unzufriedenheit gaben so seit der Gründung des neuen Deutschen Reiches der sogenannte *Kulturkampf*, das ist der Kampf der Ultramontanen gegen das protestantische Kaiserthum, die im Reichstag behaupten im Sinne aller Katholiken Deutschlands zu sprechen und zu handeln, was sehr zu bezweifeln ist, und die *socialistische* Partei, auf deren Rechnung ein kleines Häuflein Anarchisten die bedauer-

lichsten Excesse ausführen, die dem gemäßigten Fortschritt mehr schaden wie nützen.

Wie schon früher bemerkt, hatten sich bald nach dem Kriege die Ultramontanen um ihren Führer, den früheren Welfen-Minister Windthorst, der auch das Zaunkönigthum als eingefleischter Hannoveraner vertritt, geschaart, um den verhaßten Bismarck und seinem protestantischen Herrn von nun an so viel sauere Tage, wie nur möglich und das Deutsche Reich, das zu zwei Drittel protestantisch, also die „Hochburg der Ketzerei" (wie sich einer ausdrückte) ist, in seinen Grundfesten bald schwankend zu machen.

Die fanatischsten der ultramontanen Geistlichen predigten ihren Pfarrkindern die Lehre, daß sie vor allen Dingen im Leben stets katholisch, d. h. Anhänger des Papstes sein müßten, dann aber auch etwas „Deutsch" sein dürften.

In Folge dieser beklagenswerthen Thatsache wurden im Jahre 1872, durch einen Reichstagsbeschluß, die vornehmsten Verbreiter und Pfleger dieser unpatriotischen Lehren, — die Jesuiten aus dem Deutschen Reiche ausgewiesen; die Schulaufsicht der Geistlichkeit genommen und weltlichen Beamten übertragen und schließlich durch die sogenannten Maigesetze die kirchliche Machtvollkommenheit der Staatsgewalt gegenüber, genau bestimmt. — Dieser unglückselige Kulturkampf spitzte sich im Laufe der Zeit immer mehr zu. Wie ehemals, vor Jahrhunderten erschallte in Deutschland wieder das alte Kriegsgeschrei: „Hier Welf! Hier Waiblingen!" und in beiden Lagern stieg die Gehässigkeit, die dem Gedeihen der Religiosität im Allgemeinen schadete. Das Traurigste dabei war jedenfalls das, daß der Partikularismus sich kräftigte, indem das fanatisirte, verständnißlose Volk oft zu Zwecken aufgeboten wurde, die mit der Religion gar nichts zu thun hatten.

Zum Heile Deutschlands folgte dem im Jahre 1878 mit Tod abgegangenen, streitbaren Papst Pius IX. der maßvolle, geistig hochbegabte Papst Leo XIII. Unter ihm kam es bald zwischen Preußen und der Kurie zu Unterhandlungen, bei welchen

die den Katholiken Deutschlands so verhaßten Maigesetze beinahe ganz beseitigt wurden. Die seither unbesetzten Bischofsstühle in Trier, Limburg, Münster, Paderborn und Köln wurden wieder besetzt, und eine regelmäßige Seelsorge in den katholischen Gemeinden wieder ermöglicht und andere Zugeständnisse an die Katholiken gemacht, so daß Papst Leo XIII. 1887 sich mit denselben vor der Hand als zufrieden erklärte. Dem persönlichen religiösen Gefühle des Kaisers kam ein derartiges Entgegenkommen sehr willkommen, denn es darf nicht vergessen werden, daß auch auf protestantischer Seite energisch gegen den Kulturkampf angekämpft worden war.

Ob es die deutschen Ultramontanen-Führer jetzt mit Deutschland gut und ehrlich meinen, wird die Zukunft lehren. Dem Kulturkampf stand die *sociale Frage* als Hemmschuh in der Entwicklung der nationalen Größe und des nationalen Selbstbewußtseins im Reiche recht hülfreich zur Seite. —

Die Flüche und Zornesausbrüche über das Mißverhältniß von Recht und Glück, Verdienst und Erfolg auf Erden haben schon seit Jahrtausenden, ja schon so lange die Menschheit besteht, die Lüfte durchdrungen, ohne daß ihnen jemals Abhülfe geworden wäre. Und warum? Weil leider die von vielen jenen großen Menschenbeglückern gepredigte Menschenbruderliebe nur hohle Phrasen waren, die sie zur Erreichung ihrer selbstischen Zwecke gebrauchten, um dem Volke Sand in die Augen zu streuen, damit sie leichter im Trüben fischen konnten.

„*Johannes Scherr*" sagt darüber in einem Aufsatze betitelt: „Der Dede-Sultan": „Die praktischen Versuche, das Uebel der naturgesetzlichen Ungleichheit unter den Menschen mittelst kommunistischer Gesetzgebungen oder Einrichtungen aufzuheben, sind von ältester Zeit bis auf die jüngste entweder kläglich gescheitert, oder sie haben beklagenswerthe, geradezu bestialisirende Wirkungen gehabt. Wo sie einen zeitweiligen Schein von Erfolg erzielten, waren sie nicht etwa auf Vernunftschlüsse und Humanität, sondern vielmehr auf den albernsten religiösen Fanatismus basirt. — So haben z. B. die „*Rappisten*" in der

kommunistischen Kolonie „Harmony" in den Vereinigten Staaten allerdings ein ungeheures Gemeinvermögen angehamstert, aber um welchen Preis? Um diesen, daß sie auf Befehl ihres Papstes Rapp zur Naturwidrigkeit der Möncherei zurückkehrten, der Ehe entsagten und Manustupranten wurden. Das Ende der ganzen Herrlichkeit war, daß zuletzt nur noch etliche halb und ganz blödsinnige Greise durch die öden Gassen von Harmonie wankten."— — —

Und weiter sagt derselbe freisinnige Geschichtsschreiber noch: „Der Kommunismus, wofür ja der Socialismus nur ein verschämterer Name ist, muß vermöge der ihm innewohnenden zwingenden Logik überall und allezeit zur Vernichtung der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung, wie zur Vernichtung der Ehe und folglich zur Zerstörung der Familie vorschreiten...." Der Socialismus vernichtet die Persönlichkeit, entwurzelt den Trieb und Drang des menschlichen „Ich"...Er verhütet Jeden, sich so oder so hervor zu thun vor seinen Mitkämpfern und sein Glück selber zu schmieden;.....verwandelt die Gesellschaft in eine Staatszwangsarbeiterkaserne, wie sie Lasalle und Andere dem Volk, verschiedenes abgerechnet, vorgeschwindelt haben"....

Diese socialistischen oder vielmehr anarchistischen Lehren führten auch am 11. Mai 1878 zu dem feigen Mordversuche Hödel's auf den 81jährigen Kaiser Wilhelm, und einige Wochen darauf, am 2. Juni 1878 zu dem des Dr. phil. Nobeling's wieder auf denselben. Der erstere feuerte auf den ahnungslos mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, spazierenfahrenden Greis zwei Revolverschüsse ab, ohne ihn zu treffen; der letztere verwundete ihn mit einem Schrotschuß aus einer Büchse an Gesicht und Kopf an etwa dreißig verschiedenen Stellen.

Hödel wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet. Nobeling entleibte, als er verhaftet worden war, sich selbst.

Die Folgen dieser anarchistisch-socialistischen Heldenthaten sollten nicht ausbleiben. Ganz Deutschland zitterte vor Wuth über die ungerechtfertigten, elenden Mordversuche an einem 81jährigen Manne, ausgenommen die paar geheimen Anstifter

Trauer in der Familie.
THE MOURNING GERMAN FAMILY.

dieser Schandthat und ihre in England in vollständiger Sicherheit sich aufhaltenden Mitwisser.

Am 19. October 1878 nahm der Reichstag die Gesetze „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie" an, durch welche die Vereine der Socialdemokraten aufgelöst, ihre Presse verboten, ihre ganze äußere Organisation zerstört und an den Hauptpunkten der Organisation, in Berlin, Hamburg und Leipzig die Verhängung des s. g. kleinen Belagerungszustandes erklärt wurde.

Das Gesetz war zunächst auf 2½ Jahre gültig, wurde jedoch später noch dreimal verlängert und ist jetzt noch bis zum Jahre 1890 gültig. —

Beim Erlaß dieser Gesetze fühlte man jedoch auch zugleich, daß den berechtigten Wünschen der Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage unbedingt Rechnung getragen werden müsse. Zu diesem Zwecke beantragte Bismarck die Gesetze zu Gunsten der Arbeiter in Unglücksfällen und Unterstützung derselben in Krankheitsfällen, die anfangs zwar sehr bekämpft, zuletzt aber mit großer Mehrheit angenommen wurden. Auch hofft man, daß das nächste Ziel, die Errichtung einer Alters- und Invalidenversorgung für Arbeiter bald erreicht werden wird. An allen diesen Fragen nahm der Kaiser Wilhelm den wärmsten Antheil und es wäre zu wünschen, daß für die Zukunft der Ausspruch Friedrich's des Großen, „daß er der König der armen Leute sei," sich auch bei seinen Nachfolgern bewahrheiten würde. Wie es scheint, hat der jetzige, leider so kranke Kaiser Friedrich den Willen dazu. Wie Kaiser Wilhelm selbst schon längst darüber gedacht, zeigte er in seiner Rede vom 17. November 1881. Als er sagte: „Schon im Februar haben wir unsere Ueberzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der socialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Unterdrückung socialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohls der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für unsere Pflicht, dem Reichstage diese Aufgaben von neuem an's Herz zu

legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge unserer Regierung herabblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen."

In seiner Ansprache an den Reichstag vom 14. April 1883, sprach der Kaiser Wilhelm folgendes: „Unsere kaiserlichen Pflichten gebieten uns daher, kein in unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, so lange Gott uns Frist giebt zu wirken."

Nur wer sich erdreisten kann zu sagen, daß alles das, was der Kaiser da ausgesprochen, und durch Bismarck in's Leben gerufen und in's Rollen gebracht hat, nichts wie Heuchelei und Lüge sei, wird auch deren Regierung verdammen, die sich am letzten Ende aber schon gar zu oft als die richtige erwiesen hat. Die Mehrheit des deutschen Volkes weiß und fühlt aber auch, daß die Regierung seit Jahren stets bereit war, auf dem Wege des Gesetzes vorwärts zu schreiten und die Lage des Volkes zu verbessern, was sie auch durch die Einführung des Zolltarifs im Jahre 1879 bewiesen hat.

Einer der letzten freundlichen Sonnenblicke in der langen und ereignißreichen Regierungszeit des Kaisers Wilhelm I. war die Verwilligung des s. g. Septennats (oben schon erklärt), angesichts des überall drohenden Auslandes, das mit einer Stimmenzahl von 223 gegen 48 am 21. Februar 1887 durchging, und die einstimmige Annahme des neuen Wehrgesetzes im Reichstage, wodurch das Heer des deutschen Volkes im Falle eines Krieges um 700,000 Mann verstärkt ward.

Diese Einstimmigkeit bei der letzteren Abstimmung schuf hauptsächlich Bismarck's gewaltige Rede: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst Niemand auf der Welt" am 6. Februar 1888.

Diese großartige Kundgebung nationaler Einigkeit und Opferwilligkeit wurde bei allen guten Deutschen auf dem ganzen Erdenrund mit ungeheurem Jubel begrüßt und die Beglückwünschungstelegramme darob langten in Berlin aus allen Welttheilen zu Tausenden an. Auch hier in Chicago war man vollen Jubels und Emil Dietzsch dichtete auf Bismarck's Rede folgendes Lied, nach der Melodie: „Die Wacht am Rhein", das mit Begeisterung in einer großen Versammlung hier am 7. Februar 1888 gesungen wurde:

FUROR TEUTONICUS.

Ein Blitzstrahl fuhr von Deutschland her
Und schlug hier ein, weit über'm Meer;
Er bracht' uns Bismarck's stolzes Wort,
Das riß jed' deutsches Herz mit fort;
Wie Donner hallt's: Franzos und Russ':
Eins ist's, das stets man fürchten muß:
Furor teutonicus, teutonicus!

Wir Deutschen fürchten Gott, sprach Er,
Sonst Niemanden zu Land und Meer;
Den Teufel selbst nicht unser Heer
Wir laufen hinter Keinem her;
Drum wohl bedenkt's, Franzos und Russ'
Eins ist's, das stets man fürchten muß:
Furor teutonicus, teutonicus!

Und wirst du einst mit Pein und Noth,
Lieb' Vaterland, vom Feind bedroht,
Dann zähl' auf uns, du Kaiserreich,
Du Feind auf unsern Todesstreich;
Drum wohl bedenkt's, Franzos und Russ',
Ein's ist's, das stets man fürchten muß:
Furor teutonicus, teutonicus!

Lang träumt oft, wie vom Kampfe müd',
Von Lieb und Lust ein deutsch Gemüth;
Doch weh' dem, der's zu lange neckt,
Urplötzlich da empor sich's reckt;
Dann wälzt sich wie ein Feuerguß
Zum Feind hinein, wie Lavafluß.
Furor teutonicus, teutonicus!

Neuntes Kapitel.

Kaiser Wilhelm's Ende.

Bis zum Beginn unseres Jahres 1888 hatte sich der Kaiser Wilhelm, den Umständen gemäß, einer außerordentlichen Rüstigkeit erfreut. Zwar litt er von Zeit zu Zeit an Erkältungen, oder sonstigen vorübergehenden Unpäßlichkeiten, die er sich meistens „im Dienst," bei anstrengenden Besichtigungen der Armeecorps und bei deren Feldübungen geholt, so auch bei Gelegenheit der Arbeitbesichtigung an dem Nordseekanal. Doch mußte er sich, so viel wir wissen, erst seit etwa zwei Jahren des Reitens bei solchen militärischen Angelegenheiten enthalten, und sich eines Wagens bedienen.

Bei allem dem war bis kurz vor seinem Tode sein Erscheinen überall ein äußerst einnehmendes und gewaltigen Eindruck machendes. Seine wohlwollenden, freundlichen Gesichtszüge, umrahmt von den spärlichen, silberweißen Löckchen, öffneten sich überall die Herzen gefühlvoller Menschen; ja selbst das des unversöhnlichen baierischen Preußenfeindes, des fanatischen Dr. Sigl, fühlte sich dereinst, als der den Kaiser einmal von Weitem sah, betroffen und seine Gehässigkeit ward dadurch sogar etwas gemildert. —

Ueberall, wo im Laufe der letzten Jahre des Friedens den greisen Kaiser seine Wege hinführten, ob in Regierungsgeschäften oder zu seiner nothwendigen Erholung, in Stadt und Land wurde er stets von dem ihn erblickenden Volke aller Nationen auf's Herzlichste begrüßt. So in Würtemberg, Baiern, Baden; auf österreichischem Boden und im Elsaß.

Auch im Kreise seiner Familie gab es viele Stunden voller Freude, denn diese wuchs und gedieh zusehens, wohl nach dem innigsten Wunsche seines Herzens. Und wem ist nicht das liebliche Bild in der Zeitschrift: „Ueber Land und Meer" im Gedächtniß, auf welchem der greise deutsche Kaiser Wil-

Großherzog von Baden. Kronprinz Wilhelm Kronprinz von Schweden

Prinz Heinrich

FUNERAL PROCESSION OF THE EMPEROR.

helm, umgeben von Sohn und Enkel, seinen Urenkel im Arme hält und ausruft: „Vier Könige“!

Da traf den greisen, um seine Nachkommen stets so besorgten Vater und Stammhalter, die schmerzliche Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit seines Sohnes, des jetzigen Kaisers, der von einem fast räthselhaften, scheinbar unheilbaren Halsleiden befallen wurde. Und mit dieser unheilvollen Nachricht begannen die Lebensgeister des hochbejahrten Helden sichtbar zu sinken.

Der Kronprinz siechte an seinem furchtbaren Leiden trotz der aufmerksamsten und zweckentsprechendsten Pflege, der ausgezeichnetsten Aerzte dahin, und die Ansicht der besten deutschen Gelehrten, die behaupten, daß die Krankheit — Krebs sei, scheint sich leider bestätigen zu wollen, obgleich die auf den Wunsch seiner Gattin herbeigerufenen englischen, medicinischen Behandler des Kranken, dieser Ansicht heute noch nicht beipflichten. Am 9. Februar 1880 wurde an dem bedauernswerthen Kronprinzen, dem Erben der deutschen Krone, ferne von seiner Heimath und seinem ihn so sehr liebenden Vater, in der Villa Zirio in dem Städtchen St. Remo an der Riviera ein Luftröhrenschnitt vollbracht.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller schreibt über die folgeschwere Leidensgeschichte der deutschen Kaiserfamilie folgendes: „Das schwere Leiden des einzigen Sohnes war zu viel für den greisen Vater; unter Thränen fand ihn eines Nachts sein treuer Leibarzt Dr. von Lauer aufrecht im Bette sitzend und sich sehnend nach dem geliebten Sohn. — Als Ende Februar auch noch des Kaisers Liebling, sein Enkelkind, Prinz Ludwig von Baden, plötzlich in blühender Jugend hinweggerafft wurde, da war die Widerstandskraft des fast 91jährigen Monarchen erschöpft. Eine Erkältung am 3. März warf ihn auf's Krankenlager; am Morgen des 9. März, 32 Minuten nach acht Uhr, ist Kaiser Wilhelm entschlafen. Noch am Tage vorher bezeugte er dem Reichskanzler, wie dieser vier Stunden nach dem Eintritt des Todes dem Reichstag mit vor Schmerz erstickter Stimme mit-

theilte, daß die in den letzten Zeiten so herrlich hervorgetretene Einigkeit aller Fürsten, Völker und Parteien Deutschlands ihm große Stärkung und Freude in allem Leiden bereitet hätten.

Die letzten Worte aber, welche die Umgebung von ihm vernahm, galten dem fernen Sohne; seinen „armen Fritz" wünschte er noch einmal umarmen zu dürfen. Statt dessen aber stand am Sterbebette sein jugendblühender Enkel, Prinz Wilhelm; neben ihm saß in ihrem Stuhle die ebenfalls kranke Kaiserin Augusta, welche die Hand des Gemahls mit der ihren umschlossen hielt, bis das Ende eintrat. Die Züge des Kaisers waren auch im Tode noch mild und freundlich."

Ueber das häusliche Leben des greisen Kaisers noch in dem letzten Jahre vor seinem Tode, erfuhr man durch einen ihm Nahestehenden Folgendes: Von vierundzwanzig Stunden bringt der Kaiser stets fast vierzehn mit Ausübung seiner Pflichten als Monarch zu. Dabei trägt er von des Morgens früh, bis er spät am Abende sich zur Ruhe begiebt, die Uniform der Garde und Militärstiefel. In der Frühe, um sieben Uhr, betritt der dienstthuende Leibdiener des Kaisers dessen Schlafzimmer mit einer Tasse Thee, die der Monarch trinkt, ehe er sich erhebt.

In früheren Jahren stand er beim Erwachen sofort auf und kleidete sich, ohne Hülfe eines Dieners an. In jüngster Zeit ist ihm jedoch von seinen Aerzten empfohlen worden, nach dem Erwachen noch eine Stunde etwa im Bette zuzubringen. — Der Kaiser erhebt sich deßhalb jetzt erst stets gegen acht Uhr, macht jedoch auch heute noch, nur mit gelegentlicher Hülfe seines Dieners, Toilette.

Seine nächste Leibdienerschaft besteht aus drei Personen, die ihm schon seit Jahren treu dienen und die ihn auch überall auf seinen Reisen begleiten. Seine beiden Leibdiener heißen Uckermärker und Krause; sein Kleidermeister ist Engel. Sie wechseln alle 24 Stunden den Dienst. Gegen neun verfügt sich der Kaiser nach dem Zimmer seiner Bücherei, wo er auch in der Regel sein Frühstück einnimmt, das aus Thee und geröstetem Brot besteht. Bald darauf betritt er sein Arbeitszimmer, wo er zuerst den

Bericht des Polizeipräsidenten entgegennimmt. Dann durchliest er die eingegangenen Briefe und unterzeichnet die für ihn bereit gelegten wichtigsten Schriftstücke.

Punkt zehn Uhr empfängt er darauf den Oberhofmarschall, Herrn von Wilnowsky, und gewährt diesem eine kurze Audienz, worauf er weitere Berichte entgegennimmt, Befehle ertheilt und sonstigen Regierungsangelegenheiten seine Aufmerksamkeit schenkt bis halb ein Uhr.

Um diese Zeit nimmt Se. Majestät das zweite Frühstück ein, das aus einem Teller Suppe und einer leicht verdaulichen Fleischspeise besteht.

Die Gerichte für das Frühstück und den Mittagsimbiß werden von dem Leibarzte und dem Koche des Kaisers zusammengestellt und dabei auf deren Zweckmäßigkeit große Rücksicht genommen, doch wird darüber stets erst die Genehmigung des Kaisers eingeholt, der aber selten an dem für ihn Bestimmten Aussetzungen macht.

Das umlaufende Gerede, daß abgekochte Hummer und Seespinnen Leibgerichte des Kaisers seien, entbehrt ganz der Wahrheit. —

Die Leibärzte haben dem Kaiser angerathen, während des Frühstücks und des Imbiß am Nachmittage ein Glas alten Bordeaux's zu nehmen, da er sich jedoch sehr wenig aus Wein machte, beschloß er dem Wunsche seiner Aerzte dadurch theilweise nachzukommen, daß er den empfohlenen Bordeaux mit Seltzer Wasser vermischt, trinkt. —

Wenn vor seinem Palais die Wache abgelöst wird, verfehlt der Kaiser fast nie, sich an dem, allem Volke in Berlin wohlbekannten Eckfenster seines Zimmers zu zeigen und für die lauten Begrüßungen des Volkes durch Winke mit der Hand zu danken.

Nach dem zweiten Früstück macht der Monarch seine gewöhnliche Ausfahrt, von der er gewöhnlich gegen drei Uhr zurückkehrt.

Dann nimmt er sofort seine Arbeit wieder auf und ertheilt Audienzen bis um fünf Uhr.

Um diese Zeit beginnt die Hauptmahlzeit, die bis sechs Uhr währt. Darauf begiebt er sich in sein Arbeitszimmer und liest dort die Zeitungen, oder läßt sich Abschnitte daraus vorlesen.

Kurz nach sieben Uhr besucht der Kaiser, wenn sonst nichts vorliegt, das Theater, von dem er sich nur dann ferne hält, wenn ein beachtenswerther General, Beamter oder Staatsmann, der mit Tod abgegangen, auf Beerdigung wartet. Nach dem Theater wird in den Gesellschaftszimmern des Kaisers in engerem Kreise noch einmal Thee gereicht. Erst gegen elf Uhr zieht er sich, jetzt zur Ruhe bereit, in seine inneren Gemächer zurück, jedoch nie, ohne zuerst noch einmal sein Arbeitszimmer betreten zu haben, um dort nachzusehen, ob dringende Geschäfte für ihn noch vorliegen und abzufertigen sind.

Während der Arbeitszeit ergötzt sich der Kaiser vorzugsweise gern am Anblick von Kornblumen; ja, er erklärt, ohne deren Anblick nicht gut arbeiten zu können. Es werden daher auch vorzugsweise diese Blumen in einem Treibhause bei Potsdam gezogen, so daß die Vasen auf dem Arbeitstische des Greises nie dieser lieblichen Zierde ermangeln.

Beim Beschreiben der ihm vorgelegten Documente bedient sich der Monarch eines großen, sehr dicken Bleistiftes, der eigens für ihn verfertigt wird. Der Kaiser raucht weder, noch schnupft er, bringt seine freie Zeit aber gern in Gesellschaft der Kaiserin zu, gegen die er stets sehr zuvorkommend und aufmerksam ist.

Zur Zeit, als Nobeling das Attentat auf den Kaiser ausführte, war die Kaiserin so unpäßlich, daß sie in den ersten Tagen nicht im Stande war, ihren verwundeten Gemahl zu trösten. Zuletzt schleppte sie sich mit großer Mühe die Treppe hinunter, in das Zimmer desselben, das sie von höheren Offizieren angefüllt fand. Die Thüren waren geöffnet und als der Kaiser die Stimme seiner Gattin draußen vernahm, rief er ihr lächelnd zu: „Tritt näher, Frau, tritt näher!“ und als sie sich ihm dann nahete, vergossen Beide bald Thränen und umarmten sich in Gegenwart der ganzen hohen Gesellschaft.

Mit dem am 9. März 1888 erfolgten Tode des 91jährigen

deutschen Kaisers Wilhelm I. schloß sich auch ein großer, bedeutungsvoller Akt in der Weltgeschichte, in welchem er vor vierzig Jahren anfing die schwere, oft undankbare Rolle des Helden zu spielen.

Wie er selbst, nach der Schlacht von Sedan, in dem Briefe an seine Gattin, die Königin Augusta, in Berlin ausgerufen: „Welch eine Wendung!" — so konnte man auch nach seinem Tode ausrufen, denn noch nie ist ein Monarch bei seinem Tode von allen Völkern auf Erden so aufrichtig und allgemein betrauert worden, wie Kaiser Wilhelm, und doch hatte er im Jahre 1848 sein Vaterland verlassen müssen, da Preußens Volk ihn damals für den Urheber aller reaktionären, harten Maßregeln gegen seine gerechten Wünsche und Forderungen gehalten hat. Aber diese Trauer um den Dahingeschiedenen war ebenso bedeutungsvoll für die Geschichte aller Völker, wie sein Tod, denn sie war ein sichtbarer Gesittungsmesser für die Herzensbildung eines jeden einzelnen Volkes, ob in Freundschaft oder Feindschaft mit Deutschland dahinlebend. —

Durch die Welt zog von seinem Sarge ausgehend ein milder Hauch des Friedens. Die Hände, die eben noch im Begriffe waren zum schneidigen Schwerte zu greifen, sie senkten sich plötzlich zur Ruhe und brachen vom Lorbeerbaume die Blätter, zum Kranz sie zu winden, und den jetzt zu weihen, dem Kaiser der Deutschen und Helden. —

Mit ihm in seinem Leben und auch mit ihm bei seinem Tode, machte das Volk der Germanen einen gewaltigen Schritt vorwärts zu der, von ihm schon so lange geträumten, in wachen Augenblicken des Selbstbewußtseins auch oft angestrebten Einheit.

Was es in den Dreißiger Jahren und in den Kämpfen der Jahre 1848—1849 gewollt, doch selbst nicht erreichen konnte; — er hat es dem deutschen Volke, auf Anrathen seines treuen Rathgebers Bismarck — geschenkt. — Die Einheit, in möglichst weitem Sinne, wie sie nur unter den jetzigen Verhältnissen erobert werden konnte.

Und in diesem Sinne haben denn auch alle Diejenigen, die

noch nicht bar alles dessen sind, was seitdem die Weltgeschichte berichtet, die edelsten Herzen aller Völker, vom grausten Alterthume an, bis auf die neueste Zeit, gehoben und zu den größten, die Menschheit beglückenden Thaten angespornt, — der heiligen, ewig erwärmenden Vaterlandsliebe, dem Gründer des deutschen Reiches schon längst die Hand der Versöhnung gereicht gehabt.

Auch die jetzt noch lebenden Männer aus den 30er Jahren, sowie die dem Greisenalter entgegenwandelnden Kämpfer aus den Jahren 1848—1849 haben das, mit wenigen Ausnahmen, freudig gethan, da sie glaubten, ihm, nicht weil, sondern obgleich er ein Held auf dem Throne, für die Größe ihres Vaterlandes und die Einheit dort zu Dank verpflichtet zu sein. Und sie thaten es frei und froh, nicht mit dem Ausrufen des bezweifelten Vorbehalts: „Was kann Gutes von Nazareth kommen?!!"— Die anarchistischen, atheistischen und vaterlandslosen Phrasenhelden der Neuzeit, die sich überall dem Volke als die „wahren Jakobe" vorführen, die ihren Weltschmerz: daß sie nicht die Besitzenden und die Andern die Darbenden sind, nie verkneipen und verkneifen können, die die Gesetzlosigkeit predigen, bis sie selbst dem Gesetze verfallen, dasselbe dann um so heftiger und furchtsamer anrufen, mögen darüber heulen und die Zähne klappern, aber ich behaupte doch, daß mit dem Regierungsantritt Wilhelm's im Jahre 1861, mit der s. g. „Neuen Aera" die Nacht Deutschlands doch der heraufziehenden Dämmerung hat weichen müssen.

Nachdem die Revolution, „von unten" in Scene gesetzt, gescheitert war, fing mit dem Auftreten Bismarck's auf der Bühne der Weltgeschichte, die Revolution „von oben" an, und Dank diesem ganzen, diesem größten Manne, nebst Luther, den das Vaterland je hervorgebracht, wurde Deutschland dann auch durch ihn—als mächtige Nation — der Welt vorgeführt; als Nation der Denker hatte diese es schon besessen. Der Kaiser aber schenkte Deutschland den Bismarck. —

Und wenn derselbe auch bald darauf, im Drange der Verhältnisse und im Bewußtsein einer kommenden großen Zeit, die

dem ganzen deutschen Volke zum Heile gereichen sollte, einige Jahre lang ohne Budget weiter regierte, so ahnte er doch sicher in seinem Innern, daß man ihm später diese Gesetzesumgehung verzeihen werde. Oder hätte er vielleicht seine damaligen großen Pläne für Deutschlands Größe und Einigung, da sie das Volk nicht verstand oder auch theilweise nicht verstehen wollte,— weil sie von ihm ausgingen, — durch das preußische Amtsblatt erklären und veröffentlichen sollen? — Oesterreich wäre ihm sicher sehr dankbar gewesen.

Die erbärmlichsten Lästermäuler und Schufte sind jedoch immer die geblieben, die, wie dereinst Segest für Rom; die Rheinbundfürsten für Napoleon und die Anarchisten für die geheimen Umstürzler in England, der Schweiz und in Amerika, gegen ihr eigenes Vaterland gewüthet haben, und durch freche Redensarten Diejenigen zu verdächtigen suchen, die hier auch noch immer die — Frechheit (?) haben, dasselbe zu lieben, mit ihm zu fühlen und zu denken.

Daß „der alte Wilhelm" diesen bösen Bismarck trotz der fortwährenden Gegenvorstellungen einer mächtigen Hofpartei einerseits, die in ihm den Emporkömmling erblickte, und trotz der zähen unversöhnlichen Gegnerschaft im Land- und Reichstage, andererseits, doch nicht fallen ließ, darin lag gerade mit das unsterbliche, hohe Verdienst desselben.

Daß er ein gefährliches Spiel spiele, das ihm sein Leben kosten konnte, wußte der eiserne Minister wohl damals auch selbst; allein wäre er ein Mann, ein Deutscher, ein Patriot gewesen, wenn er gezögert hätte? Das hohe Ziel war für ihn zu verlockend.

Zwei Männer, ganz ächte und gerechte; der Kaiser Wilhelm und Otto von Bismarck waren es, die sich vorgenommen es zu erreichen. Sie haben's vollbracht, und deßhalb Heil ihnen!

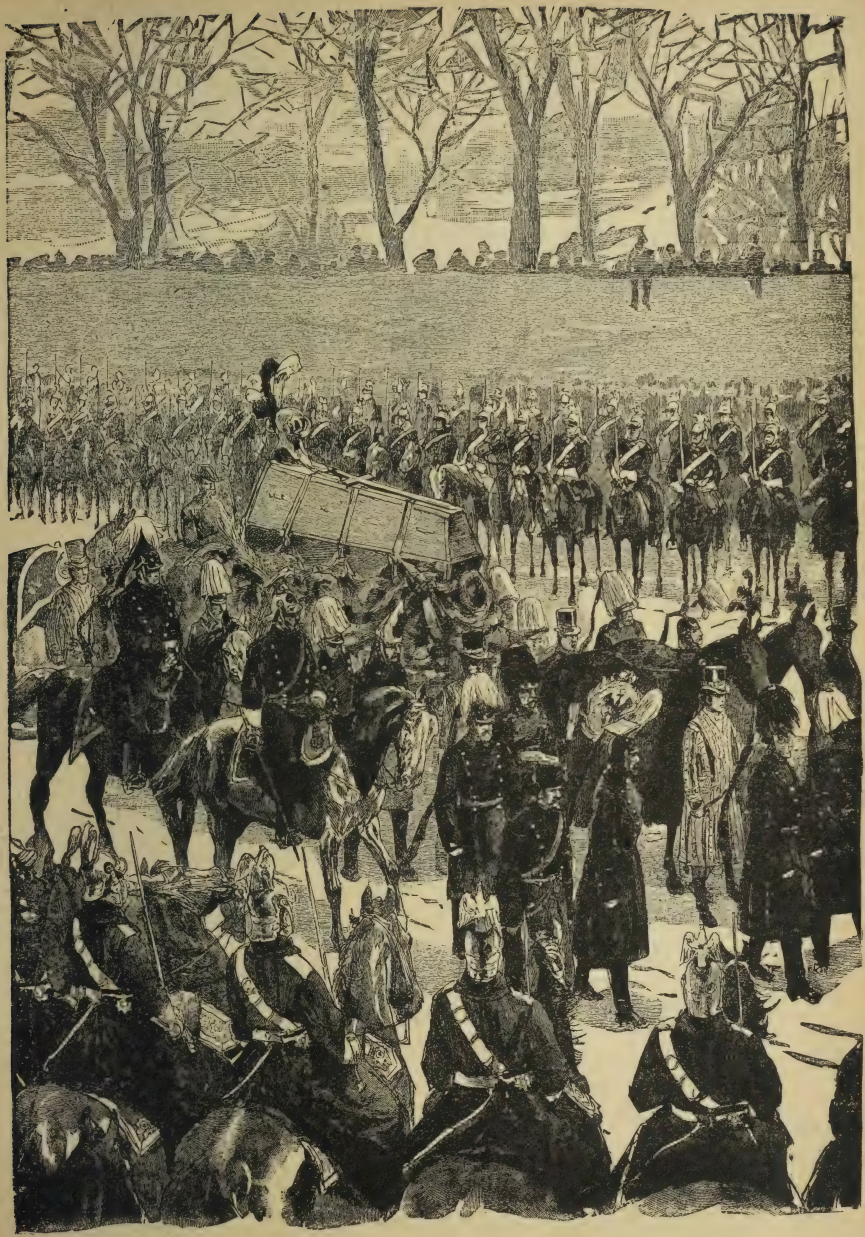
Oder dürfen und sollen wir Deutschen hier, weniger patriotisch sein, wie unsere Mitbürger, die Irländer, die als gläubige Katholiken sich jüngst nicht gescheut haben, dem Papste den

Fehdehandschuh hinzuwerfen, als er sie durch die Bischöfe auffordern ließ, dem Kampfe gegen England zu entsagen?

Die große Neugestaltung in Deutschland, von Bismarck geplant und von Kaiser Wilhelm mit Hülfe Moltke's und Roon's so glänzend soweit ausgeführt, spielte sich in dem letzten Vierteljahrhundert wie ein gewaltig großes Drama in verschiedenen Aufzügen ab. Schon erlag der eine der Helden in demselben, die anderen werden folgen und ein neues mit frischen Kräften wird in Scene gesetzt werden. Der aber, der dasselbe erschaut und mit erlebt, hat wahrlich in einer großen Zeitepoche gelebt, von dessen Riesengestalten man in Jahrtausenden noch erzählen wird. Doch auch dann wird es noch heißen, daß damals in Deutschland ein mächtiger Herrscher gelebt, der sich auch, wie einer seiner großen Vorfahren, Friedrich der Große, für den ersten Diener des Staates gehalten, sich darum das Regieren nicht leicht gemacht und im höchsten Lebensalter mitten in der Arbeit, das Zeitliche gesegnet habe. —

Ueber die Stimmung in Berlin am Todestage des Kaisers schrieb „Albert Richter" in einer Zeitschrift:

„Ich habe 1870 bei dem Eintreffen der Siegesnachrichten von Sedan den Taumel des Entzückens gesehen, der sich den Berlinern ganz unvorbereitet mittheilte. Die Menschen auf den Straßen, völlig unbekannt miteinander, umhalsten und küßten sich und alten, gesetzten Männern liefen Freudenthränen über die Wangen. Ich habe den Jubel beim Einzuge 1871 mit erlebt und den Enthusiasmus des Volkes gesehen, als der Kaiser nach der Heilung seiner Attentats-Wunden nach Berlin zurückkehrte, und damit glaubte ich das Ergreifendste erschaut zu haben, was ein von patriotischem Gefühle gehobenes Volk, dem Beobachter bieten kann. Aber ich gestehe, der Ausbruch dieses Volksjammers war mehr als alles das. Aus den Schulen strömten Schaaren weinender Kinder, Frauen brachen in laute Wehklagen aus und Männer standen wie erstarrt bei der Nachricht. — Nach und nach schlossen sich alle Schaufenster und das sonst so lebensfrohe Geräusch auf den Straßen verstummte. — Alles strömte nach



Ueberführung von Kaiser Wilhelm's Leiche nach Charlottenburg.
TRANSFERRING THE EMPEROR'S REMAINS TO CHARLOTTSBERG.

dem Palast, um wahrscheinlich dadurch dem Todten räumlich näher zu sein. Hier hatten sich inzwischen ergreifende Scenen abgespielt. Langsam war die Kaiserstandarte 9 Uhr 30 Minuten herniedergesunken, begleitet von dem gewaltigen Wehrufe der Menge.

Dann hatten sich die Thüren des Palastes geöffnet und ein General, der umsonst die Thränen zurückzuhalten versuchte, hatte unter lautloser Stille das Ableben des Kaisers dem Volke mitgetheilt. Weinen und Schluchzen war die Antwort. — Nun verließen die Prinzen, die Generäle und wer sonst am Sterbelager zugegen gewesen war, langsam und einzeln das Palais. Dafür rückten Garden an, die Todtenwache bei dem verstorbenen Kaiser zu übernehmen, und Offiziere aller Waffengattungen strömten zusammen, Einlaß in das Sterbezimmer begehrend. Gärtner bringen Blumen herbei, die auf dem Fußboden gestreut werden. Vielen höher stehenden Persönlichkeiten gelingt es, einen Blick auf den Verblichenen werfen zu können. Der Kaiser ruht in seinem Bett in halbsitzender Stellung, leicht zurückgelehnt gegen die Kissen, auf denen er ausathmete. Die weiße Decke ist faltenlos gezogen und um die Schultern des Verewigten ist ein weißes Tuch leicht geknüpft, das, über die Arme gezogen, die leicht auf der Decke ruhenden Arme bis zu den Händen frei läßt. Auf dem Antlitz ruht ein Zug seligen Friedens und unbeschreibliche Ruhe, etwas von der auch im Tode unveränderten, unsäglichen Liebe und Milde, die die unzertrennlichen Begleiter des Monarchen waren.

Während des Defilirens der Menge an dem Todtenlager vorbei ist der Direktor der Kunstakademie, Anton von Werner, beschäftigt, eine Bleistiftskizze des Bildes abzunehmen.

Ebenso ist ein Photograph jetzt dort beschäftigt. Die Todtenmaske des Kaisers ward von dem Bildhauer Begas genommen. Gegen elf Uhr wurden die Thüren des Todtenzimmers geschlossen.

Um 12 Uhr verläßt ein alter Herr, vor Schluchzen kaum seiner selbst mächtig, den Raum: es ist der Barbier des Kaisers, der zum letzten Male hier seines Amtes gewaltet und sich nun von dem Hause verabschiedete, wo er nichts mehr zu thun hatte.

Im Reichstag erschien um 12¼ Uhr der Reichskanzler, Fürst Bismarck, und erbat sich das Wort zu einer schlichten, aber aus diesem Munde mächtig packenden Rede. Und als dieser in derselben davon sprach, wie der sterbende Kaiser noch vor zwei Tagen darauf Bezug genommen habe, wie die einstimmige Bewilligung des neuen Wehrgesetzes durch den Reichstag als ein Beweis der Einheit der gesammten deutschen Nation gestärkt, und erfreut habe, da bebte die Stimme des gewaltigen Mannes, und als er dann den Wunsch aussprach: „Die heldenmüthige Tapferkeit, das hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die Treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes, und die Liebe zum Vaterlande, die in dem dahingeschiedenen Kaiser verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat. Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbtheil von Allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmuth, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt wird." — Da erstarben seine Worte in Schluchzen. Es war ein überwältigender Augenblick von der größten historischen Bedeutung.

Die Vertreter der deutschen Nation empfingen so die Kunde von dem Tode des ersten deutschen Kaisers, des Mannes, der in seiner Person die Einheit Deutschlands verkörperte, und der Mann, der ihnen diese Kunde übermittelte, war derselbe, dessen Name für ewige Zeiten mit diesem herrlichen Vereinigungswerk verknüpft ist.

Lautlose Stille herrschte nach des Kanzlers tief empfundenen Worten. Dann schloß der Präsident des Reichstags die Sitzung und ebenso lautlos verließen die Abgeordneten ihre Sitze.

Nachdem die Sitzung des Reichstags geschlossen war, schritt der Reichskanzler in das Haus hinab und geraden Weges auf den Feldmarschall Moltke zu, der pünktlich und pflichtgetreu, wie immer, trotz Nachtwachen und gewaltigster Anstrengung am Sterbebette seines Kaisers auf seinem Platze war. Die Hand des hochbetagten Generals ergreifend, sprach der Fürst: „Uns

Beide hält des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr im Gleise." —

Nach und nach beginnt die Hauptstadt auch äußerlich ihr Trauergewand anzulegen. Mächtige schwarze Fahnen zeigen sich überall; die öffentlichen Gebäude tragen ihre Flaggen auf Halbmast, die Schaufenster in den Hauptstraßen sind entweder ganz mit Flor behängt, oder doch entsprechend verziert. Die Leute auf den Straßen haben Trauer angelegt, namentlich die Damen sieht man nur in Schwarz, die Männer tragen mit Flor verhüllte Kornblumen (bekanntlich die Lieblingsblume des verstorbenen Kaisers) im Knopfloch. So vertieft sich das Bild der Trauer in der Hauptstadt von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, bis der Sonntag mitten durch das dunkele Gewölk, das schwer über Berlin hängt, einen Sonnenblick hindurch läßt. An diesem Tage soll ja der jetzt regierende Kaiser, „unser Fritz," nun Kaiser Friedrich, in seiner nunmehrigen Residenz, oder vielmehr im benachbarten Charlottenburg ankommen. Es ist das allgemeine Gefühl, als müßte mit der Anwesenheit des neuen Kaisers im deutschen Vaterlande und in dessen Mittelpunkt, der Reichshauptstadt, ein Theil der Last, die auf allen Gemüthern liegt, gehoben werden. Man vergißt oder bemüht sich zu vergessen, daß dieser neue Kaiser selbst todtkrank ist und daß man vor wenigen Tagen um sein Leben mehr bangte, als um das des inzwischen Dahingeschiedenen.

Gegen Abend begann ein schrecklicher Sturm durch die Straßen der Residenz zu toben und Schnee und eisiger Ostwind begrüßten in rauher Weise den aus den sonnigen Gefilden Italiens heimkehrenden leidenden Fürsten. Es war die Todtenfeier der Natur, die in nordischer Herbheit ihr Trauergewand um den Erblichenen anlegte. Denn um die Mitternachtsstunde sollte Kaiser Wilhelm das bescheidene Haus, in dem er gestorben, als ein stiller Mann verlassen, sollte die Leiche des unsterblichen Greises zur feierlichen Ueberführung in den Dom abgeholt werden.

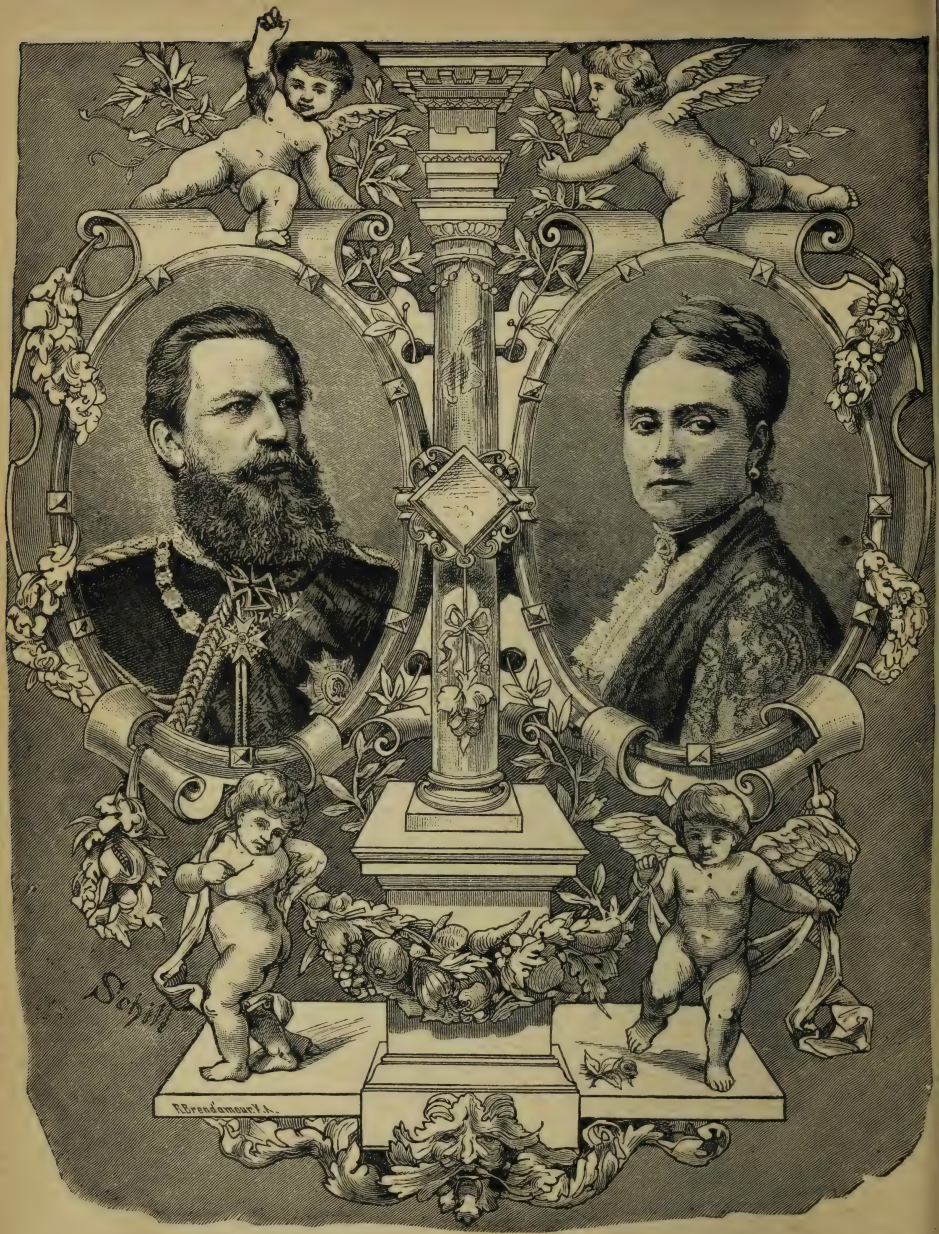
Das Wetter war so furchtbar, daß sich verhältnißmäßig nur

Wenige zu diesem nächtlichen Schauspiele eingefunden hatten. Und doch war es ein großartiges, schauerlich erhabenes Bild.

Kein Stern am Himmel. Nur die trüben, vom Schnee halb bedeckten Straßenlaternen warfen ihren matten Schein in die dunkelen Straßen hinein. Schweigend und fast menschenleer lag der Platz unter den Linden da. Das Reiterbild vom „alten Fritz" schaute düster von seinem hohen Postamente herab über den weiten, mit Schnee bedeckten Platz.

Da erhellt sich die Rampe des Palais, die bis dahin tief dunkel, wie die ganze Umgebung, war; die Thore des Hauses öffnen sich, die im Dienste ergrauten Leibdiener des Monarchen tragen den Sarg mit den sterblichen Ueberresten des Kaisers zum Hause hinaus. Selbst der alte Hofmarschall, Graf Perponcher, hat Hand mit angelegt zu diesem letzten Liebesdienste. Dann nehmen 16 Unteroffiziere den Sarg auf ihre Schultern und feierlich langsam bewegt sich der düstere Zug durch die aus Mannschaften aller Garde-Regimenter gebildete Kette, in der jeder fünfte Mann eine Fackel trägt. Voran eine Abtheilung Gardes du Corps in schwarzem Küraß, die Hofchargen und die Leibkompagnien des ersten Garde-Regiments zu Fuß, unmittelbar hinter dem einfach schwarz verhängten Sarge schreitet Kronprinz Wilhelm, ihm nach die anderen Prinzen des königlichen Hauses, dann das militärische Gefolge und schließlich wieder schwarze Eisenreiter. So geht der Zug lautlos und fast unhörbar über die Schloßbrücke, durch den Lustgarten zum Dom. Nur die Rosse schnauben und der Sturmwind ächzt, sonst gleiten die Gestalten über die weiße Schneedecke lautlos und fast wie Gespenster dahin und verschwinden im Dunkel der Nacht.

Vom Montag an öffneten sich die Thore des Domes zu gewissen Stunden des Tages, um dem einströmenden Volke noch einmal den Anblick seines todten Kaisers zu gewähren. Da aber der Andrang des Volkes zum Sarge immer kolossaler wurde, sah man sich schließlich genöthigt, die Pforten des Domes Tag und Nacht offen zu lassen, und doch hatten Viele noch 10—15 Stunden zu harren, bis ihnen der Eingang möglich geworden war.



Kronprinz Friedrich Wilhelm und Gemahlin.
Jetziger Kaiser Friedrich III. und die Kaiserin Victoria.
Crown Prince Frederic William and Wife.
Now Emperor Frederic III. and the Empress Victoria

Man berechnete, daß Berlin in den Trauertagen gegen 400,000 Gäste innerhalb seiner Mauern sah. In allen Gasthäusern der Stadt und den Nachbarstädten war keine Aufnahme mehr zu finden. Die einzelnen Fenster unter den Linden, zum Anschauen des Leichenzuges, wurden zu 500 Mark theilweise bezahlt. Dort verdichtete sich aber auch aller Verkehr; Vertreter fast aller Nationen waren da zu treffen und die Sprachen fast aller Nationen konnte man da auch in jenen Tagen vernehmen. — Aus den Provinzen von nah und ferne strömten Deputationen, Corporationen, Krieger- und andere Vereine unaufhörlich in die Stadt hinein, und wer einmal vom Gedränge ergriffen worden war, mußte darin, wohl oder übel, oft Stunden lang ausharren.

Dem in den Dom Eintretenden schlägt ein berauschender Duft von Blumen und Gewächsen aller Art entgegen und leise Orgelklänge empfangen ihn.

Die Säulen im Dome sind bis zur halben Höhe schwarz verkleidet. Auf einer schiefen Ebene, die zum Altar hinansteigt, in dessen Nähe der Katafalk des Kaisers steht und die mit schwarzem Tuche ausgeschlagen ist, liegen riesige Kränze von Lorbeer, weißen und rothen Rosen mit kolossalen weißen, schwarzen und auch farbigen Schleifen in Reihen bei einander geordnet. Die Menge zieht unausgesetzt, zwischen den Schranken an dem Katafalk vorbei, um im Gehen einen letzten Blick hinüber, auf den in Parade liegenden Todten werfen zu können. Oben auf der Plattform, auf der der Sarg steht und zu der zehn Stufen hinaufführen, steht der mit rothem Sammt bekleidete, mit vier goldenen Griffen an jeder Langseite versehene, offene Paradesarg, umgeben von unzähligen Kränzen und riesigen Palmzweigen. Wenig verwandelt und verfallen, wie im Schlummer hingestreckt, liegt des Kaisers Gestalt da. Das unbedeckte Haupt ist ein wenig auf die linke Seite geneigt und hat noch immer den Ausdruck des Friedens. Auf den grauen Soldatenmantel gebettet, der ihm im Leben ein treuer Begleiter war, zeigt der Leib die Uniform des 1. Garderegiments zu Fuß, während die Hände im Schooß übereinander gelegt sind.

Um den Sarg herum liegen auf goldgestickten Kissen die Insignien des Kaiser- und Königreichs, alles das umgeben von hohen Offizieren und Pagen als Ehrenwachen; unbeweglich stehen diese da, in ihren glänzenden Uniformen, wie die Bildsäulen. Zu Häupten des Sarges trägt eine ritterliche Greisengestalt, in Generalsuniform das Reichspanier.

Zu den prachtvollsten und kostbarsten Blumenspenden in der Umgebung des Sarges gehören die der Königin Christine von Spanien, des französischen Botschafters, des Sultans, des Königs von Portugal, des Kriegsvereins von Rüdesheim und die aus einem westfälischen Dorfe, welch' letztere den Ehrenplatz erhalten hatte, 2c. —

Während der ganzen Trauerwoche, bis zum Freitag, dem angesetzten Begräbnißtage, hatten Tausende von Männern in den Straßen und auf den Plätzen, durch welche sich der Leichenzug dahin bewegen sollte, bei der entsetzlichsten Kälte, mit dem Dekoriren von öffentlichen Gebäuden und Privathäusern und dem Errichten von Ehren-Säulen und -Pforten emsig zugebracht, und so gestaltete sich nach und nach das Ganze zu einem wahrhaft großartigen Anblick. —

Bei dem Beginne des Trauergottesdienstes am Freitag Morgen um 11 Uhr im Dome fehlten leider der todtkranke Sohn des Verstorbenen, der Kaiser Friedrich, und Gemahlin; ebenso die Kaiserin Augusta, die Gemahlin Wilhelm's, der Fürst Bismarck und der Graf Moltke, die letztern alle wegen Unwohlseins und auf speciellen Wunsch des Kaisers Friedrich, um größere Gefahr zu umgehen. Dagegen waren anwesend der Kronprinz Wilhelm und sein Bruder der Prinz Heinrich, sowie alle Prinzen des hohenzollerischen Hauses. Dann der König Albert von Sachsen, die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar; der Prinz von Wales, der russische Thronfolger mit seinen beiden Oheimen Nicolaus und Michael, der Kronprinz Rudolph von Oesterreich, der König der Belgier, König Karl von Rumänien, die Kronprinzen von Italien und Schweden, und hinter diesen noch hun-

derte von Fürstlichkeiten, Gesandten und Generäle, alle unbedeckten Hauptes, nur die Türken und Perser behielten ihre Feze auf. —

Um den geschlossenen Sarg stehen Generale, Obersten, und die Minister, an ihrer Spitze der Feldmarschall von Blumenthal. Der General von Pape hält das Reichspanier, ihm zur Seite stehen die Generaladjutanten Graf Lehndorff und Fürst Anton Radziwill. Oberhofprediger Kögel tritt vor und spricht ein Gebet, dann hält der Hofprediger Stöcker die Gedächtnißrede. Mitten in die Rede hinein dröhnen die von draußen her schallenden Gewehrsalven und der Donner der Geschütze. Dann treten zwölf Obersten an den Sarg heran, heben ihn von der Estrade und tragen ihn hinaus zum Leichenwagen. —

Der Leichenwagen wird von acht schwarz umhüllten Rossen gezogen, die von galonnirten Stallknechten geführt werden. Zwölf Unteroffiziere tragen die Stäbe des Baldachins. Hinter diesem wird das Schlachtroß des Kaisers geführt. Der Leichenzug bewegt sich durch die Spalier bildenden Truppen und deren Musikcorps.

Vor dem Sarge einher ritten Abtheilungen von Husaren, Dragoner, Ulanen und Kürassiere; dann kamen Abtheilungen von Infanterie und Artillerie. Dem Sarge folgten die Dienerschaft, die Beamten des Palastes, die Geistlichkeit, die Pagen, Leibärzte, Kammerherrn und Kammerjunker in großer Uniform. Ihnen folgten, das Kurschwert tragend, der Staatsminister von Boettiger, die Kette des schwarzen Adler-Ordens getragen von Minister Dr. Lucius, das große Reichssiegel, getragen von Minister Dr. von Friedberg; das Reichsschwert getragen von dem Kriegsminister Bronsart von Schellendorff; der Reichsapfel getragen von Minister von Maybach; das Reichsscepter getragen von von Putkammer; die königliche Krone getragen vom Oberkammerherrn Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode. Ihnen folgten dann die obenangeführten fürstlichen Persönlichkeiten, die Feld-

marschälle, Generäle und Stabsoffiziere, Minister, Beamten und Professoren der Universitäten ꝛc. Das Ganze schloß ein Bataillon der Gardejäger und andere Abtheilungen des Militärs.

Als der kaiserliche Leichenzug das Brandenburger Thor passirt hatte, grüßten die dort aufgestellten alten Soldaten des Kaisers, die Helden von Düppel, Königgrätz und Gravelotte ihren nun todten Feldherrn zum letzten Male. Dann löste sich der Zug auf und der Leichenwagen lenkte in die Allee nach Charlottenburg ein.

Die Fürstlichkeiten bestiegen dann ihre Wagen und fuhren theilweise in die Stadt zurück. Ein großer Theil folgte aber der Leiche bis an den Ort ihrer Bestimmung. —

Etwas nach drei Uhr verkündete Glockengeläute in Charlottenburg, daß der Trauerzug das Weichbild der Stadt überschritten habe. Dort schlossen sich viele der Fürstlichkeiten und andere hohe Persönlichkeiten, nebst den Behörden der Stadt, dem Leichenwagen wieder an, um ihm bis zum Mausoleum zu folgen. In dem letzteren waren kurz zuvor die Kaiserin Victoria mit ihren Töchtern, die Großherzogin von Baden, die Prinzessin Friedrich Karl und die Kronprinzessin von Schweden eingetroffen, diese alle betraten jetzt mit den Fürstlichkeiten den innern Raum der Grabstätte. Zwölf Unteroffiziere trugen dann den Sarg vom Leichenwagen in die Halle des Mausoleums, wo der Oberhofprediger Kögel noch ein kurzes Gebet sprach, worauf die dort Versammelten, vor Schmerz gebeugt, lautlos von der Städte des Todes schieden.

Das Mausoleum in Charlottenburg, welches schon seit Langem eine Wallfahrtsstätte für Tausende war, die alljährlich an den Gräbern Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise Minuten stiller Erinnerung feiern, wird jetzt, wo der erste deutsche Kaiser auch hier ruht, eine für alle Zeiten geweihte Stätte für alle Vaterlandsfreunde sein. Das Mausoleum ist in jener schicksalsschweren Zeit erbaut worden, als noch die französische Fremdherrschaft schwer das Vaterland bedrückte.

Das in dasselbe eindringende bläuliche Licht wirft magische

Friedrich III., der verblichene Kaiſer von Deutſchland und König von Preußen.

FREDERICK III., LATE EMPEROR OF GERMANY AND KING OF PRUSSIA.

Strahlen auf das Marmorbild der Königin Louise, welches im Jahre 1812 von dem großen Bildhauer Rauch geschaffen wurde.

Der aus dem dunkeln Tannengrün des Parks hervorragende Todestempel ist gewiß die würdigste und weihevollste Ruhestätte für den Helden unseres Buches, den deutschen Kaiser Wilhelm I., denn er ruht dort zwischen denen, die ihn geboren.

Laßt ihn hier in Frieden ruhen, da es ja auch sein höchster Wunsch war, dem deutschen Reiche dauernden Frieden schenken zu können.

Wir Deutschen aber hier, die wir als treue Bürger der Vereinigten Staaten das Beste und Schönste für die Erfüllung der großen Aufgabe derselben hoffen, die da ist: In der wahren und freien Erkenntniß aller Dinge und in der Ausübung reiner Menschenbeglückung, allen andern Nationen dieses Continents mit leuchtendem Beispiele stets voranzugehen, wir hängen auch heute noch mit unauslöschlicher Liebe an dem Lande unserer Väter und schließen deßhalb auch dieses Buch mit einem Trauergesang auf den dahin geschiedenen Helden, der es groß, einig und frei von jeder Mißachtung des Auslandes gemacht.

Das Gedicht wurde für die Trauerfeier beim Tode Kaiser Wilhelm's im Auftrage der deutschen Kriegervereine von Chicago von Emil Dietzsch verfaßt und bei dieser Gelegenheit von einem ehemaligen Soldaten des deutsch-französischen Krieges würdevoll vorgetragen. —

Kaiser Wilhelm's Eingang zu Walhalla.*

An der Quelle Urdar saßen jüngst, den Weltbaum zu begießen,
Stumm die Nornen, die gebieten über Tod und Lebenssprießen;
Wie im grauen Alterthume, als von Asgard noch die Asen
Niederstiegen zu den Riesen; sich im Kampf mit ihnen maßen. —
Unheil dräut aus ihren Mienen, ihren düstern, lebensherben.
Ihrem Urtheil — wer verfallen — sei bereit, — dem gilt's zu sterben. —

* Zur Erklärung der in diesem Gedichte vorkommenden Namen: Walhalla, Nornen, Bragi, Odin, Asen, Asgard, Urdar lese man im ersten Kapitel dieses Buches über die Götterlehre der alten Germanen nach.

Wieder saßen sie im Sinnen, wen dem Tod sie sollten weihen,
Wen sie sollten abberufen aus der Menschen dichten Reihen. —
Horch, da drang jetzt aus Walhalla — Bragi's Lied zu Tyr, dem Gotte,
Und die Nornen träumend hörten den Gesang an Odin's Grotte:
„Kaiser Wilhelm, Barba blanca, Führer du, der deutschen Schlachten;
„Reich an Siegen, reich an Ehren war im Leben all dein Trachten. —
„Heil dir, greiser Held und Kämpfer, der sein Schwert so lang geschwungen,
„Dem die Eintracht deutscher Stämme, feindewehrend ist gelungen;
„Den man ehrt in allen Landen, da er zwischen sich und Pflichten,
„Oft zum Nachtheil von sich selber, wußt zum Wohl des Volks zu richten. —
„Ja dem Volk nur hast du immer deinen Arm und Sinn geliehen:
„Mochten Friede, — Kriegessorgen deine Länder auch durchziehen.
„Rastlos, bis das Paar der Lippen dir im Tode sollt' erbleichen,
„Sinnst du noch auf's Wohl der Deutschen, deine Fürsorg' will nicht weichen.
„Lausch', wie Enkel, wie Getreue, rings um dich im Schmerze klagen;
„Wie um ihren kranken Kaiser ihre Herzen schneller schlagen. —
„Doch du träumst von deinem Sohne, fern von dir in welschen Landen,
„Den im straffen Mannesalter dort sein Siechthum hält in Banden. —
„War doch e r nach schweren Tagen all' dein Glück und all' dein Hoffen; —
„Hat nicht tödtlich sein Erschlaffen jetzt dein Vaterherz getroffen? —
„Deine Hand drum suchet jetzo deines Enkels starke Rechte;
„Mit der Stimme, sonst so klaren, die des Todes Nahen schwächte,
„Lispelst Du noch: „Friede, — Friede; Blut ist schon genug geflossen,
„Denn aus langem, süßem Frieden kann des Volkes Glück nur sprossen." —
„Doch bereit sei auch zum Kampfe; — will's der Feind — dann kenn' kein Zagen,
„Und dein Volk wird voller Treue dich zu Sieg und Ehren tragen. — —
„— Jetzt, was seh' ich? — Du erbleichest! Will die Seele dir entfliehen? —
„Noch erhoben sich die Nornen nicht, zu deinem Heim zu ziehen. —
„Eile, eile, greiser Schaffer, sieh wir Alle warten Deiner
„Längst schon hier in Odin's Garten, als der aller würd'gsten Einer!" — —

Also klang's aus der Walhalla. — Bragi sang's, der Asen Sänger. —
Und die Norne ruft entgegen: „Säumen wollen wir nicht länger." —
Schöpfer, ihn des deutschen Reiches, zauderten wir abzurufen,
Gerne gönnen wir oft jenen lange Frist, die Großes schufen.

Doch mit Segen auf den Lippen für die Völker deutscher Gauen,
Soll der deutsche Heldenkaiser jetzt Walhalla's Glanz erschauen.
Hier, wo die gewalt'gen Recken der Germanen eingegangen,
Die dem Feinde nie erlagen; ihn im Kampfe stets bezwangen,
Soll auch e r im Ruhmeskranze als Unsterblicher verweilen. —
Auf, ihr Schwestern! hebt die Schwingen, in die ferne Burg zu eilen,
Löscht das Leben, uns verfallen! Wecken ihn doch bald hier wieder,
In dem Heim der deutschen Helden Bragi's zaubervolle Lieder,
Daß ihm dann kredenzet werde der mit Meth gefüllte Becher;
Mit den Asen ihn zu leeren, hier an Odin's Tisch als Zecher!" —

So die Norne. Schrecklich Sinnen! Deutschland harrt in bangen Sorgen,
Um den Helden, seinen Kaiser. Endlich, endlich graut der Morgen. —
Horch, da hebt sich Fittich-Rauschen in den Lüften, hoch im Norden. —
Weithin leuchtend Feuerscheinen dringet aus Walhalla's Pforten. —
Wie ein Sturmwind, Beute gierig zieh'n die Nornen eilig weiter:
Frost und schwarzes Schneegewölke nehmen mit sie als Begleiter. —
Leise kamen sie gezogen, nahmen uns'res Kaisers Manen
Freudig zu dem Heim der Helden, zur Walhalla der Germanen. —

Zehntes Kapitel.

Kaiser Friedrich III.

Wohl noch nie hat ein heldenmüthiger, wegen seines biedern Charakters und seiner herrlichen Mannestugenden allgemein beliebter und verehrter Thronfolger unter bedauernswertheren Umständen den Thron seiner Väter bestiegen, wie Kaiser Friedrich III. von Hohenzollern.

Noch kaum zwei Jahre vor seinem Regierungsantritt schien er vor Gesundheit zu strotzen und ein langes, segensreiches Leben für Volk und Vaterland ihm entgegen zu lachen. Seine edele, hohe, ächt deutsche Heldengestalt erinnerte an Friedrich Barbarossa und das deutsche Volk, hauptsächlich auch das süddeutsche, brach jedesmal in hellem Jubel dort aus, wo es ihn erblickte, denn eine ganze Reihe erhabener Schlachtenbilder, die den Deutschen Ruhm und Ehre gebracht, zogen bei seinem Anblick an dem Gedächtnisse von Bürger und Soldaten vorüber und umgaben seine Gestalt mit einem weithin leuchtenden Ruhmesschein.

Man erblickte in ihm mit Freuden den künftigen tapfern deutschen Kaiser zum Heile Deutschlands.

Aber das Geschick hatte es leider anders beschlossen. Gerüchte tauchten plötzlich auf, daß Kronprinz Friedrich, der hoffnungsvolle Nachfolger des Heldengreises, plötzlich von einer unheilbaren, verzehrenden Krankheit befallen worden sei und daß es mit seiner Gesundheit, die Jedem, der ihn sah, als unangreifbar erschien, stark bergab gehe.

Ein unbeschreibliches Gefühl der Angst und der Theilnahme bemächtigte sich sofort des ganzen deutschen Volkes im In- und Auslande, denn Millionen hatten auf ihn dermaleinst die schönsten Hoffnungen für die Zukunft der Deutschen und die Wohlfahrt im Reiche gesetzt. —

Die widersprechendsten Berichte über den Charakter seines Siechthums durchflogen die Welt. Die Leuchten der Wissenschaft im deutschen Vaterlande suchten durch die genauesten fachmännischen Untersuchungen Gewißheit und Klarheit darüber zu gewinnen und zu verbreiten. Und sie verschafften sich dieselben auch für sich selbst und einen kleinen Kreis von Eingeweihten, allein aus bis jetzt noch geheim gehaltenen Gründen suchte man das Volk über den wahren Zustand des Kranken stets im Unklaren zu lassen.

Die Gutachten der berühmtesten Professoren der Heilkunde der Berliner und anderer deutscher Universitäten stimmten überein und bestätigten den Ansatz von Krebs am Kehlkopfe des Kronprinzen. Eine gewisse Hofpartei bemühte sich jedoch diese wissenschaftlichen Diagnosen dadurch in Zweifel zu ziehen, oder sogar ganz über den Haufen zu werfen, daß sie gefällige, hochwissenschaftlich gebildete (?), fachmännische Experte aus England verschrieb, die fortwährend behaupteten, daß von Krebs keine Spur zu finden, und zugleich auch marktschreierisch ausrufen mußten, daß für die vollständige Heilung des großen Dulders immer noch Hoffnung vorhanden sei.

Warum dieses Alles geschah, darüber ließe sich zwar Vieles sagen, doch ist hier nicht der Ort, auf die Gründe jener Haltung näher einzugehen. Nur so viel mag hier jedoch mitgetheilt werden, daß die Gutachten der deutschen Aerzte sich zuletzt leider doch vollständig bestätigt haben, während die Kunst des berühmten, aus London von der sogenannten englischen Hofpartei verschriebenen Dr. Mackenzie an dem armen Kranken leider elendiglich fehlschlug.

Und so verfiel am 15. Juni 1888 eine der gefeiertsten Heldengestalten des deutschen Volkes unerbittlich dem Tode durch ein schleichendes, unaufhaltsames Krebsgift. Es raffte ihn dahin in der Blüthe seines Lebens, während er als Kaiser von nur kurzer Herrscherdauer in seiner entsetzlichen Krankheit kaum Kraft genug behielt, seinen Willen in männlicher Weise kund geben zu können. —

Es ist ein tief tragisches Geschick, daß der starke, sonst wettertrotzende Körper des Kaisers von dieser schleichenden Krankheit ergriffen, schrittweise unterliegen mußte, während der Geist mit ungebrochener Kraft in die Höhe strebte.

Noch konnten kaum die Umrisse des Monarchen in der Zeitgeschichte hervortreten, aber doch hatte er sich schon als Herrscher durch seine berühmten Erlasse und Befehle viele Herzen erobert und sich als ein Fürst gezeigt, dem das Wohl seines ganzen Volkes sehr zu Herzen ging.

Mit bewundernswerther Willenskraft richtete sich der todtkranke, junge Kaiser stets auf, um nach dem Ableben seines Vaters die Pflichten der Regierung zu erfüllen. Er sah sich einer hohen Aufgabe gegenüber gestellt, zu deren Erfüllung er seine ganze geistige und seelische Energie aufbot, und sie durchströmte ihn auch unaufhaltsam bis wenige Stunden vor seinem Tode.

Die wohlbekannte Pflichttreue der Hohenzollern begleitete ihn bis zum Grabe.

Nur hundert Tage waren ihm auf dem Throne gegönnt gewesen.

In dieser kurzen Zeit hatte er sich jedoch beeilt, von seinem Schmerzenslager aus dem deutschen Volke seine längst im Stillen gehegten Wünsche kund zu geben. Leider nicht von dem Throne aus in weithin schallenden Worten, sondern nur mit Federstrichen, der einzigen Art und Weise, wie er sich noch als todtkranker Mann seinem Volke verständlich machen konnte.

Aber diese Worte drangen tief in die Herzen des Volkes, kamen sie doch auch von einem Herzen, das ihm schon lange innig zugethan war, denn „Unser Fritz" wurde von den Deutschen schon längst mehr als Mensch und Mann von Wort, denn als zukünftiger deutscher Kaiser geachtet und wahrhaft verehrt.

Er galt als die jüngste, ideale Verkörperung eines deutschen Helden und Mannes von ächt deutschem Gemüth und ächt deutscher Sinnesart, sowie auch in Zukunft als der Kaiser des armen Mannes, nicht als der des Adels und der Bevorzugten allein.

Während der Krankheit des Kaisers hatte es sich aber

besonders die sozialliberale Partei in Deutschland zur Aufgabe gemacht, sich auf die Seite der sogenannten englischen Hofpartei in Berlin und die des englischen Arztes Dr. Mackenzie zu stellen, sowie auch zu gleicher Zeit die Haltung des Reichskanzlers Bismarck bei den verschiedenen intimeren Fragen, die die königliche Familie nur betrafen, scharf zu verdammen und zu verdächtigen.

Auch schwelgte die Anti-Stöcker'sche Partei in ganz Deutschland im siebenten Himmel, da Friedrich's erster groß-toleranter und die Herzen erfrischender Erlaß an sein Volk sehr deutlich durchblicken ließ, daß der Kaiser in Zukunft gesonnen sei, der Judenhetze, die sich früher unter dem Ministerium Puttkammer in Berlin so breit gemacht, ein energisches und jähes Ende zu bereiten.

Gegen diese widerwärtigen, antisemitischen Bewegungen war gewiß jedermann gewesen, der das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat, und die oben erwähnten Toleranzbotschaften des kranken Kaisers Friedrich's III. waren gewiß von jedem guten Deutschen mit Freuden begrüßt worden. Allein sie, die sich über die liberalen Gesinnungen und Kundgebungen des Kaisers freuten und sie in alle Welt hinaus verkündeten, nahmen meistens bedauerlicher Weise auch jedesmal die Gelegenheit wahr, so oft auf die unheilbare Krankheit des Kaisers und den dadurch in Aussicht gestellten abermaligen Regierungswechsel die Rede kam, die künftige Regierung des Kronprinzen Wilhelm als den Anfang einer straffen Reaktion vorauszusagen. Dadurch riefen sie ein unheilvolles, höchst ungerechtfertigtes Vorurtheil gegen den zukünftigen Kaiser wach und säeten zugleich wieder, besonders in Süddeutschland, den unvernünftigen Bruderhaß gegen das Hohenzollern- und Preußenthum, der Deutschland noch nie Heil gebracht hat.

Daß aber die Gemahlin des Kaisers, die frühere Prinzessin von England, sich die Krankheit des guten Kaisers etwas zu Nutze machte und hinter seinem Rücken wohl viel zu diesem Wirrwarr in den öffentlichen und auch den privaten Fragen ihrer Familie, sowie auch den Angelegenheiten des deutschen Reiches beitrug,

Die Kaiserin-Wittwe Victoria.

THE DOWAGER EMPRESS VICTORIA.

scheint außer Zweifel zu liegen. Die Aeußerungen des Dr. Mackenzie in Holland, daß er durch seine Nichtanerkennung der Krebstheorie eine Regentschaft vereitelt habe, bestätigen das vollkommen.

Kaiser Friedrich III. wurde am 18. Oktober 1831, an demselben Tage, an dem im Jahre 1813 die große Völkerschlacht bei Leipzig gegen Napoleon geschlagen worden war, in dem neuen Palais zu Potsdam geboren. Zur Zeit wüthete in ganz Deutschland in geradezu unerhörter Weise die Cholera, so daß die ganze königliche Familie auf Anrathen der Aerzte von einander getrennt lebte.

Am darauffolgenden 13. November wurde das junge, fröhlich in die Welt hineinblickende Prinzlein ebendaselbst über die Taufe gehoben und ihm die Namen Friedrich Wilhelm, Nikolaus Karl beigelegt. Als Zeugen waren unter andern zugegen: König Friedrich Wilhelm III. und Gemahlin, so wie der damalige Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. und dessen Gemahlin; die Taufe wurde von dem protestantischen Bischof Eylert vollzogen.

Seine allererste Jugenderziehung im zartesten Alter erhielt der junge, muntere Prinz, natürlich unter der hauptsächlichsten Leitung seiner Mutter, der Prinzessin Auguste von Weimar, von einer Frau Godet und einer Frau von Klausewitz. Aber schon in seinem fünften Jahre begann für ihn theilweise der Ernst des Lebens, denn er mußte sich schon damals fleißig im Lesen, Schreiben, Rechnen, ja sogar schon im Zeichnen und Lateinischen üben und sich mit dem letzteren vertraut machen. Er wuchs körperlich und geistig immer mehr zur größten Zufriedenheit seiner Lehrer heran und unterzog sich auch schon mit Freuden dem Unterricht im Exerzieren.

Nach altem Gebrauch wurden die Sprößlinge der Hohenzollern so früh wie nur möglich in die Soldatenjacke gesteckt, so wie mit dem strammen militärischen Geist in und außerhalb des Hauses vertraut gemacht.

Das Soldatenspiel, in der Jugend zum Scherz und im Alter

zum bitteren Ernst, sollte ihnen allen nach und nach die liebste Unterhaltung werden. Deßhalb verfehlte auch der Großvater des jungen Prinzen „Fritz," König Friedrich Wilhelm III., nicht, seinen munteren Enkel und Großneffen, den Prinzen Friedrich Karl, den späteren Feldmarschall, in Paretz, unter Herbeiziehung der Schuljugend des Dorfes, mit solchen anregenden Spielen vertraut zu machen. Dabei wurden die königlichen Prinzen fleißig durch Unteroffiziere „eingedrillt," so daß sich „Unser Fritz" schon im Jahre 1839, also in seinem achten Jahre, als abexerzierter Rekrut bei seinem Vater zum Dienst melden konnte. Zum Lohne dafür durfte „Fritz" im Jahre 1840 der Grundsteinlegung zu dem Reiterdenkmal Friedrich's des Großen (von Rauch) in Uniform beiwohnen, was auf ihn einen großen, fürs ganze Leben andauernden Eindruck gemacht haben soll.

Sechs Tage später, also am 7. Juni 1840, starb des Prinzen Großvater, König Friedrich Wilhelm III. Fritz verabschiedete sich von ihm am Sterbebett und versprach dabei seinem im Leben vielgeprüften Großvater, ein tüchtiger Mann und braver Soldat werden zu wollen, was er auch, wie uns die Geschichte lehrt, treulich versucht hat.

Nach der Trauerfeier für seinen verstorbenen Großvater nahm er auch an der Huldigungsfeier seines Onkels, Friedrich Wilhelm's IV., theil. Dann trat am 18. Oktober 1840 „Fritz" als Lieutenant und Sohn des Prinzen von Preußen in die Leib-Compagnie des ersten Garde-Regiments zu Fuß. Bei dieser Gelegenheit redete ihn sein Onkel, der König von Preußen, im Kreise der Offiziere vor der Front also an: „Du bist zwar noch klein, „Fritz," aber lerne diese Herren nur kennen, damit du sie einst übersehen kannst, wie sie gegenwärtig dich noch übersehen."

Mit dem Eintritt in die preußische Armee begannen für den jungen Prinzen nun erst Tage des angestrengtesten Lernens, denn bei der kinderlosen Ehe seines Onkels, des Königs, war es schon damals als ganz sicher anzunehmen, daß Fritz dereinst dazu berufen sei, den preußischen Thron zu besteigen.

Seinen militärischen Unterricht leitete nun der Oberst von

Unruh, während er unter der Aufsicht des Professors Dr. Ernst Curtius in die Gebiete der verschiedenen Wissenschaften eingeführt wurde. Curtius blieb in der unmittelbaren Nähe des Prinzen bis nach Beendigung seines ersten Studiensemesters und wußte während dieser wichtigen Zeit gar manches fruchtbringende Samenkorn in das Herz und den Sinn seines Schülers zu legen.

„Fritz" bewahrte seinem geliebten und gewissenhaften Lehrer aber auch bis zu seinem Lebensende ein treues und freundschaftliches Angedenken und versäumte keine Gelegenheit ihn auszuzeichnen.

Religionsunterricht wurde ihm vom Rektor Bormann ertheilt. Auch wurden Sprachen, Musik, Gesang, Zeichnen, Malerei mit Ernst von dem künftigen Thronfolger betrieben und dabei auch nicht die Ausbildung des Körpers durch Turnen, Fechten, Reiten, Tanzen und Schwimmen vergessen.

Sogar mußte, nach altem hohenzollerischen Hausgebrauch, der junge Herr auch ein Handwerk erlernen. Fritz entschied sich für das Schreiner- und Buchbinderhandwerk und unterzog sich deßhalb den Anweisungen des Hofschreinermeisters Kunath und des Hofbuchbindermeisters Moßner in Berlin, um sich in beiden gewissermaßen zu vervollkommnen.

Im Jahre 1849 bezog „Fritz" die Universität zu Bonn, um dort vor Allem römisches und deutsches Recht zu studiren.

Bei Professor Ernst Moritz Arndt hörte er vergleichende Völkergeschichte, bei Dahlmann — Politik und bei Mendelsohn — englische Verfassung. Dabei überließ sich der junge Studiosus, auf Wunsch seines Vaters, in seinen Mußestunden vollständig dem frohen Treiben der Studenten und er verkehrte deßhalb mit denselben in der ungezwungensten Weise.

Im Jahre 1851 wurden seine Studien auf kurze Zeit durch eine Reise nach England, die er mit seinem Vater zum Besuche der damaligen Weltausstellung unternahm, unterbrochen. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch seine spätere Frau, die damalige zehnjährige Prinzessin Victoria von England, kennen, und soll

dieselbe schon als Kind einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht haben.

Von England zurückgekehrt, begleitete er abermals seinen Vater auf einer Reise an den Hof nach Petersburg.

Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er vom König am 17. Oktober 1851 zum Hauptmann in der Armee befördert.

Dann begab er sich wieder nach Bonn, um bis zum Herbst die Vorlesungen zu besuchen und seine Universitätsstudien zu beschließen.

Von jetzt an widmete er sich ganz und mit vielem Eifer der militärischen Laufbahn, um dereinst als König von Preußen und oberster Befehlshaber der Armee, mit reichlichen Kenntnissen ausgerüstet, in die ruhmesreiche Laufbahn seiner großen Ahnen würdig eintreten zu können.

Später, im Jahre 1853, sollten seine ästhetischen Anschauungen durch eine belehrende Reise nach Italien, die er hauptsächlich in der Begleitung des Hofbauraths Strack unternahm, gehoben werden. Die Reise dorthin war ein hoher Genuß für ihn und mit reichem Gewinn an geistigen Eroberungen kehrte er hochbeglückt nach Berlin zurück.

Am 16. März 1857 wurde die Verlobung des preußischen Thronfolgers mit der ältesten Tochter der Königin Victoria von England bekannt gemacht und am 25. Januar 1858 führte er seine jugendliche Braut zum Altar. Die Trauung fand in der Kapelle des St. James Palastes in London statt und ward von dem Erzbischof von Canterbury vollzogen.

Am 6. Februar 1858 war der Prinz mit seiner jungen Gemahlin in Potsdam und am 8. Februar in Berlin eingezogen, wo er überall mit großem Jubel vom Volke empfangen wurde und schließlich das kronprinzliche Palais bezog. In letzterem wurde am 27. Januar 1859 der jetzige Kaiser Friedrich Wilhelm II. geboren.

Als aber in der Nacht vom 1. zum 2. Januar im Jahre 1861 König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen endlich mit Tod abging, da folgte ihm auf dem Throne der Prinz Wilhelm von

Kronprinz Wilhelm und Gemahlin.
Crown Prince William and Wife

Preußen, als König Wilhelm I., und unser Fritz ward dadurch zum Kronprinzen erhoben. Kurz vorher hatte ihn noch der König, sein Onkel, zum Statthalter von Pommern ernannt gehabt, während er schon im Jahre 1860 zum Generallieutenant der Armee befördert worden war.

Im Laufe der nun folgenden Jahre spitzten sich die Unannehmlichkeiten und diplomatischen Meinungsverschiedenheiten, zuerst zwischen Dänemark und Preußen und später auch zwischen Oesterreich und Preußen immer mehr zu einem scharfen Pfeile zu, bis es endlich, wie es schon an einem andern Platze in diesem Buche berichtet ward, im Jahre 1864 zwischen Preußen, Oesterreich und Dänemark zu einem offenen Bruch und entscheidenden Kampfe kam. Und in diesem Kriege war es, in dem der Kronprinz Friedrich zum erstenmale als Soldat für sein engeres Vaterland im Feuer stehen sollte.

Es war am 22. Februar im Gefechte bei Nübel, westlich von Düppel.

Dort stand er fest und unerschrocken, als wenn ihm das etwas Alltägliches wäre, mit seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich Karl, auf dem sogenannten Büffelkoppel, einer waldigen Anhöhe, und beobachtete ruhig den Lauf des Gefechtes. Nach dem Siege heftete auf Wunsch des Königs sein Sohn Fritz den Offizieren und Soldaten eigenhändig die verdienten Ehrenzeichen an die Brust und hielt an sie, vom Pferde herab, eine warme Ansprache, auf die der Feldmarschall Wrangel antwortete und ihn hoch leben ließ.

Auch am 28. April 1864 stand der tapfere Kronprinz bei der berühmten Erstürmung der Düppeler Schanzen nochmals mit seinem tapfern Vetter, Prinz Friedrich Karl, so lange mitten im Pulverdampfe, bis das Banner Preußens siegreich auf dem höchsten Punkte flatterte.

Als sie ihrer Regimenter Fahnen dort oben erblickten, stiegen beide von den Pferden und umarmten sich in ächter Soldatenfreude über den schwer errungenen Sieg.

Am 21. April erschien König Wilhelm auf dem Kriegsschauplatze, um der tapferen preußischen Armee für ihren glänzenden Sieg zu danken. Der Kronprinz wurde dann bei jener berühmten Parade hinter Gravenstein, von seinem Vater zum Befehlshaber des zweiten Armeekorps ernannt.

Doch dieser Krieg in Schleswig-Holstein war so zu sagen nur ein kleines Uebungsgefecht, das die bald folgenden großen Feldzüge in Böhmen und Frankreich scheinbar einleiten sollte, in welchen sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm unter der Mithülfe des ihm beigegebenen Generals von Blumenthal einen unsterblichen Ruhm in der Geschichte des deutschen Volkes errungen.

Die ewiggdenkwürdigen, großen Schlachten von Königgrätz, Weißenburg, Wörth und Sedan haben den Namen Kronprinz Friedrich Wilhelm für viele Jahrhunderte hinaus für die kommenden Geschlechter tief in die ehrenden Gedenktafeln der Weltgeschichte eingegraben.

Das Wichtigste dieser großen Ereignisse wurde ebenfalls früher schon den Lesern dieses Buches an den passenden Stellen mitgetheilt, weßhalb sie hier auch nicht noch einmal genauer besprochen werden sollen.

Mit strahlendem Ruhme und massenhaften Ehrenbezeugungen aller Art überladen, war kaum der beliebte deutsche Held Friedrich von den mit Blut gedrängten Schlachtfeldern Frankreichs zurückgekehrt, als er auch schon wieder bereit war, die dem deutschen Volke in dem entsetzlichen Kriege geschlagenen Wunden zu lindern.

Er übernahm zu diesem Zwecke gleich nach dem Friedensschluß das Protektorat der Kaiser Wilhelm-Stiftung und richtete am 2. September 1871 folgendes Schreiben an die genannte Stiftung:

„An der Nation ist es, in freier Liebesthätigkeit zu gewähren, was das Loos unserer Invaliden und das herbe Schicksal der Hinterbliebenen unserer gefallenen Krieger erleichtern kann. Der zu allem Großen bereite, herrliche Sinn unseres Volkes, der sich vor Jahresfrist einmüthig erhob und während des ganzen langen

und furchtbaren Kampfes in herzerhebender Weise bewährte, wird sich, dessen bin ich sicher, nicht bei diesem Liebeswerke verleugnen."

Am glücklichsten und wohlsten fühlte sich aber der Kronprinz im engeren Kreise seiner zahlreichen Familie, die aus Weib und sieben Kindern, drei Knaben und vier Mädchen, bestand. Mit der ganzen Hingebung seines gefühlvollen Herzens sorgte er unabläßig für die Erziehung und das Wohlergehen seiner lieben Sprossen. Sein Haushalt war geradezu von einer bürgerlichen Einfachheit und seine treue Gattin stand demselben in ächt hausfräulicher Weise vor.

Wild tobte er oft als liebevoller Vater mit seinem kleinsten Töchterchen im Zimmer herum und erfreute und erheiterte so durch allerlei muntere Spiele seine Lieblinge. Ja, eines Tages stellte sich in der Privatwohnung des Kronprinzen einem hohen Beamten, der unangemeldet Zutritt zu jenen Gemächern hatte, beim plötzlichen Eintritt in dieselben folgendes herrliches Familienbild dar:

Der Kronprinz lag auf der Erde und spielte inmitten seiner jauchzenden Kinder. Die Frau Gemahlin saß, wie eine ächte deutsche Hausfrau, auf dem Sopha, mit einer Handarbeit beschäftigt. Der Kronprinz ließ sich durch das Eintreten des alten, ehrwürdigen Herrn, der für eine Wohlthätigkeitsanstalt milde Beiträge sammelte, durchaus nicht stören, und als derselbe sein Anliegen vorbrachte, machte „unser Fritz" eine abweisende Geberde und sagte in scherzhaftem Tone und mit einer Miene, die dem hohen Herrn trefflich stand: „Ja, sehen Sie, meine Frau und meine Kinder, die wollen alle essen, da habe ich nichts übrig." Selbstverständlich erhielt der Herr einen Beitrag, mit dem er wohl zufrieden sein konnte.

Ein anderes, recht hübsches Stück Familienleben erzählt man sich in Potsdam und Berlin. Einer der kleinen Prinzen wollte sich nicht waschen lassen. Da wurde sofort dem Posten vor dem Palais Befehl gegeben, bei der nächsten Ausfahrt vor dem kleinen Mann kein Honneur zu machen. Als sich der Prinz

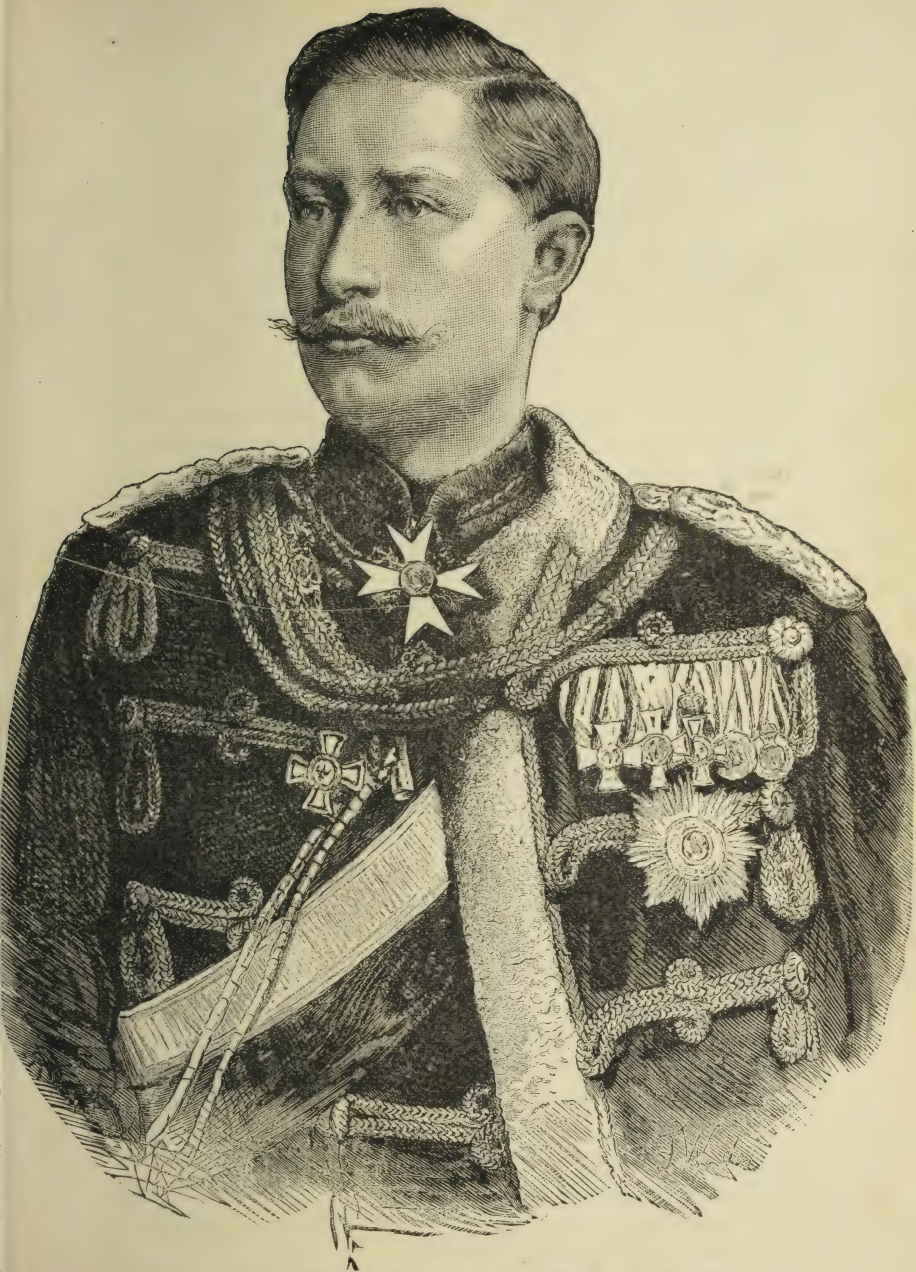
darüber beschwerte, erhielt er von seinem Vater die kurze und bestimmte Antwort: „Vor einem ungewaschenen Prinzen macht der preußische Soldat kein Honneur."

So ließ der Kronprinz auch seine beiden Söhne, den Prinzen Wilhelm, den jetzigen Kaiser, und dessen Bruder, den Prinzen Heinrich, in bürgerlichen Schulen mit andern Knaben erziehen. Prinz Wilhelm wurde eines Tages, wie es die Schulregeln in Preußen vorschreiben, von seinen Eltern persönlich beim Klassenlehrer der Obersecunda am Gymnasium zu Kassel angemeldet, mit dem Befehl, ihn, wie andere Schüler, mit dem gewöhnlichen „Sie" anzureden und ihn mit „Prinz Wilhelm" aufzurufen.

In Europa, wo die Monarchen nicht nach Popularität haschen, wie hier in Amerika die Politiker, wenn sie für ein Amt laufen, ist eine derartige Maßregel von einem Kronprinzen, der zwar auch Kandidat für den Thron ist, den ihm aber kein Gegenkandidat streitig machen kann, gewiß eine sehr empfehlenswerthe und verständige und bringt dem Vater des Sohnes nur Ehre.

Daß der Kronprinz von jeher ein großer Kinderfreund war, hat er bei Hunderten von Gelegenheiten in einer Art und Weise stets bewiesen, daß sie einen tiefen Blick in seinen geraden, männlichen Sinn und sein gutes Herz werfen ließen. Am meisten Vergnügen haben ihm immer die Kinderfeste im königlichen Garten zu Potsdam gemacht, bei denen er mit seiner ganzen Familie, Frau, Kindern und Vettern regelmäßig erschien, um sich dann in der ungezwungensten Weise unter die Kleinen aus der Stadt zu mischen. Er leitete dann die Spiele der Knaben, so wie die Frau Kronprinzessin die der Mädchen. Später wurden die Kleinen natürlich mit allerlei guten Sachen gehörig abgefüttert, und da erhielten dann von dem leutseligen Herrn immer die Knaben, die sich während des Nachmittags in irgend einer Weise besonders hervorgethan, stets die größten Stücke Kuchen und die größten belegten Butterbrote. Schläferige Stillsitzer zog er oft durch allerlei Scherze und fühlbare Ermahnungen mit Gewalt in den Kreis der Fröhlichen hinein.

Eine Lieblingsbeschäftigung in freien Stunden für ihn war



Wilhelm II., Kaiſer von Deutſchland und König von Preußen

WILLIAM II., EMPEROR OF GERMANY AND KING OF PRUSSIA.

auch der Besuch der Schulen, in die er oft unerwartet eintrat, um den Kindern dort wegen ihrer Kenntnisse einmal gehörig auf den Zahn zu fühlen. Ganz besonders hatte er es auf die Schule des alten Lehrers Scheffler in dem Dorfe Bornstedt bei Potsdam abgesehen, an dessen Schule er fast niemals vorbeiging, ohne in dieselbe einzutreten, denn er hatte den alten pflichttreuen Lehrer ganz besonders in sein Herz geschlossen. Eines Tages, während seiner Anwesenheit in dieser Schule wurde Scheffler durch einen Boten aufgefordert, schnell nach Hause zu kommen, da seine Frau plötzlich bedenklich erkrankt sei. Scheffler gab dem Boten leise Bescheid, daß er nicht sofort abkommen könne, da Se. Königliche Hoheit gerade augenblicklich seine Schule mit einem Besuche beehre. Allein der Kronprinz hatte die Bestürzung Scheffler's bemerkt, und als er deren Ursache vernahm, sagte er zu seinem alten Freund:

„Eilen Sie sofort nach Hause, Scheffler, ich werde die Schule unterdessen für Sie abhalten." Scheffler gehorchte und der Kronprinz brachte den Unterricht zu Ende. —

Im Jahre 1877 bestand der Prinz Wilhelm, der älteste Sohn des Kronprinzen, sein Abiturientenexamen am Gymnasium zu Kassel. Einige Tage nachher feierte Wilhelm im Kreise seiner Familie auch seinen achtzehnten Geburtstag und mit ihm seine Großjährigkeit.

In Folge dessen trat der junge Prinz nun, nach kurzer Erholung im elterlichen Hause, am 9. Februar in das erste Garde-Regiment zu Fuß, bei dessen Offizieren ihn sein Vater mit einigen herzlichen Worten empfahl

Doch kurze Zeit darauf reiste Wilhelm nach Bonn, um dort, wie einst sein Vater, auch die Universität zu besuchen, während der zweite Sohn des Kronprinzen, der Prinz Heinrich, noch etwas länger in Kassel verblieb, um dort die Realschule zu absolviren, um später in Kiel in die Marineschule eintreten zu können.

Die älteste Tochter des Kronprinzen, die Prinzessin Charlotte, verlobte sich um diese Zeit auch mit dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen.

Nach dem verdammenswerthen Attentate des Anarchisten Hödel auf den greisen Kaiser Wilhelm übertrug Letzterer in den Stunden der Gefahr und Leiden seinem Sohn „Fritz" die Regentschaft am 4. Juni 1878, die im Dezember desselben Jahres, als der Kaiser geheilt in Berlin seinen Einzug gehalten, wieder ablief. Da enthob ihn der Kaiser von dem verantwortlichen Ehrenamte und dankte ihm in einem herzlichen Schreiben für die Pflichttreue, die er während der Verwaltung desselben zu jeder Stunde an den Tag gelegt.

In demselben Monat Dezember trat der junge Prinz Heinrich, der zweite Sohn des Kronprinzen, auf einem deutschen Kriegsschiffe die Reise um die Welt an, die zwei Jahre in Anspruch nehmen sollte.

Am 27. Februar 1881 vermählte sich der älteste Sohn desselben der jetzige Kaiser Wilhelm II., mit der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein. Die Hochzeit wurde in Berlin mit ungeheurem Glanze gefeiert und im darauffolgenden Jahre, am 6. Mai 1882, wurde diesem gefeierten Paare der erste Stammhalter, der jetzige Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren.

Dieser aufgeweckte, jetzt schon witzige Knabe ist hier in Amerika hauptsächlich unter dem fidelen Namen „N a u k e" bekannt, denn die Nachricht, die vor etwa einem Jahre hier in Umlauf kam, daß das kleine Hohenzollerchen, als es einmal von seinem Vater einige Dachteln bekam, nach vollbrachter Abstrafung ausgerufen habe: „Siehst'e Nauke, da hast'e die Pauke!" hat hier in allen Kreisen der Deutschen große Heiterkeit erregt.

Am 25. Januar 1883 feierte der Kronprinz im Kreise seiner glücklichen Familie die silberne Hochzeit. Aber ganz Deutschland feierte den Tag der Freude im kronprinzlichen Palaste mit, denn diese Ehe war das Musterbild eines echt deutschen, mit Kindern gesegneten Hausstandes, auf den das deutsche Volk mit Stolz blicken konnte.

Bei dieser Gelegenheit wurden dem kronprinzlichen Paare, unter andern Geschenken auch eins von dem ganzen deutschen Volke dargebracht. Es bestand aus einer Geldsumme von 800,000

Mark, welche dem Jubelpaare behufs Verwendung zu wohlthätigen Zwecken übergeben worden war. Am 17. November 1883 trat Kronprinz Friedrich mit großem Gefolge eine Reise nach Spanien an, um dort im Namen des Kaisers Wilhelm, dem Könige von Spanien einen Gegenbesuch abzustatten. Spaniens Herrscher hatte nämlich kurz vorher dem Kaiser Wilhelm in Berlin, von Homburg aus einen Besuch gemacht und derselbe mußte nun dem stolzen Spanier erwiedert werden.

Der Kronprinz schiffte sich daher von Genua aus auf dem deutschen Kriegsschiffe „Prinz Adalbert," dem noch zwei weitere deutsche Kriegsschiffe, die „Sophie" und die „Lorley" ,das Geleite gaben, ein. Die Landung geschah in Valencia, von wo aus man dann nach der Hauptstadt Madrid reiste. In Madrid wurde der Kronprinz des deutschen Reiches überaus glänzend und herzlich empfangen. Prachtvolle Feste folgten auf Feste, und die schwarzäugigen Spanierinnen ergötzten sich sichtlich an der gewaltigen, kräftigen Heldengestalt des deutschen Kaisersohnes.

Auf den Wunsch seines Vaters, des deutschen Kaisers, stattete Kronprinz Friedrich auf seiner Rückreise in die Heimath auch dem Papste Leo XIII. in Rom einen Besuch ab. Auch hier wurde „Unser Fritz" in überaus herzlicher Weise empfangen, und machte er auch im Vatican, bei den allerhöchsten Würdenträgern der katholischen Kirche einen entschieden günstigen Eindruck.

Im Jahre 1886 im September, nach Schluß der großen Kaisermanöver in Elsaß und Lothringen, besuchte der Kronprinz zum ersten male nach dem großen Feldzuge in Frankreich, die Städte Metz und Straßburg. Aber auch da konnte sich die, noch halb mit Grimm erfüllte Bevölkerung, nicht der hellen Freude erwehren, die sie beim Anblicke dieser kräftig deutschen, aber gemüthlichen Heldengestalt empfunden. In Metz besuchte der deutsche Kaisersohn zuerst die berühmte Kathedrale, dann die Synagoge, und zuletzt die protestantische Garnison-Kirche. Ja es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kronprinz durch sein herzliches und freundliches Wesen während der ganzen Reise, sich die Herzen der Elsässer und Lothringer um ein gutes Stück näher gebracht hat.

Unter dem Jubel des Volkes, das ihn überall wo er hinkam, begeistert begrüßte, kehrte er im Ganzen sehr zufrieden mit seiner Reise durch die Reichslande nach Berlin zurück.

In voller Gesundheit und in ungetrübtem Familienglücke feierte der Kronprinz noch am 22. März 1887 den 90sten Geburtstag seines geliebten Vaters. Die großartigsten Festlichkeiten fanden ob dieses höchst seltenen Ereignisses in ganz Deutschland statt und aus allen Welttheilen regnete es förmlich Beglückwünschungsbriefe an den Kaiser. Immer hoffte man noch auf ein paar weitere Jährlein, die dem greisen Herrscher von einem gütigen Geschick geschenkt werden könnten. Da, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel durchflog plötzlich die Schreckenskunde ganz Europa, daß sich beim Kronprinzen mit einem male die folgeschweren Zeichen eines unheilbaren Halsübels gezeigt, und daß die Aerzte in nicht zu weiter Ferne ein schlimmes Ereigniß in sichere Aussicht stellten.

Dem berühmten Pathologen, Professor Dr. Virchow, wurden einige kleine Abstoßungen vom Kehlkopf des unglücklichen Kranken zur Untersuchung auf Krebs übergeben, und, wie schon oben bemerkt, der Spezialarzt für Halskrankheiten, Dr. Mackenzie, aus London zu Rathe gezogen. Doch hörte man von beiden Seiten immer nur Beruhigendes über den Charakter der Krankheit und ebenfalls die Versicherung, daß die verschiedenen kleineren Operationen, die jener berühmte englische Spezialarzt im Schlunde des Patienten vorgenommen, stets ein gutes Resultat erzielt hätten.

Doch begab sich der Kronprinz auf Anrathen dieses Arztes in ein milderes Klima, nach Italien, um dort, wie der Arzt versichert haben soll, einer vollkommenen Genesung mit Entschiedenheit entgegensehen zu können

Die hoffnungsvollsten Berichte über das Befinden des hohen Kranken erschienen von Zeit zu Zeit in den offiziellen Zeitungen in Europa, besonders in den englischen. Allein immer wurden dieselben gleich darauf wieder durch die Aussagen der berühmtesten deutschen Aerzte und Professoren in Zweifel gezogen.

Nach und nach ward die berühmte Villa in St. Remo in ein undurchdringliches Dunkel über den wahren Krankheitszustand des armen Kronprinzen gehüllt, nur den Eingeweihten und der nächsten treuen Umgebung des Kranken war der wahre Sachverhalt bekannt, und als einmal ein Krankenwärter mehr sagte, als ihm von gewisser Seite erlaubt worden war, bekam er sofort den Abschied.

Der schlimme Zustand seines fern von ihm weilenden Sohnes setzte dem, durch sein hohes Alter ohnehin schon sehr geschwächten deutschen Kaiser immer mehr zu. In schlaflosen Nächten durchwandelte der Heldengreis weinend um den leidenden Sohn seine Gemächer. Und so hatte sich der alte Herr in den ersten Tagen des März eine heftige Erkältung zugezogen, daß die Aerzte sofort auf das Schlimmste gefaßt sein mußten.

Da wurde am Morgen des 9. März 1888 der greise deutsche Kaiser von seiner irdischen, langen Laufbahn zu seinen Ahnen abberufen (wie schon an einer anderen Stelle dieses Buches mitgetheilt wurde), und durch dieses große Ereigniß war plötzlich der sieche Kronprinz des deutschen Reichs — ein sieher Kaiser desselben geworden.

Sofort wurden nun Anstalten zu seiner Abreise nach Berlin getroffen; am 11. März reiste unter den umsichtigsten Vorkehrungen der neue deutsche Kaiser von St. Remo ab und langte am dritten Tage in Berlin an.

In der Stille der Trauer und des Leids war Kaiser Friedrich in seine Heimath zurückgekehrt; nicht rauschender Jubel empfing den geliebten Fürsten, der Ernst der Stunde fand in ehrfurchtsvoll schweigender Begrüßung den einzig angemessenen Ausdruck. Die tiefen Sympathien, deren sich der jetzige Kaiser Friedrich stets erfreut hat, traten während seiner Krankheit unabläßig zu Tage durch eine reiche Fülle von Beileidsbezeugungen, die dem damit Bedachten in seinen Leiden Trost und Erhebung gewährten. Ein echter nordischer Winter empfing den Trauernden und Leidenden in seiner Vaterstadt. Welcher Gegensatz für den Armen, der noch vor wenigen Stunden des

Südens Sonnenschein und milde Luft getrunken! Doch es schlugen ihm ja die Herzen seiner Deutschen warm entgegen, und das wußte er, und es war ihm ein Trost in den trübsten Stunden seines Lebens.

Nachdem die Trauerfeierlichkeiten in Berlin vorüber waren, übersandte Kaiser Friedrich die nachfolgenden beiden berühmten Erlasse, den einen „an mein Volk“; den andern „an den Reichskanzler und den Präsidenten des Staatsministeriums:“

An mein Volk!

Aus seinem glorreichen Leben schied der Kaiser. In dem vielgeliebten Vater, den ich beweine, und um den mit mir mein königliches Haus im tiefsten Schmerze trauert, verlor Preußens Volk seinen ruhmgekrönten König, die deutsche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererstandene Reich den ersten deutschen Kaiser! Unzertrennlich wird sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des deutschen Vaterlandes, in dessen Neubegründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürsten ihren schönsten Lohn gefunden hat. Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Fürsorge das preußische Heer auf die Höhe seines ernsten Berufes erhob, legte er den sicheren Grund zu den unter seiner Führung errungenen Siegen der deutschen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er sicherte dadurch dem Reiche eine Machtstellung, wie sie bis dahin jedes deutsche Herz ersehnt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte, und was er in heißem, opfervollem Kampfe seinem Volke errungen, das war ihm beschieden, durch lange Friedensarbeit mühevoller Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu fördern. Sicher in seiner eigenen Kraft ruhend, steht Deutschland geachtet im Rathe der Völker und begehrt nur, des Gewonnenen in friedlicher Entwickelung froh zu werden. Daß dem so ist, verdanken wir Kaiser Wilhelm, seiner nie wankenden Pflichttreue, seiner unablässigen nur dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Thätigkeit, gestützt auf die von dem preußischen Volke unwandelbar bewiesene und von allen deutschen Stämmen getheilte opferfreudige Hin-

gebung. Auf mich sind nunmehr alle Rechte und Pflichten übergegangen, die mit der Krone meines Hauses verbunden sind, und welche ich in der Zeit, die nach Gottes Willen meiner Regierung beschieden sein mag, getreulich wahrzunehmen entschlossen bin. Durchdrungen von der Größe meiner Aufgabe, wird es mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutschland zu einem Horte des Friedens und in Uebereinstimmung mit den verbündeten Regierungen sowie mit verfassungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens die Wohlfahrt des deutschen Landes zu pflegen. Meinem getreuen Volke, das durch eine Jahrhunderte lange Geschichte in guten wie schweren Tagen zu meinem Hause gestanden, bringe ich mein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Denn ich bin überzeugt, daß auf dem Grunde der untrennbaren Verbindung von Fürst und Volk, welche unabhänging von jeglicher Veränderung im Staatenleben, das unvergängliche Erbe des Hohenzollernstammes bildet, meine Krone allezeit ebenso sicher ruht, wie das Gedeihen des Landes, zu dessen Regierung ich nunmehr berufen bin, und dem ich gelobe, ein gerechter, und in Freud' wie Leid ein treuer König zu sein. Gott wolle mir seinen Segen und Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan mein Leben geweiht ist!

Berlin, den 12. März 1888.

Friedrich III

Erlaß Sr. Majestät des Kaisers und Königs an den Reichskanzler und den Präsidenten des Staats-Ministeriums.

Mein lieber Fürst!

Bei dem Antritt meiner Regierung ist es mir ein Bedürfniß, mich an Sie, den langjährigen, vielbewährten ersten Diener meines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu wenden. Sie sind der treue und muthvolle Rathgeber gewesen, der den Zielen seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat. Ihnen bin ich und bleibt mein Haus zu warmem

Dank verpflichtet. Sie haben daher ein Recht, vor Allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung meiner Regierung maßgebend sein sollen. Die Verfassungs- und Rechts-Ordnungen des Reiches und Preußens müssen vor Allem in der Ehrfurcht und in den Sitten der Nation sich befestigen. Es sind daher die Erschütterungen möglichst zu vermeiden, welche häufiger Wechsel der Staatseinrichtungen und Gesetze veranlaßt. Die Forderung der Aufgaben der Reichsregierung muß die festen Grundlagen unberührt lassen, auf denen bisher der preußische Staat sicher geruht hat. Im Reiche sind die verfassungsmäßigen Rechte aller verbündeten Regierungen ebenso gewissenhaft zu achten, wie die des Reichstags: aber von beiden ist eine gleiche Achtung der Rechte des Kaisers zu erheischen. Dabei ist im Auge zu behalten, daß diese gegenseitigen Rechte nur zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt dienen sollen, welche das oberste Gesetz bleibt, und daß neu hervortretenden, unzweifelhaften nationalen Bedürfnissen in vollem Maße Genüge geleistet werden muß. Die nothwendigste und sicherste Bürgschaft für ungestörte Förderung dieser Aufgaben sehe ich in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, meines erprobten Heeres und der aufblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide müssen jederzeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert. Ich bin entschlossen, im Reiche und in Preußen die Regierung in gewissenhafter Beobachtung der Bestimmungen von Reichs- und Landesverfassung zu führen. Dieselben sind von meinen Vorfahren auf dem Throne in weiser Erkenntniß der unabweisbaren Bedürfnisse und zu lösenden schwierigen Aufgaben des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens begründet worden und müssen allseitig geachtet werden, um ihre Kraft und segensreiche Wirksamkeit bethätigen zu können. Ich will, daß der seit Jahrhunderten in meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner meine Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem

Friedrich III. in seinem Arbeitszimmer.

FREDERICK III., IN HIS STUDY.

Bekenntnisse sie auch angehören, zum Schutze gereiche. Ein jeglicher unter ihnen steht meinem Herzen gleich nahe — haben doch alle in den Tagen der Gefahr ihre volle Hingebung bewährt! Einig mit den Anschauungen meines kaiserlichen Herrn Vaters, werde ich warm alle Anstrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirthschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne doch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staates allen Uebeln der Gesellschaft ein Ende zu machen. Mit den sozialen Fragen enge verbunden erachte ich die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zugewandte Pflege. Muß einerseits eine höhere Bildung immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, so ist doch zu vermeiden, daß durch Halbbildung ernste Gefahren geschaffen, daß Lebensansprüche geweckt werden, denen die wirthschaftlichen Kräfte der Nation nicht genügen können, oder daß durch einseitige Erstrebung vermehrten Wissens die erziehliche Aufgabe unberücksichtigt bleibe. Nur ein auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichend Widerstandskraft besitzen, die Gefahren zu überwinden, welche in einer Zeit rascher wirthschaftlicher Bewegung durch die Beispiele hochgesteigerter Lebensführung Einzelner für die Gesammtheit erwachsen. Es ist mein Wille, daß keine Gelegenheit versäumt werde, in dem öffentlichen Dienste dahin einzuwirken, daß der Versuchung zu unverhältnißmäßigem Aufwande entgegengetreten werde. Jedem Vorschlage finanzieller Reformen ist meine vorurtheilsfreie Erwägung im Voraus gesichert, wenn nicht die in Preußen altbewährte Sparsamkeit die Auflegung neuer Lasten umgehen und eine Erleichterung bisheriger Anforderungen herbeiführen läßt. Die größeren und kleineren Verbänden im Staate verliehene Selbstverwaltung halte ich für ersprießlich, dagegen stelle ich es zur Prüfung: ob nicht das diesen Verbänden gewährte Recht der Steuerauflagen, welches von ihnen ohne hinreichende Rücksicht auf die gleichzeitig von Reich und Staat ausgehende

Belastung geübt wird, den Einzelnen unverhältnißmäßig beschweren kann. In gleicher Weise wird zu erwägen sein, ob nicht in der Gliederung der Behörden eine vereinfachende Aenderung zulässig erscheint, in welcher die Verminderung der Zahl der Angestellten eine Erhöhung ihrer Bezüge ermöglichen würde. Gelingt es, die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kräftig zu erhalten, so wird es mir zu besonderer Genugthuung gereichen, die Blüthe, welche deutsche Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße zeigt, zu voller Entfaltung zu bringen. Zur Verwirklichung dieser meiner Absichten rechne ich auf Ihre so oft bewiesene Hingebung und auf die Unterstützung Ihrer bewährten Erfahrung. Möge es mir beschieden sein, dergestalt unter einmüthigem Zusammenwirken der Reichsorgane, der hingebenden Thätigkeit der Volksvertretung, wie aller Behörden, und durch vertrauensvolle Mitarbeit sämmtlicher Klassen der Bevölkerung Deutschlands und Preußens zu neuen Ehren in friedlicher Entwickelung zu führen! Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde ich zufrieden sein, wenn dereinst von meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei meinem Volke wohlthätig, meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen!

Berlin, den 12. März 1888.

Ihr wohlgeneigter Friedrich III."

Die gesammte Presse des In- und Auslandes beschäftigte sich nun mit diesen, überall den tiefsten Eindruck machenden Erlassen. Die Einen jubelten, die Anderen fühlten sich gewaltig betroffen. Schon sahen Viele in nicht gar zu langer Zeit der Abdankung des Reichskanzlers entgegen, da man glaubte, daß das in den beiden Erlassen klar dargelegte politische Glaubensbekenntniß des neuen deutschen Kaisers nicht nach dem Geschmacke des eisernen Kanzlers sei und demselben gewaltig vor den Kopf gestoßen habe.

Dazu kam noch die Bewerbung des Prinzen von Battenberg, des einstigen Fürsten von Bulgarien, um die Hand einer Tochter

des Kaisers Friedrich, und in der, wie berichtet ward, Fürst Bismarck im Falle der Zusage ein Casus belli für Rußland erblickte. Auch die sogenannte englische Partei am Hofe Kaiser Friedrich's, an deren Spitze die Gemahlin desselben, die Kaiserin Victoria, stehen sollte, schien viel Staub in den deutschen Regierungsangelegenheiten aufzuwirbeln. Kurzum, die wunderlichsten, oft scheinbar unglaublichsten Gerüchte über die stets zunehmende Spannung zwischen dem Kaiser und Bismarck waren im Umlauf und das Schlimmste war zu befürchten.

Dabei versuchte hauptsächlich die liberale Presse den damaligen Kronprinzen Wilhelm in's Blaue hinein zu verdächtigen und ihn als einen verbissenen Preußen, dem das gesammte deutsche Vaterland sehr Nebensache sei, hinzustellen.

Bei allen diesen Widerwärtigkeiten in dem kaum erstarkten deutschen Reiche suchten die Partikularisten und solche, die an dem chronischen Erbübel der Deutschen, an der Skandalsucht und der Uneinigkeit, leiden, stets den Fürsten Bismarck als den Karnickel hinzustellen, und viele derselben wären wohl zufrieden gewesen, wenn Kaiser Friedrich auf geheimes Anrathen der deutschen Freunde in England den eisernen Kanzler, der vielleicht diesen nicht paßte, in die Verbannung geschickt hätte.

Nach den neuesten Nachrichten scheint sogar der englische Arzt, der Dr. Mackenzie, sich dazu berufen gefühlt zu haben, im Palaste seines Patienten nicht allein als Arzt, sondern auch als politischer Macher aufzutreten. Auf jeden Fall ist ihm von Seiten des Kaisers Wilhelm II. ein sehr kühler Abschied zu Theil geworden.

Zuletzt schienen sich, besonders nach der Abdankung des Ministers Puttkammer, der als das Haupt der Reaktion und der religiösen Unduldsamkeit galt, die Wirrsale immer mehr zu einem offenen Bruch zwischen den beiden Parteien zuspitzen zu wollen, und man war im In- und Auslande auf das Aeußerste gefaßt.

So standen die Dinge am Hofe zu Berlin, als sich am 13. Juni der Zustand des bedauernswerthen, leidenden Kaisers bedeutend verschlimmerte, es überfielen ihn Schüttelfröste und

Krämpfe, so daß schon an diesem Tage die ihn behandelten Aerzte alle Hoffnung aufgaben. Selbst Dr. Mackenzie mußte nun zugestehen, daß er sich geirrt und daß die deutschen Aerzte doch in ihrem Rechte mit ihren streng wissenschaftlich gehaltenen Aussprüchen gewesen seien.

Die Leiden des armen Dulders schienen furchtbar zu sein, denn die Krebsgeschwüre hatten die Wand der Speiseröhre durchfressen und er konnte in Folge dessen jetzt nur noch künstlich ernährt werden. Aber dennoch ergab sich der herrliche Mann mit einem wahren Heldenmuthe in sein Schicksal und begrüßte noch wenige Stunden vor seinem Tode mit freundlichen Blicken seine ihn umgebende Gemahlin, Kinder und Freunde.

Zuletzt wurde die Athmung immer schwerer bei ihm und es trat ein apathischer, schlafsüchtiger Zustand ein, aus welchem er hin und wieder erwachte und sich einige Nahrung zuführen ließ.

Gegen 10 Uhr Vormittags schien am 15. Juni das Bewußtsein noch auf einen Augenblick zurückkehren zu wollen, der Kaiser kannte seine Umgebung und verlangte nach seinen Depeschen; ein Beweis, wie auch ihn bis zum letzten Augenblicke seines Lebens das hohenzollerische Pflichtgefühl beseelt hat, das ihn bis in die letzten Tage täglich zur Arbeit und zur Erledigung der Geschäfte drängte. Dann verfiel er in einen Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte.

Kaiser Friedrich verschied am 15. Juni 1888 Vormittags 11 Uhr in seinem Schlosse Friedrichskron, in Gegenwart seiner von Schmerz tief ergriffenen Gemahlin Victoria und seiner ihm mit unendlicher Liebe und Treue ergebenen Kindern.

Es fand kein Todeskampf statt, sondern allmähliches Ausathmen. Dr. Mackenzie bestätigte den eingetretenen Tod. Die Kaiserin brach von Schmerz überwältigt an der Leiche zusammen.

Kaiser Wilhelm führte seine Mutter aus dem Sterbezimmer.

Beim Bekanntwerden der Trauerbotschaft drängten sich sofort unzählige Schaaren Volkes aus Berlin und Potsdam nach dem Schlosse Friedrichskron, wo bald nach dem Tode, in der soge-

nannten Jaspis-Gallerie, die Leiche des Kaisers aufgebahrt wurde.

In purpurroth ausgeschlagenem Sarge ruhte sie in Generalsuniform mit leicht umgelegtem Militärmantel. Das Haupt war unbedeckt. Die Züge waren fast unverändert. Zu Häupten des Katafalks, neben brennenden Kronleuchtern, hielten zwei Hofbeamte, mehr seitwärts ein Schloßgardist und ein Gardehusar, Wache. Am Fußende war das Reichsbanner ausgebreitet. Auf kleinen Stühlen ruhten die Reichskleinodien, die hohen Orden und die Feldmarschall-Abzeichen.

Der Gesammteindruck war einfach, aber tief ergreifend. Die Menge zog mit Zeichen ungekünstelten Schmerzes an dem Sarge vorbei.

Am Tage des Begräbnisses, am 18. Juni, Morgens 10 Uhr, stellte sich die Trauerversammlung in der Jaspis-Gallerie ein. Am Kopfende des Sarges hatte der Graf Blumenthal mit dem Reichsbanner, um den Sarg herum die Minister und die Generaladjutanten, Stellung genommen. Vor dem Sarge stand in leichtem Bogen eine Doppelreihe von Sesseln, auf welchen kurz vor 10 Uhr die Mitglieder des Kaiserhauses und die Fürstlichkeiten Platz genommen hatten. Der Kaiser zwischen der tiefgebeugten Mutter und der Kaiserin und der Kaiserin Augusta, dahinter der Reichskanzler, die Minister und die Generalität. Den weiten Raum, bis in das Vorzimmer, füllte stehend und im tiefsten Schweigen eine glanzvolle Trauerversammlung.

Der Chor stimmte einen Choral von Bach an. Hofprediger Kögel sprach schlicht und eindringlich, auf dem Altar hinter dem Haupteude des Sarges stehend, ein inbrünstiges Gebet. Unterdrücktes Schluchzen tönte dazwischen, als er der Leiche den Segen ertheilte. Mit dem von der ganzen Versammlung gesungenen Chorale: „Wenn ich einmal muß scheiden," schloß der Trauerakt.

Die fürstlichen Damen verließen die Gallerie. Der Chor stimmte wieder eine Bach'sche Komposition an. Zwölf Obersten hoben den Sarg und trugen ihn zu dem vor der Freitreppe haltenden Leichenwagen.

Sämmtliche Musikkorps der in Parade stehenden Truppen stimmten an: „Jesus meine Zuversicht." Ein dumpfer Trommelwirbel erscholl. Dann setzte sich die Garde-Infanterie und Kavallerie und die Garde du Corps mit schwarzen Küraſſen in Bewegung. Dann folgte die Geistlichkeit (der berühmte Stöcker an ihrer Spitze), — die Dienerschaft, die Hofbeamten. Dann fiel eine Gruppe Aerzte auf, namentlich Mackenzie mit blauem Ordensbande. Ihnen folgten Kammerherren, Kammerjunker und Pagen; — die Minister, die Reichsinsignien tragend, und die Ritter des schwarzen Adler-Ordens. Dann kam der prachtvoll geschmückte Leichenwagen. Hinter diesem her wurde des Kaisers Schlachtroß „Wörth" geführt. Dann sah man den Prinzen Heinrich, heftig weinend, mit dem Könige von Sachsen dem Sarge folgen, nebst den Vertretern aller Herrscherhäuser und der freien Städte, des Reichstags, des Bundesraths und des Landtags. Garde-Kavallerie und Infanterie schloß den Zug, der sich unter den ununterbrochenen Klängen der Choräle, dem präsentirenden Truppenspalier entlang, durch die Trauerstraße des Parks von Sanssouci bis zur Friedenskirche hin bewegte.

Hier hatte sich schon vorher ein Theil der Trauerversammlung, namentlich die Diplomatie eingefunden. Nach und nach füllte sich die Kirche zum Erdrücken. Beim Eintritt des Sarges ertönte Orgelklang und Chorgesang, dann sprach Hofprediger Kögel ein kurzes Gebet und den Segen, worauf Kanonen und Gewehrsalven die tief ergreifende Feierlichkeit schlossen.

Die Rede in der Friedenskirche unterblieb auf Wunsch der Kaiserin Victoria und des verstorbenen Kaisers. Tief ergreifend war, als der junge Kaiser und sämmtliche Leidtragende nach beendeter Feier, während draußen die Kanonen donnerten und die Salven knatterten, am Sarge niedersanken, um knieend ein Gebet zu verrichten. Und so sank innerhalb dreier Monate der zweite deutsche Kaiser in die Gruft seiner Ahnen. Das Volk aber beklagte aus der Tiefe seines Herzens den zu früh Dahingeschiedenen, der es verstanden hatte, sich schon lange vor seiner Thronbesteigung dessen aufrichtige Liebe zu gewinnen.

Elftes Kapitel.

Aus dem Leben Kaiser Friedrich's.

Bei der Lutherfeier in Wittenberg, am 13. September 1883 hielt der damalige Kronprinz und jetzt verstorbene Kaiser Friedrich folgende Ansprache:

„Nachdem ich eben in ernster Versammlung am Grabe unseres großen Reformators geweilt, betrete ich nunmehr die Stätte, in welcher der glaubensstarke Mann in rastloser Arbeit die Wege suchte, auf denen er freudigen Muthes vorwärts schritt zu seiner großen, weltgeschichtlichen That. In sinniger Weise sind in diesen Räumen aus den Tagen der Reformation Andenken aller Art vereinigt, deren Vermehrung und Vervollständigung ich glücklichen Fortgang wünsche.

Denn unser Volk kann nicht oft und nicht lebhaft genug an die Segnungen erinnert werden, welche es dem Manne verdankt, dessen Namen diese Halle trägt.

Wer gedächte nicht hier und heute dessen, was Martin Luther's Geist und Wirken auf mehr als einem Gebiete deutsch-nationalen Lebens für uns erworben hat?

Möge diese seinem Gedächtnisse gewidmete Feier uns eine heilige Mahnung sein, die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Muthe und in demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind! Möge sie insbesondere uns in dem Entschlusse festigen, alle Zeit einzutreten für unser evangelisches Bekenntniß und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung! Und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und nicht in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demüthigen Streben nach der Erkenntniß christlicher Wahrheit!

In diesem Sinne begrüße ich den heutigen und die noch folgenden Luthertage mit dem innigsten Wunsche, daß sie beitragen

mögen, unser protestantisches Bewußtsein zu stärken, unsere deutsche evangelische Kirche vor Zwietracht zu bewahren und ihren Frieden fest und dauernd zu begründen." — — —

* * *

Am 20. Januar 1883 brachte der damalige Kronprinz bei der Einweihung eines neuen Logengebäudes der Freimaurer in Berlin einen Trinkspruch aus, in welchem es hieß:

„Die Zeit in der wir leben, verlangt Licht und Aufklärung. Wir dürfen an dem Herkömmlichen, selbst wenn es uns theuer und werth geworden, nicht darum festhalten, weil wir uns in dasselbe wie in eine Gewohnheit nun einmal eingelebt haben. Auch bei uns heißt es: „Nicht Stillstand, sondern Fortschritt!"

* * *

Im Februar 1880 hatte sich der Kronprinz bereits zu dem Vorsitzenden der jüdischen Körperschaften in Berlin, Stadtrath Magnus, bei einem Zusammentreffen mit demselben in der Victoria-Invaliden Stiftung in Bezug auf die damals begonnene Judenhatz dahin geäußert, daß er dieselbe als eine Schmach für Deutschland ansehe; er habe sich während seines Aufenthaltes in Italien den Ausländern gegenüber dieser Agitation geschämt.

* * *

Am 14. Januar 1881 äußerte sich der Kronprinz demselben Stadtrath Magnus dahin, daß er dieselbe Anschauung noch wie damals hege und die gedachten Bestrebungen auf das Entschiedenste mißbillige und verwerfe. Was seine Gefühle am meisten verletze, sei die Hineintragung dieser Hetzereien in die Schulen und Hörsäle. In die Pflanzstätten des Edlen und Guten sei dieses böse Samenkorn hineingeworfen worden; hoffentlich werde es nicht zur Reife gelangen. Er vermöge es nicht zu fassen, wie Männer, die auf geistiger Höhe stehen, oder ihrem Berufe nach stehen sollten, sich zum Träger und Hülfsmittel einer in ihren Voraussetzungen und Zielen gleich verwerf-

lichen Agitation hergeben könnten. Er gebe sich der sichern Hoffnung hin, die Bewegung werde sich langsam im Sande verlieren, denn derartige ungesunde Dinge könnten keinen Bestand haben. — — —

* * *

Aus der Gedächtnißpredigt auf Kaiser Friedrich, die Hofprediger Beyer in dem Dom in Berlin hielt und die durchflochten war mit Zügen aus dem Leben desselben, seien zwei Züge mitgetheilt, die noch nicht allgemein bekannt sein dürften.

Die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, die siegreichen Heere hatten ihren Marsch auf Wien angetreten, Kaiser Friedrich, damals Kronprinz, war in Brünn eingezogen. In der versammelten Menge entdeckte sein scharfes Auge ein bekanntes Gesicht. Er schritt darauf zu, nahm den Mann bei Seite und sprach angelegentlich mit ihm. Thränenschweren Auges kehrte er zu seiner Umgebung zurück. Wer war der Mann und was hatte er mit ihm gesprochen? Es war einer seiner Kammerdiener, der aus Berlin gekommen war, von dem er sich über den Tod seines Söhnchens Sigismund hatte erzählen lassen; nach jedem kleinsten Nebenumstande hatte er gefragt. Bekanntlich war der kleine Prinz gestorben, als der Vater im Felde stand; am Tage des Begräbnisses des Kaisers waren es 22 Jahre.

Wohl wäre der Vater gerne zu Hause gewesen, seinem Kinde die Augen zuzudrücken und mit den Seinen am Todtenbette zu weinen, aber sein Pflichtgefühl hielt ihn. Seine Soldaten fühlten den Schmerz mit, der ihren verehrten Führer getroffen, wie aus nachfolgender Strophe zu ersehen, die einem Liede entnommen, das Einer von ihnen gedichtet:

„O Kamerad, weißt du es schon,
Was ihn so schwer betrübet?
Ihm starb daheim sein kranker Sohn,
Den er so sehr geliebet.
Der Schmerz, der dich noch treffen kann,
Dein Prinz hat ihn erlebet,
Der schlicht nur, wie ein Landwehrmann.
So Großes doch erstrebet." — — —

Eins der Lieblingslieder von Kaiser Friedrich war: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen, der Alles kann und hat." — Als er im Jahre 1870 sein Hauptquartier in Speyer aufgeschlagen hatte, wohnte er dem Gottesdienste im Dome bei, da wurde obiges Lied gesungen, in das er kräftig mit einstimmte.

Später kamen Vertreter der Domgemeinde in Speyer nach Berlin, Gaben zu sammeln zum Ausbau ihres alten Gotteshauses; sie wurden auch vom Kaiser Friedrich empfangen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er ihnen von dem feierlichen Gottesdienste in ihrem Dome, und wie gerade das Lied: „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten rathen," von der vollen Gemeinde gesungen, einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Es sei der letzte Gottesdienst gewesen, den er auf deutschem Boden vor dem Feldzuge nach Frankreich gefeiert, und er habe das Lied als einen Gruß aus der Heimath mit in Feindesland genommen.

* * *

Im Jahre 1863 besuchte der Kronprinz das Lazareth der Kadettenanstalt und fand unter Andren einen Zögling „fieberkrank" in Folge einer Nicotin (Tabak) Vergiftung, wie die über dem Bette hängende Tafel nachwies.

Anscheinend gleichgiltig erkundigte er sich nach der Lebensstellung und dem Wohnort der Eltern, faßte den Patienten noch einmal scharf in's Auge und setzte dann seinen Gang durch die Krankenzimmer fort. Der Fall schien hiermit erledigt, da der Kronprinz wohl wußte, daß dem ertappten Sünder nach seiner Entlassung aus dem Lazareth noch eine Arreststrafe blühte.

Am Weihnachtsabend finden wir den jungen Krieger im traulichen Familienzimmer der guten Mama. Hinter einer dampfenden Punschbowle lehnte er behaglich im Sessel und rauchte eine ganz bedeutende „Giftnudel," womit er die Havana des älteren Bruders meinte. Die Lichter am Christbaum waren schon erlöscht, als sich der Weihnachtsengel noch einmal einstellte und eine verspätete Holzkiste auf den Tisch stellte. Was war darin?

Eine mächtige Cigarre; aber so groß und hart, wie eine Feldgranate und so schwer wie ein Kommißbrot. Sonderbare Sorte! Aha jetzt hatte er's. Es war nur eine Attrape und aus dem Innern zog er ein Milchfläschchen hervor, eine Saugflasche, in Lebensgröße, mit einem Gummi-Saugpfropfen und gefüllt mit echter Kuhmilch. Auf der Flasche aber klebte ein Zettel mit einer Aufschrift von wohlbekannter Hand: „Wohl bekomm's! Friedrich Wilhelm." — Die Blamage war zu groß. — „Heiliger Brahma, ich möchte mich vor Scham gleich in den nächsten Briefkasten stürzen!" Mit diesem Aufschrei warf er den Rest seiner Cigarre weg und stürzte in sein Schlafzimmer. — Sieben Jahre später, nach der Schlacht bei Wörth, reitet der Kronprinz durch die Vorposten und trifft den heimlichen Cigarrenfreund wieder. Aus dem jungen Bürschchen ist ein stattlicher Offizier geworden. Der Kronprinz erkennt ihn, holt aus seiner Satteltasche ein Päckchen mit Cigarren und überreichte sie dem Offizier lachend mit den Worten: „Nun lieber Freund, die Sorte 1863 lagert noch immer? Na seien Sie mir nicht böse, jetzt habe ich einen besseren Lieferanten. Probiren Sie einmal dieses Kraut, das ist eine andere Nummer." — — —

* * *

Am 18. April 1864 stand Kaiser Friedrich in der Gammelmarkbatterie und auf dem Spitzberge vor Düppel und betheiligte sich an der Erstürmung der Düppeler Schanzen, die für ewige Zeiten in der ruhmreichen Geschichte des preußischen Heeres verzeichnet bleiben wird. Hier waren ebenbürtige Gegner, deren Höchstkommandirender, General Duplat, den Tod auf dem Wahlplatze fand. Hier wurde mit unbeschreiblicher Tapferkeit auf beiden Seiten gefochten, aber die preußischen Truppen waren im begeisterten Ansturme den heldenmüthigen Dänen überlegen. Das Auge des tapfern Königssohns, der sich wegen seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit im Feuergefechte schon wenige Wochen vorher die Schwerter zum rothen Adlerorden errungen hatte, entflammte die braven Truppen zu heldenmüthiger Begeisterung.

General von Raven rief tödtlich getroffen aus: „Es ist Zeit, daß wieder einmal ein preußischer General für seinen König stirbt!“ und am Abend des 18. April 1864 wehte der preußische Adler von diesem dänischen Bollwerke herab, um dasselbe nicht mehr zu verlassen. Lob und Dank spendete damals der Kronprinz den braven Soldaten. Den 35ern rief er zu: „Ihr seid ja wahre Eisenfresser!! Wie wird sich der König freuen, wenn ich ihm von Euern Heldenthaten erzähle!“

* * *

Als der Kronprinz nach der französischen Kriegserklärung den Oberbefehl über die dritte Armee übernahm und nach Süddeutschland kam, gab es nur eine Stimme der Anerkennung in der politischen Welt über die geschickte Wahl dieses Führers. Die Sympathieen der Süddeutschen flogen ihm entgegen und besonders die Baiern waren ganz stolz, unter seinem Commando zu stehen.

Einer der baierischen Soldaten, den der Kronprinz ansprach, konnte sich, nachdem er Auskunft über die an ihn gerichteten Fragen gegeben, nicht enthalten, zum Schlusse seiner Begeisterung in folgenden komisch-derben Worten Luft zu machen: „Wenn Eure königliche Hoheit uns im Jahre 1866 geführt hätten, so würden wir den gottverflixten Preußen ordentlich das Fell zugerichtet haben!“ — Der Kronprinz brach in ein lautes Gelächter aus und verabschiedete den Soldaten, der ihm ein so zweideutiges Kompliment gemacht hatte, mit einer gnädigen Handbewegung. — — —

* * *

Gustav Freitag, welcher während des Krieges im Hauptquartier des Kronprinzen weilte, schrieb in den „Grenzboten“: „Neben dem Könige hatte der Kronprinz vollen Theil an der Liebe und Begeisterung des Heeres. Ihm war vergönnt, mit einer Armee, welche fast alle süddeutschen Truppen einschloß, die ersten Siege zu erkämpfen, und noch bei Sedan die Entscheidung

herbeizuführen. In der schwierigen Stellung des Befehlshabers eines zum großen Theil nicht preußischen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verschiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat seine Süddeutschen keineswegs mit besonderer Huld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegentheil, er hat ihnen zugemuthet, was sie irgend leisten konnten. Er hat den Befehlshabern ein ernstes Feldherrn-Urtheil nicht erspart. Aber gerade durch die gemessene Haltung und Gerechtigkeit gewann er zuerst das vollste Zutrauen; daß er überall zum Siege führte, steigerte die Wärme; die herzvolle und ehrliche Freundlichkeit gegen die Einzelnen that das Uebrige, und ihm zumeist verdanken wir das brüderliche Verhältniß unter den Truppen, und daß der Baier am liebsten mit dem Preußen Arm in Arm geht. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten unter den Tapfern beim Kopfe nahm und küßte. Es war durch einige Minuten lautlose Stille, den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand. — — —

* * *

Es war am 20. Dezember 1870, in der Villa "**Les Ombrages**," dem Hauptquartier der dritten Armee, als Bismarck bei einem Diner, an welchem der Kronprinz Theil nahm, erzählte, daß die Wache an seiner Wohnung, ein Pole, ihn neulich Abends nicht habe in's Haus lassen wollen; erst als er sich mit ihm auf Polnisch verständigte, sei der Mann andern Sinnes geworden. „Auch im Lazareth," setzte er hinzu, „versuchte ich vor ein paar Tagen mit polnischen Soldaten zu sprechen, und sie sahen sehr verklärt aus, als sie den Herrn General ihre Muttersprache reden hörten. Schade, daß ich damit nicht fort konnte und mich abwenden mußte. Es wäre vielleicht gut, wenn ihr Feldherr mit ihnen sprechen könnte." —

„Bismarck, da kommen Sie mir wieder mit dem, was Sie mir schon mehrmals gesagt haben," erwiderte lächelnd der Kronprinz. „Nein, ich mag aber nicht, ich will nichts mehr lernen." —

„Aber es sind doch gute Soldaten, königliche Hoheit," entgegnete der Kanzler, „und brave Leute." —

„Das mag Alles sein, aber ich will nicht mehr Polnisch lernen, sie müssen Deutsch lernen," sagte der Kronprinz, und damit hatte die Erörterung dieses Gegenstandes ein Ende. — — —

* * *

Als der Kronprinz im September 1885 den Ausgrabungen am Römer-Castell Saalburg beiwohnte, erwähnte er einer besonders schmerzlichen Erinnerung. Vor Jahren waren hier in Gegenwart der kronprinzlichen Familie ebenfalls Ausgrabungen vorgenommen worden. „Da haben Sie," so wandte sich der Kronprinz an den Baumeister Jacobi, „die bei Eröffnung eines römischen Grabes gefundenen Münzen meinen Söhnen zur Erinnerung überreicht und Jeder hat eine Münze, als Nadel gefaßt, sorgsam aufbewahrt. Die unserm lieben Waldemar gegebene Münze ist jetzt als ein trauriges Andenken in meinem Besitz. Sehen Sie!" Und der Kronprinz wies auf seine Busennadel, welche die römische Silbermünze zeigte, welche der so früh entrissene, hoffnungsvolle Prinz Waldemar einst vor der Ausgrabung von der Saalburg empfangen und als kostbares Besitzthum aufbewahrt hatte. — — —

* * *

In den 70er Jahren ersah ein neu in's Amt getretener hoher Hofbeamte zu seinem höchsten Erstaunen, daß unter andern Zeitungen auch eine sehr freisinnige auf dem Arbeitstische des Kronprinzen lag. Und im Glauben, daß hier ein großer Irrthum vorliege, entfernte er dieselbe augenblicklich, um dem Kronprinzen kein Aergerniß zu bereiten und gab zugleich Befehl den Träger am nächsten Tage abzuweisen. Allein wie erstaunte er, als ihn der Kronprinz noch an demselben Tage um die Zeitung fragte und er erwiedern mußte: „Aber königliche Hoheit, ist dieses kein Irrthum, ein solches, entschieden demokratisches Blatt, das keinen Tag vorübergehen läßt ohne die Regierung anzugreifen?" „Ge-

rade deßhalb halte ich es," entgegnete ihm kurz der Kronprinz. Was die Regierungsblätter schreiben, das weiß ich; aber was unsere Gegner schreiben, will ich auch wissen, und nur so kann man das Rechte finden." — — —

* * *

Der bekannte französisch-schweizerische Schriftsteller Victor Cherbuliez wurde 1869 in Potsdam dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem nunmehr verstorbenen Kaiser Friedrich III. vorgestellt und schrieb über diese Begegnung folgendes in sein Tagebuch:

„Dieser zukünftige König ist ein moderner Mensch. Ein so vortrefflicher Soldat er auch ist, vor Allem ist er ein Kind der Civilisation, er begreift, daß auch der Frieden Ruhmesglanz zu verleihen vermag und daß ein Herrscher, welcher Industrie, Kunst und Wissenschaft fördert, ein eben so großer König ist, wie derjenige, der immer den Degen führt. Wenn er einmal auf den Thron gelangen wird, wird er der Staats-Raison alle nothwendigen Opfer, nicht aber Alles zum Opfer bringen. Er ist menschlich. Er wird seinen Ehrgeiz darin setzen, in gutem Einvernehmen mit seinem Volke zu leben, demselben seine Last zu erleichtern, ihm seinen Herrn angenehm zu machen. Er wird nicht dulden, daß man die Kronrechte antaste, aber er wird sich ohne Ueberwindung den Anforderungen des konstitutionellen Regimentes fügen. Er wird auf die öffentliche Meinung Rücksicht nehmen. Er wird lieber überzeugen als Machtworte sprechen, er wird ausgleichenden Versöhnlichkeiten starrem Haber vorziehen. Die traurige Politik wird nicht seine einzige Verhaltungsmaßregel sein, er wird bisweilen Gefühlsregungen nachgeben und sich dadurch mehr als einen Verdruß zuziehen. In Berlin wird man ihn ohne Zweifel mehr deutsch als preußisch nennen. Sein Liberalismus wird ihm bei aller Würdigung viele Feinde machen, und in Berlin ist der Haß wilder als irgend wo anders: ein wahrer Spinnenhaß. Der Fabeldichter hat es schon gesagt: Die Zart-

fühlenden sind meist unglücklich; sie sind es doppelt, wenn sie mit gewaltthätigen und starrsinnigen Gegnern zu schaffen bekommen. — — —

* * *

Die Schlacht bei Weißenburg.

Von Emil Dietzsch.

Was zieht dort über Frankreich her?
— Es ist des deutschen Volkes Heer.
Es ist's von Nord, West, Ost und Süd,
Und jetzt ertönt das deutsche Lied:
— „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Laut klingt es in die Welt hinaus,
Gleich wie der Nordsee Sturmgebraus;
Er hört's und staunt, des Corsen Sohn,
Erbleicht darob auf seinem Thron,
Derweil der Deutschen Einigkeit
Dem Ohm auch bracht' gar bittres Leid.

Drum drauf und dran, in's Frankenland!
Gewehr herab, den Hahn gespannt!
— Wo „Unser Fritz" laut kommandirt,
Da wird der erste Schlag geführt,
Da brechen sie wie Löwen durch,
In's wälsche Reich, bei Weißenburg.

„Weil unser Heim gefährdet hier,"
Ruft's Baiernvolk, „so wollen wir
In heißem Kampf, am ersten Tag
Auch führen jetzt den ersten Schlag;
Es muß die Stadt beim Zapfenstreich
Im Schooße sein vom deutschen Reich!"

Drauf zog, als ging's in's Hofbrauhaus,
Laut jauchzend in den blut'gen Strauß,
Der Sohn vom Lech, vom Inn, vom Main,
Sie drangen in die Stadt hinein:
Bei jedem Büchsenkolbenschlag
Ein Turko auf dem Boden lag.

Treu ihm zur Seite fechtend stand
Der Preuße wie 'ne Felsenwand.
Dem Geisberg galt's im Sturmeslauf,
Es war die erste Feuertauf',
Und als der Abend zog heran,
Da war das Heldenwerk gethan. —

So bei der ersten Waffenthat,
Da hat gar mancher Kamerad,
Der von der Alp in's Feld gerückt,
Dem von dem Meer die Hand gedrückt:
Auf ging durch Kampf, durch Blut und Tod,
Der deutschen Einheit Morgenroth.

* * *

Als am 14. März 1871 der damalige Kronprinz von Preußen, „Unser Fritz", von seinem Armeekorps, das größtentheils aus süd-deutschen Truppen bestand, Abschied nahm, lauteten die letzten Worte, die er in seinem Abschieds-Manifest an seine Soldaten erließ, ächt groß-deutsch, folgendermaßen: „Ich scheide von Euch, Ihr preußischen und bairischen Korps, Ihr Würtemberger und Badenser — mit dem Wunsche und in der Zuversicht, daß die auf blutigen Schlachtfeldern geschlossene Waffenbrüderschaft in Einigkeit nimmer zerissen werde, sondern mächtig erstarke zur Ehre, zum Ruhme und zum Segen des wiedererstandenen, gemeinsamen deutschen Vaterlandes."

Das war ein Abschiedsgruß des preußischen Thronfolgers, der gewiß ein jedes deutsche Herz erwärmt und erfreut hat und in diesem Sinne hatte er auch, als Mann von Wort, als Kaiser und König regiert, wenn ihn nicht die verrätherische, unheilvolle Krankheit zu früh dahin gerafft hätte.

Wenn irgend ein General der Neuzeit den ehrenden Beinamen eines Vaters seiner Soldaten verdiente, so war es der Sieger von Weißenburg und Wörth. Er war stets bestrebt, den Soldaten ihr schweres Loos zu erleichtern und ihnen das Wort zu reden, wenn er glaubte, daß man ihnen Unrecht thun wollte.

So war's beispielsweise bei dem Einzuge eines Berliner Re-

giments, welches von dem Feldzuge heimgekehrt, manches von seiner Strammheit vermissen ließ, was einen hohen Herrn in des Kaisers unmittelbarer Nähe, einen General, der das Gamaschenritterthum noch zu stark in den Gliedern stecken hatte, zu einer scharfen Bemerkung veranlaßte. Da nun der Kaiser beifällig zuzustimmen schien, trat der Kronprinz an den greisen Monarchen heran und sagte: „Majestät, diese Männer haben bei Bougival im ärgsten Kugelregen nicht mit den Augen gezuckt.“ Der donnernde Hochruf der Berliner war die Antwort auf diese mannhafte Bemerkung des braven Kronprinzen.

Daß Kaiser Friedrich bis fast in seine letzten Augenblicke hinein einen Theil Humor übrig behalten hatte, beweist folgendes: In letzterer Zeit hatten die Aerzte die Anordnung getroffen, daß er jeden Tag neun Eier zur Stärkung verzehren müsse. Drei wurden in Cacao gemengt, die übrigen sechs kernweich gekocht. Eines Tages saß der Kaiser noch im Parke, als eine Henne durch den Zaun schlüpfte und gravitätisch in den Blumenbeeten einherspazierte. Dr. Hovell jagte das Thier fort, ein Wink des Kaisers hielt ihn zurück, der zur Erklärung auf die Zeitung, in der er eben gelesen, die Bemerkung schrieb: „Es ist eine meiner Nährmütter, gehen sie zarter mit ihr um.“ — — —

* * *

Kaiser Friedrich hatte für seinen zweitgebornen Sohn, den Prinzen Heinrich, eine besonders zärtliche Liebe, ebenso für dessen Gemahlin, die Prinzessin Irene von Hessen. Als die Letztere als Braut in das Zimmer des kranken Kaisers kam, kniete sie auf einem Polster vor dem Armstuhle nieder und küßte tiefbewegt die Hände des Kaisers. Dieser winkte einem Kammerdiener, welcher ein Schmuckkästchen brachte und legte der Braut selbst den Hochzeitsschmuck, den er ihr bestimmt hatte, an. Die Juwelen waren so zahlreich, daß ein Diamantstern übrig blieb. Der Kaiser schrieb auf ein Blättchen Papier die Worte: „Diesen mußt du alle Tage als Broche tragen; er sei dein Glücksstern.“ — — —

Das Glückwunschschreiben, welches Kaiser Friedrich zur Jubel-

feier an den Rektor der Universität Bologna richtete und durch den deutschen Botschafter dem Rektor persönlich überweisen ließ, hat folgenden Wortlaut:

„Mit lebhafter Theilnahme begrüße ich die Feier der Universität Bologna und die erhebenden Erinnerungen, welche sich an deren 800jährige Geschichte für Deutschland, wie für Italien knüpfen. Ich gedenke gern der uralten Beziehungen der Deutschen zu Ihrer Hochschule, die mit dem Privilegium des Kaisers Friedrich Barbarossa vor mehr als 700 Jahren begonnen und fortgesetzt wurde durch zahllose von Deutschlands besten Söhnen, welche über die Alpen zogen, um sich an den Lehren der neuerstandenen Rechtswissenschaft zu erwärmen und dem Vaterlande die Schöpfungen antiker Geistesarbeit heimzubringen.

In Bologna sind die Keime gelegt worden, aus welchen die deutsche Rechtskultur bis auf die heutige Zeit Nahrung genommen hat, und die dortigen Einrichtungen wurden zum Vorbilde für die Gestaltung der akademischen Freiheit auf deutschen Universitäten.

Eingedenk dessen, was Deutschland ihr verdankt, entbiete ich der berühmten Hochschule von Bologna zu ihrer denkwürdigen Feier Heil und Gruß; möge sie im geeinten Italien immerdar bleiben, was auf allen Münzen ihr Ehrenname sagt: in Wissenschaft und Gesittung Bolonia docens! —

Schloß Friedrichskron, den 6. Juni 1888.

Gez.: Friedrich, Imp. Rex."

* * *

Als der Tod Kaiser Friedrich's eingetreten war, gab das Oberhof-Marschallamt statt der bisherigen rothen und grauen Einlaßkarten, solche von grüner Farbe aus, und zwar nur an solche Personen, die zur Ausführung eines Befehles oder einer Besorgung das Schloß verlassen mußten. Diese strenge Sperre wurde von 11 Uhr 15 Minuten Vormittags bis 4½ Uhr Nachmittags aufrecht erhalten.

Es war die Zeit, während welcher, die den kaiserlichen Todten betreffenden Staatsakte vollzogen wurden und Kaiser Wilhelm II. die Regierung antrat.

Während dieser Zeit bekleidete man auch die Leiche des Kaiser Friedrich's mit dem Sterbehemd und seine treuen Diener nahten sich, um das letzte Lebewohl zu sagen.

Eine weiße Decke war bis zur Brust über die sterbliche Hülle des todten Monarchen gebreitet. Die Hände falteten sich im Schooße und der erblichene Kriegsheld umschloß mit dem linken Arm sein Schwert.

Auf der Brust ruhte ein kleiner, mit rothseidnen Bändern umwickelter, dichter Lorbeerkranz. Auch ein dem hohen Todten werthvolles, heiliges Andenken! Es war der ihm von seiner Gemahlin nach der Schlacht von Wörth übersendete Lorbeerkranz.

Das Antlitz des Dahingeschiedenen war kaum mehr zu erkennen. — Ein weißes Tuch bedeckte die untere Hälfte des Gesichtes und war über dem Kopf zusammengeknüpft.

Das Körpergewicht des Kaisers war während der tückischen Krankheit von 210 Pfund auf etwa 90 zurückgegangen. Die Hände zierten drei einfache Ringe: der Trauring, ein Siegelring mit dunkelgrünem Steine und noch ein kleiner Goldreif.

* * *

Ueber die letzte Nacht des Kaisers Friedrich wird aus Potsdam Folgendes berichtet:

„Die Nacht zum Freitag war eine überaus unruhige. Während bis gegen 1 Uhr das Schloß im tiefsten Frieden lag und die an der verschlossenen Gitterthür Ausharrenden keinerlei Anzeichen eines ungewöhnlichen Vorkommnisses wahr nehmen konnten, kommt gegen 2 Uhr plötzlich Bewegung in die Umgebung. Eine königliche Equipage erschien, des Befehls zur Indienststellung gewärtig.

Die Aerzte eilen aus ihren Zimmern eilig hin und her, die Dienerschaft kommt in Bewegung. Der Kaiser hatte fast zu

derselben Zeit, wie in der voraufgegangenen Nacht, einen Rückfall.

Es wurden die bekannten beruhigenden und erleichternden Mittel angewandt, darunter Cocain; aber während die Athmungsbeschwerden und das wieder hochgesteigerte Fieber dadurch gebannt wurden, ward es klar, daß die Schwäche sehr zunahm und um 6¼ Uhr erfolgte die Zusammenberufung sämmtlicher Mitglieder der kaiserlichen Familie.

Der Kronprinz und der Erbprinz von Meiningen waren während der ganzen Nacht nicht von dem Bette des Schwerkranken gewichen. Die Kaiserin hatte nur auf dringendes Bitten, und dann immer nur auf kurze Minuten, Ruhe gesucht.

Prinz Heinrich, der im Stadtschloß Wohnung genommen, und Prinz Leopold wurden durch den Telegraphen berufen.

Morgens gegen 10 Uhr wurden die Wege im Schloßgarten abgesperrt. Es fuhr kein Wagen mehr und die Inhaber von Schloßkarten wurden zurückgewiesen. Das gab zu dem Gerüchte Anlaß, daß der letzte Augenblick eingetreten, und es flog die Trauerkunde über die Stadt: Der Kaiser hat zwischen 10 und 10¼ Uhr ausgeathmet.

Es war eine falsche Nachricht, entstanden aus einer irrthümlichen Auffassung einer Antwort. — „Wie steht's mit dem Kaiser?" hatte ein Herr einen Schloßdiener gefragt, und die Antwort hatte gelautet: „Das steht beim lieben Gott." —

In Folge der falschen Nachricht strömten Hunderte nach dem Schloßgitter und die Erregung war eine unbeschreibliche, bis aus dem Schloße heraus ein Adjutant trat, um das letzte offizielle Bülletin auf Wunsch der Menge laut zu verlesen und hinzuzufügen, daß seitdem eine Aenderung nicht eingetreten sei. Bald darauf öffneten sich die Thüren und Adjutanten, Diener u. A. brachten die Todesmeldung.

Der Kaiser starb in denselben Räumen, in denen er am 18. Oktober 1831 das Licht der Welt erblickt hat; am selben Tage und zur selben Stunde, wie der Kaiser, ist vor drei Jahren auch Prinz Friedrich Karl verschieden. — — —

Zwölftes Kapitel.

Kaiser Wilhelm II.

(Aus verschiedenen deutschen Zeitungen zusammengestellt.)

Kaiser Wilhelm II., welcher jetzt das Oberhaupt des deutschen Reiches ist, ist zugleich der zehnte König von Preußen seit der Begründung des preußischen Königstitels. Er tritt die Regierung durchaus nicht in einem ausnahmsweise jugendlichen Lebensalter an.

Der große Kurfürst war erst 20 Jahre alt, als er die Bürde der Regierung auf sich nahm; Friedrich I., der erste preußische König, wurde mit 31 Jahren zum Herrscher berufen; Friedrich Wilhelm I. übernahm mit 25 Jahren die Regierung; Friedrich der Große war erst 28 Jahre alt, als er das Königthum antrat und berufen wurde, die Geschicke Preußens zu lenken; Friedrich Wilhelm II. kam mit 42 Jahren, Friedrich Wilhelm III. dagegen schon mit 27 Jahren zur Regierung, war also noch zwei Jahre jünger, als unser Kaiser Wilhelm II.

Freilich haben die drei unmittelbaren Vorgänger des Monarchen erst im vorgerückteren Lebensalter die Geschicke ihres Landes zu leiten gehabt, und zwar Friedrich Wilhelm IV. im 45., Kaiser Wilhelm I. im 64. Kaiser Friedrich III. im 57. Lebensjahre.

Der Geburtstag des Kaisers fällt drei Tage später, als derjenige Friedrich's des Großen, auf den 27. Januar.

Er hat am 5. März 1859 in der Kapelle des damals kronprinzlichen Palastes durch den Oberhofprediger Strauß die Taufe empfangen. Von seinen Taufpathen leben noch Prinz Friedrich Karl, Prinz Albrecht, Prinz Alexander, Prinz Georg, und der Großherzog von Sachsen-Koburg-Gotha.

Die ersten Pflegerinnen und Erzieherinnen des jungen Hohenzollern-Sprossen waren ein Fräulein Adolphi und Fräulein

Dorge (eine Französin), durch welche er die französische Sprache erlernte. Später erhielt er durch Miß Archer, die spätere Vorsteherin des Victoria-Lyceums, Unterricht auch in der englischen Sprache.

Bei Beginn des schulpflichtigen Alters wurde ihm der Professor, jetzige geheime Rath Hinzpeter, als Civilgouverneur zugewiesen. Militärgouverneur war Generalmajor von Stolberg.

Regelmäßige Exerzierübungen wurden schon frühzeitig in die Tagesbeschäftigungen mit eingelegt, und durch den dabei zu Tage geförderten Eifer wurde Prinz Wilhelm der besondere Liebling seines Großvaters.

Dazu hatte er im neuen Palais und dessen Umgebung einen Stamm von Mustertruppen stets vor Augen und wohnte mit seinem Vater häufig genug dem „Schrippenfest" des Lehrinfanterie-Bataillons und den Exerzitien der Zöglinge des Militär-Waisenhauses bei.

Auch dem 150jährigen Jubiläum des Cadettencorps im Jahre 1867 wohnte Prinz Wilhelm neben seinem Großvater und seinem Vater bei, und zum Andenken an diesen Tag enthält das Album des Corps ein mit dem Datum 1. September 1867 versehenes Blatt, auf welches Großvater, Vater und Enkel eigenhändig ihre Namen untereinander geschrieben haben.

Am 27. Januar 1869, mit dem Tage, wo er in das zehnte Lebensjahr trat, trat Prinz Wilhelm mit dem Range eines Offiziers in die Armee ein und wohnte am 2. Mai 1869 zum ersten Male einer Kirchenparade des ersten Garde-Regiments zu Fuß bei.

Als nach beendetem Kriege, am 13. Juni 1871 der feierliche Einzug der Garden in Potsdam stattfand, da sah man neben dem an der Spitze reitenden Kaiser Wilhelm und neben seiner Mutter, der Kronprinzessin, auch schon den jungen Prinzen Wilhelm in voller Gala.

Prediger Persius, der in den letzten Schmerzenstagen so viel bei Kaiser Friedrich geweilt, hat dem Prinzen Wilhelm den Con-

firmationsunterricht ertheilt. Die feierliche Einsegnung desselben fand am 1. September 1874 statt.

Eine Stelle aus dem Glaubensbekenntniß, welches der Prinz auf den Wunsch seines Vaters selbst aufgesetzt hatte, lautete:

„Ich weiß, welche großen und schweren Aufgaben meiner warten, und ich will die Zeit meiner Jugend benutzen, um denselben gewachsen zu sein; ich will meine Aufmerksamkeit dem Wohle des Staates, wie dem Aufbau der christlichen Kirche zuwenden."

Bald nach der Confirmation wurde der junge Prinz, wie andere Landeskinder, auf eine öffentliche Schule geschickt, und zwar (wie schon weiter oben im Buche bemerkt) in das königliche Gymnasium zu Kassel, wo er im Herbst 1874 der Obersecunda einverleibt wurde.

Er wohnte allen Unterrichtsstunden wie jeder andere Schüler bei. Er besuchte das Gymnasium über zwei Jahre und machte am 20. Januar 1877 das Abiturienten-Examen. — „Der Prinz", so heißt es in dem Schulprogramm, „genügte den Anforderungen der Abiturienten-Prüfung in ehrenvoller Weise."

Bei seinem Abgange von der Schule erhielt er eine der drei Denkmünzen, welche an die drei fleißigsten und würdigsten Primaner vertheilt wurden.

In dem Curriculum vitae hatte Prinz Wilhelm „Staats- und Rechtswissenschaft" als Gegenstand seines künftigen Studiums angegeben.

Am 27. Januar 1877 wurde der Prinz mündig erkärt und dann begann der praktische Militärunterricht in der 6ten Compagnie des ersten Garde-Regiments zu Fuß.

Als Kaiser Wilhelm seinen Enkel dem Offizier-Corps vorstellte, hielt er an denselben eine längere Ansprache, welche mit den Worten schloß: „Nun gehe und thue deine Pflicht, wie sie dir gelehrt werden wird. Gott sei mit dir! Bekannt ist, wie Prinz Wilhelm mit seinen hervorragenden Gaben des Geistes und Gemüths sowohl in der Uebung in den Militärpflichten, sowie auch in der Pflege der Wissenschaften als Student auf der Uni-

versität in Bonn ausgezeichnetes leistete. Bekannt ist, mit welcher Pflichttreue und Unermüdlichkeit er sich Tag für Tag der Erfüllung jener großen Pflichten widmete, welche ihm sein hoher Beruf auferlegte, und wie er nicht blos als Militär die Steine kennen lernte, die zum Aufbau einer großen Armee gehören, sondern wie er durch ein eifriges Studium der Staats-Verwaltungs-Maschinerie nach allen Seiten große Theilnahme für die Bedürnisse des Landes bekundete.

Möge sich somit der Wunsch erfüllen, welchen vor einem Jahrzehnt ein begeisterter Geschichtsschreiber dem jungen Prinzen Wilhelm entgegenbrachte:

„Steig' auf, du Hohenzollern Aar,
Mach deines Volkes Hoffnung wahr
Bei deinem Flug zur Sonne!—
Stark durch das Schwert, im Frieden groß!
Das sei dein Ziel, das sei dein Loos.
Du, deines Volkes Wonne." — — —

In Wahrheit kann man sagen, daß alle jene Eigenschaften, welche das Haus der Hohenzollern zu ungeahnter Sonnenhöhe emporgetragen haben, in dem jungen, jetzigen Kaiser verkörpert sind. Ein scharfer Blick für die realen Mächte des Lebens, rege Arbeitslust und rastlose Fürsorge für das Wohl des Volkes.

Und dann! — dem jugendlichen Herrscher zur Seite, welcher vom Schicksal berufen ist, die großen Ueberlieferungen aus der Frühlingszeit der nationalen Einheit bis in ferne Zeiten hinüber zu führen, steht auch der Meister in der Diplomatie, dem Deutschland so Vieles verdankt, — Bismarck, der Große, noch lebt auch Er, vor dessen Geistesmacht sich selbst seine ehrlichen politischen Feinde bewundernd beugen und dessen auswärtige Politik unverrückbar das Ziel verfolgt, dem deutschen Volke die Segnungen des Friedens zu erhalten!

Also, — lieb' Vaterland, magst ruhig sein!

„Wo Kraft und Muth," (gepaart mit hoher Weisheit und Erfahrung), „in deutschen Seelen flammen," da hebt euch hinweg, ihr von Phrasen strotzenden, stets zitternd in die Zukunft klotzen-

den, Stinkbatterien abbrotzenden und schlechten Tabak plotzenden, — ihr politischen Jammer-Kannengießer!

Wir hoffen daß diese beiden Geister den Ausbau des deutschen Hauses bis zum Giebel des Daches mit Glanz und Ruhm ausführen werden, (im Nothfall muß der hochbetagte Held Moltke ihnen von Zeit noch ein bischen mit dem Säbel rasseln helfen) und daß ihnen dabei auch das ganze deutsche Volk vertrauensvoll entgegen kommen wird.

Ein junger Herrscher, der seinem Volke bei seinem Regierungsantritt mit folgender Ansprache entgegen tritt, der trügt nicht, denn er ist der Sohn seines großen edlen Vaters. Er schrieb sie mit einem aufrichtigen Herzen und ohne Hintergedanken.

Sie lautet:

An Mein Volk!

Gottes Rathschluß hat über uns auf's Neue die schmerzlichste Trauer verhängt. Nachdem die Gruft über der sterblichen Hülle Meines unvergeßlichen Herrn Großvaters sich kaum geschlossen hat, ist auch Meines heißgeliebten Herrn Vaters Majestät aus dieser Zeitlichkeit zum ewigen Frieden abgerufen worden. Die heldenmüthige, aus christlicher Ergebung erwachsende Thatkraft, mit der Er Seinen Königlichen Pflichten ungeachtet seines Leidens gerecht zu werden wußte, schien der Hoffnung Raum zu geben, daß Er dem Vaterlande noch länger erhalten bleiben werde. Gott hat es anders beschlossen. Dem Königlichen Dulder, dessen Herz für alles Große und Schöne schlug, sind nur wenige Monate beschieden gewesen, um auch auf dem Throne die edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens zu bethätigen, welche Ihm die Liebe Seines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die Ihn schmückten, der Siege, die Er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden so lange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird Seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Auf den Thron meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zu dem Könige aller Könige übernommen und

Gott gelobt, nach dem Beispiele Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

Wenn Ich Gott um Kraft bitte, diese Königlichen Pflichten zu erfüllen, die Sein Wille Mir auferlegt, so bin Ich dabei von Vertrauen zum Preußischen Volke getragen, welches der Rückblick auf unsere Geschichte Mir gewährt. In guten und in bösen Tagen hat Preußens Volk stets treu zu seinem Könige gestanden; auf diese Treue, deren Band sich Meinen Vätern gegenüber in jeder schweren Zeit und Gefahr als unzerreißbar bewährt hat, zähle auch Ich in dem Bewußtsein, daß Ich sie aus vollem Herzen erwidere, als treuer Fürst eines treuen Volkes, beide gleich stark in der Hingebung für das gemeinsame Vaterland. Diesem Bewußtsein der Gegenseitigkeit der Liebe, welche Mich mit Meinem Volke verbindet, entnehme ich die Zuversicht, daß Gott Mir Kraft und Weisheit verleihen werde, Meines Königlichen Amtes zum Heile des Vaterlandes zu walten.

Potsdam, den 18. Juni 1888.

Wilhelm.

Ein ebenso schönes und gewiß aufrichtig gemeintes Dokument für seine Pläne in der Zukunft ist die Rede, mit der Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni dieses Jahres den Reichstag eröffnet hat. Von Zeit zu Zeit sollte man dieses Programm in die Hand nehmen, um sich beim jedesmaligen Durchlesen desselben später überzeugen zu können, daß es ehrlich eingehalten worden ist. Es lautet:

„Geehrte Herren!

Mit tiefer Trauer im Herzen begrüße ich Sie und weiß, daß Sie mit mir trauern. Die frische Erinnerung an die schweren Leiden meines hochseligen Herrn Vaters, die erschütternde Thatsache, daß ich drei Monate nach dem Hintritt weiland Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm berufen war, den Thron zu

besteigen, üben die gleiche Wirkung in den Herzen aller Deutschen, und unser Schmerz hat warme Theilnahme in allen Ländern der Welt gefunden. Unter dem Drucke desselben bitte ich Gott, mir Kraft zur Erfüllung der hohen Pflichten zu verleihen, zu denen sein Wille mich berufen hat.

Dieser Berufung folgend, habe ich das Vorbild vor Augen, welches Kaiser Wilhelm, nach schweren Kriegen, in friedliebender Regierung seinen Nachfolgern hinterlassen, und dem auch meines hochseligen Herrn Vaters Regierung entsprochen hat, soweit die Bethätigung seiner Absichten nicht durch Krankheit und Tod verhindert worden ist.

Ich habe Sie, geehrte Herren, berufen, um vor Ihnen dem deutschen Volke zu verkünden, daß ich entschlossen bin, als Kaiser und als König dieselben Wege zu wandeln, auf denen mein Großvater das Vertrauen seiner Bundesgenossen, die Liebe des Deutschen Volkes und die wohlwollende Anerkennung des Auslandes gewonnen hat. Daß auch mir dies gelinge, steht bei Gott, erstreben will ich es in ernster Arbeit.

Die wichtigsten Aufgaben des Deutschen Kaisers liegen auf dem Gebiete der militärischen und politischen Sicherstellung des Reiches nach Außen, und im Innern in der Ueberwachung und Ausführung der Reichsgesetze. Das oberste dieser Gesetze bildet die Reichsverfassung; sie zu wahren und zu schirmen, in allen Rechten, die sie den beiden gesetzgebenden Körpern der Nation und jedem Deutschen, aber auch in denen, welche sie dem Kaiser und jedem der verbündeten Staaten und deren Landesherren verbürgt, gehört zu den vornehmsten Rechten und Pflichten des Kaisers.

An der Gesetzgebung des Reiches habe ich nach der Verfassung mehr in meiner Eigenschaft als König von Preußen, wie in der des Deutschen Kaisers mitzuwirken; aber in beiden wird es mein Bestreben sein, das Werk der Reichsgesetzgebung in dem gleichen Sinne fortzuführen, wie mein hochseliger Herr Großvater es begonnen hat. Insbesondere eigne ich mir die von ihm am 17. November 1881 erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange

nach an, und werde im Sinne derselben fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie, im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre, den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann. Ich hoffe, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen, und hege die Zuversicht, daß ich zur Pflege unserer inneren Wohlfahrt die einhellige Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde, ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung.

Ebenso aber halte ich für geboten, unsere staatliche und gesellschaftliche Entwicklung in den Bahnen der Gesetzlichkeit zu erhalten und allen Bestrebungen, welche den Zweck und die Wirkung haben, die staatliche Ordnung zu untergraben, mit Festigkeit entgegenzutreten.

In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, so viel an mir liegt. Meine Liebe zum Deutschen Heere und meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine, durch den Angriff auf das Reich oder auf dessen Verbündete uns aufgedrungene Nothwendigkeit ist. Unser Heer soll uns den Frieden sichern und, wenn er uns dennoch gebrochen wird, im Stande sein, ihn mit Ehren zu erkämpfen. Das wird es mit Gottes Hülfe vermögen nach der Stärke, die es durch das von Ihnen einmüthig beschlossene jüngste Wehrgesetz erhalten hat. Diese Stärke zu Angriffskriegen zu benutzen, liegt meinem Herzen fern. Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhmes noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat.

Unser Bündniß mit Oesterreich-Ungarn ist öffentlich bekannt; ich halte an demselben in deutscher Treue fest, nicht blos, weil es geschlossen ist, sondern, weil ich in diesem defensiven Bunde eine

Grundlage des europäischen Gleichgewichts erblicke, sowie ein Vermächtniß der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heut von der öffentlichen Meinung des gesammten deutschen Volkes getragen wird, und dem herkömmlichen europäischen Völkerrechte entspricht, wie es bis 1866 in unbestrittener Geltung war. Gleiche geschichtliche Beziehungen und gleiche nationale Bedürfnisse der Gegenwart verbinden uns mit Italien. Beide Länder wollen die Segnungen des Friedens festhalten, um in Ruhe der Befestigung ihrer neu gewonnenen Einheit, der Ausbildung ihrer nationalen Institutionen und der Förderung ihrer Wohlfahrt zu leben.

Unsere mit Oesterreich-Ungarn und Italien bestehenden Verabredungen gestatten mir zu meiner Befriedigung die sorgfältige Pflege meiner persönlichen Freundschaft für den Kaiser von Rußland und der seit hundert Jahren bestehenden friedlichen Beziehungen zu dem russischen Nachbarreiche, welche meinen eigenen Gefühlen ebenso wie den Interessen Deutschlands entpricht.

In der gewissenhaften Pflege des Friedens stelle ich mich ebenso bereitwillig in den Dienst des Vaterlandes, wie in der Sorge für unser Kriegsheer, und freue mich der traditionellen Beziehungen zu auswärtigen Mächten, durch welche mein Bestreben in ersterer Richtung befördert wird.

Im Vertrauen auf Gott und auf die Wehrhaftigkeit unseres Volkes hege ich die Zuversicht, daß es uns für absehbare Zeit vergönnt sein werde, in friedlicher Arbeit zu wahren und zu festigen, was unter Leitung meiner beiden in Gott ruhenden Vorgänger auf dem Throne kämpfend erstritten wurde."

Die deutsche Heeres-Stärke und die Führer des deutschen Heeres zur Zeit des deutsch-französischen Krieges.

I. Die norddeutsche Feldarmee auf dem Kriegsfuße.

Infanterie: 368,000 Mann in 380 Bataillonen.
Kavallerie: 45,000 „ „ 304 Eskadronen.
Artillerie: 29,000 „ „ 202 Batterien,
(1212 Geschütze.)
Ingenieure: 8,000 Mann in 13 Bataillonen.
Train: 19,000 „ „ 13 „

Zusammen: 469,000 mit 1212 Geschützen.

Hierzu kommen noch die Offiziere, die Administrationstruppen u. s. w. gerechnet, ergiebt sich für die gesammte Feldarmee, incl Offiziere, Militärbeamte u. s. w.,.....553,046 Mann,
dazu an Ersatztruppen,..... ...186,220 „
an Besatzungstruppen, ...205,054 „

Gesammtsumme der Kriegsstärke der Norddeutschen Armeee .....944,320 „

II. Die Armee der süddeutschen Staaten auf dem Kriegsfuße:

1) Die Kriegsstärke der baierischen Armee beträgt:
Infanterie: 58,000 Mann in 58 Bataillonen,
Kavallerie: 6,000 „ „ 40 Eskadronen,
Artillerie: 4,800 „ „ 32 Batterien,
(192 Geschütze)
Ingenieure: 1,200 „

Zusammen: 70,000 Mann mit 192 Geschützen.
Dazu Ersatz- und Besatzungstruppen 43,000 Mann, incl. Offiziere, u. s. w., im Ganzen 118,900 Mann.

2) Kriegsstärke der württembergischen Armee:

Infanterie:	20,000	Mann in	20 Bataillonen,
Kavallerie:	2,400	„ „	16 Eskadronen,
Artillerie:	1,800	„ „	9 Batterien,
			54 Geschütze,
Ingenieure:	500	„	

Zusammen: 24,700 Mann mit 54 Geschützen.
Dazu Ersatz- und Besatzungstruppen ca. 12,000 Mann, im Ganzen 36,700 Mann.

3) Kriegsstärke der badischen Armee:

Infanterie:	18,000	Mann in	18 Bataillonen,
Kavallerie:	1,800	„ „	12 Eskadronen,
Artillerie:	1,400	„ „	7 Batterien,
			142 Geschütze.
Ingenieure:	400	„	

Zusammen: 21,600 Mann mit 42 Geschützen.
Dazu Ersatz- und Besatzungstruppen, 15,000 Mann, zusammen 36,600 Mann.

Demnach beläuft sich die gesammte Kriegsstärke des Norddeutschen Bundes und der süddeutschen Staaten auf:

1,136,520 Mann
mit 1,500 Geschützen.

Hierbei muß indessen bemerkt werden, daß ein bewährter Fachmann, v. Wikede, in der „Kölnischen Zeitung" die Stärke der unmittelbar kampfbereiten deutschen Heere, das heißt ohne Hinzurechnung der Ersatzmannschaften und Besatzungstruppen, auf 617,000 Mann, exclusive der Offiziere, mit 1,529 Geschützen angiebt.

* * *

Ueber die gesammte deutsche Armee führte König Wilhelm von Preußen den Oberbefehl als Bundesfeldherr. Er hatte zunächst, wie schon erwähnt, drei Armeen formirt und zum Schutz der deutschen Küsten, wie zur Besatzung des norddeutschen Gebietes

ein General-Kommando und vier General-Gouvernements errichtet.

Demnach stellte sich bei Beginn des Krieges die Organisation der gesammten deutschen Streitkräfte wie folgt:

Oberfeldherr:

König Wilhelm I. von Preußen. Chef des großen Generalstabs für die gesammte Armee: General der Infanterie Freiherr v. Moltke.

1. Armee (7. und 8. Armeecorps). General der Infanterie v. Steinmetz. Chef des Generalstabes: General-Major v. Sperling. Ober-Quartiermeister: Oberst Graf v. Wartensleben.

2. Armee (Garde, 3., 4. und 10. Armeecorps). Oberbefehlshaber: General der Kavallerie Prinz Friedrich Karl von Preußen. Persönliche Adjutanten: Ritter v. Krosigk, Premierlieutenant v. Normann (à la suite des schlesw.-holst. 16. Hus. Reg.), Premierlieutenant Graf v. Kanitz (à la suite des 3. Hus. Reg.) Chef des Stabes: Oberst v. Stiehle vom großen General-Stab. Oberquartiermeister: Oberst v. Hertzberg.

3. Armee (5. und 11. Armeecorps und die Süddeutschen.) Oberbefehlshaber: General der Infanterie Kronprinz Friedrich von Preußen. Persönliche Adjutanten: Major Mischke, Hauptmann Graf zu Eulenberg, Rittmeister Freiherr v. Schleinitz. Chef des Generalstabs: Gen.-Lieut. v. Blumenthal. Oberquartiermeister: Oberst von Gottberg. Stab des dem Ober-Kommando der 3. Armee attachirten Gen.-Lieut. v. Werder. General-Stab: Hauptmann Ziegler (Inf.-Reg. 78). —

Generalkommando im Bereich des 1., 2., 9. und 10. Armeecorps. Komm. General: General der Inf. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Chef des Stabes: Oberstlieutenant v. Krensky.

Die Generalgouvernements:

a) im Bereiche des 1, 2., 9. und 10. Armeecorps; Gen.-Gouv.: General der Infanterie Vogel von Falkenstein Chef des Stabes: Oberst Veith.

b) im Bereiche des 3. und 4. Armeecorps: Gen.-Gouv.: General der Infanterie v. Borin. Generalstab: Oberst-Lieut. v. Berger.

c) im Bereich des 5. und 6 Armeecorps, Gen.-Gouv.: Gen.-Lieut. von Löwenfeld; Generalstab: Major Szmuler.

d) im Bereiche des 7., 8. und 11. Armeecorps, General der Inf. Herwarth von Bittenfeld; Chef des Generalstabes: Major von Schelitha.

Die einzelnen Armeecorps des stehenden Heeres waren bei Beginn des Krieges kommandirt, wie folgt:

Gardecorps: Prinz August von Württemberg, Gen. der Kavallerie.

1. Garde Infanterie-Div.: General-Lieut. von Pape.

2. „ „ „ General-Lieut. v. Budritzki.

Garde Kavallerie-Division: General-Lieut. von der Goltz.

1. Armeecorps (Ostpreußen): Freiherr von Manteuffel, General der Kavallerie.

1. Division: General-Lieut. von Bentheim.

2. „ „ „ von Hartmann.

2. Armeecorps (Pommern): General der Infanterie von Franseki.

3. Division: General-Lieutenant von Werder.

4. „ „ „ Hans von Weihern.

3. Armeecorps (Brandenburger): General-Lieutenant Konstantin von Alvensleben II.

Stellvertreter, General der Kavallerie von Griesbach.

5. Division: General-Lieut. von Stülpnagel.

6. „ „ „ von Buddenbrock.

4. Armeecorps (Provinz Sachsen): General der Inf. Gustav von Alvensleben I.

Stellvertreter: Freih. v. Cannstein, General der Inf.

7. Division: General-Lieut. von Groß-Schwarzhoff.

8. „ „ „ von Schöler.

5. Armeecorps (Posen): General-Lieutenant von Kirchbach.

9. Division: General-Lieut. von Rheinbaben.
10. „ „ „ von Schmidt.
6. Armeecorps (Schlesien): General der Kavallerie von Tümpling.
Stellvertreter: General-Lieut. von Schmitz.
11. Division: General-Lieut. von Gordon.
12. „ General von Stolberg-Werningerode.
7. Armeecorps (Westphalen): General der Infanterie von Zastrow.
13. Division: General-Lieut. von Glümer.
14. „ „ „ von Kameke.
8. Armeecorps (Rheinprovinz): General der Infanterie von Goeben.
15. Division: General-Lieut. von Weltzin.
16. „ „ „ von Barnekow.
9. Armeecorps (Schleswig-Holstein): General der Inf. von Manstein.
Stellvertreter: General von Etzel.
17. Division: General-Lieut. von Schimmelmann.
18. „ „ „ Freiherr von Wrangel.
10. Armeecorps (Hannover): General von Voigts-Rhetz.
19. Division: General-Lieut. von Schwartzkoppen.
20. „ „ „ von Gersdorff.
12. Armeecorps (Königreich Sachsen): Kronprinz Albert von Sachsen.
23. Erste sächs. Division: General-Lieut. Prinz Georg von Sachsen.
24. Zweite sächs. Division: General-Lieutenant Nehrhoff von Holberberg.
Kavallerie-Division: General-Lieut. Senfft von Pilsach.
25. Div. (Hess.-Darmst.): Prinz Ludwig von Hessen.
Kommandeur der Infanterie: General von Wittich.
„ der Reiterei: General von Schlottheim.
„ der Artillerie: Oberst Lieut. von Stumpf.

Süddeutsche Armee.

Bayern. 1. Armeecorps: General Freiherr von der Tann.

2. Armeecorps: General von Hartmann.

Württemberg: der preuß. General à la Suite von Obernitz.

Baden'sche Division General von Beyer.

* * *

Da dieses Buch hauptsächlich auch für diejenigen Deutsch-Amerikaner geschrieben ist, die im Lesen eines Buches in der Sprache ihrer Väter noch einen wohlthuenden Genuß empfinden, so erlaubt sich der Verfasser, dasselbe mit einem Mahngedichte würdig zu schließen, das derselbe bei Gelegenheit des am 3., 4. und 5. September 1887 in Chicago abgehaltenen, großen deutschen Kriegerfestes verfaßt und unter großem Jubel vorgetragen hat. Es mahnt die deutschen Stämme hier in Amerika zur Einigkeit in ihrem Leben und Streben und ist zugleich von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, daß die vielen guten und edeln Eigenschaften, die vornehmlich vom deutschen Herzen und Gemüthsleben ausgehen, sich tief in den Charakter des gesammten amerikanischen Volkes eingraben möchten, damit dasselbe an Seele und Leib dadurch gestärkt, seiner Aufgabe für die Zukunft gewachsen bleibe.

An die Deutschen.

Von Emil Dietzsch.

Seid uns willkommen Deutschlands Söhne!
Von Ost und West, von Nord und Süd,
Die ihr durch eurer Sprache Töne
Schafft, daß mir's Herz voll Freud' erglüht.
Der Muttersprache süße Laute,
Viel' Tausender hier über'm Meer
Sind's, die die Heimath, ach, die traute,
Uns wie im Traume bringet näh'r.

Heut' muß man kühn das Haupt erheben,
Da ihr, die heut' hier fröhlich tagt,
Dereinst mit Freuden euer Leben
Für's Wohl des Vaterlands gewagt.
Die ihr dereinst nicht habt gezittert,
Wenn rings im dichten Pulverdampf
Gar manche Phalanx ward zersplittert
Im Tod geweihten Heldenkampf.

Hei! dachtet ihr, es gilt der Ehre
Der Waffen deutscher Brüderschaft;
Da fiel die deutsche Faust, die schwere,
Auf's Haupt des Feinds mit Wucht und Kraft.
Und, gleich den alten deutschen Recken
Im Wald und Sumpf bei Teutoburg,
Zu eurer Gegner bleichem Schrecken
Drangt jubelnd ihr zum Siege durch.

Wie habt ihr da mit frischem Muthe
Von neuem recht der Welt gezeigt,
Daß sich im Mann das treue, gute,
Das deutsche Herz vor'm Feind nicht beugt. —
— Lang wägt's zuerst; es liebt den Frieden;
Gern sonnt sich's in Gemüthlichkeit;
Doch will mit Trotz man Hohn ihm bieten,
Flugs ist's zum ernsten Kampf bereit.

Und sind dann all' die deutschen Stämme
Vereint in Treu' und voller Kraft,
Da möcht' ich schau'n, wer's Volk dann hemme,
Das deutsche, in der Leidenschaft,
Für's Vaterland im Kampf zu sterben;
— Es trennt der Gatte sich vom Weib,
Winkt fern ihm Tod auch und Verderben,
Deckt bald den Schild sein starrer Leib.

Da gilt kein Scherzen mehr und Minnen,
Wenn ernst der Tag des Kampfes grau't.
Nur Ehr' und Ruhm gilt's zu gewinnen
Für's Vaterland, das auf ihn baut.
Und an der Spitze seiner Helden,
Die Staat und Schlacht mit Geist gelenkt,
Wird die Geschichte bald dann melden,
Wie Friede es dem Heim geschenkt.

So kämpftet einst ihr, Alt-Germanen,
Eh' ihr durchfurcht das blaue Meer
Und ehe ihr auf weiten Bahnen
In's Land der Freiheit zogt, hierher. —
— Doch wieget euch, ihr Stammgenossen,
Nicht in den süßen Glauben ein:
Daß hier nicht dem auch Fehden sprossen,
Der frisch es wagt, recht deutsch zu sein.

Für deutsche Sprache, deutsche Sitten,
Für deutsche Kunst, Musik, Gesang,
Wird hier zu Land noch scharf gestritten
In glühend deutschem Herzensdrang.
Und wie an Deutschlands weitem Saume
Der böse Nachbar nie sich schickt,
— Wird hier vom deutschen Lebensbaume
Schnöd' manche Frucht vom Zweig gepflückt.

Noch dringen in dem Kampf der Rassen
Die Völker auf einander ein;
Von seinem Recht will Keiner lassen:
Ein Jeder möcht' gern Herrscher sein.—
Zuletzt wird der doch Sieger werden,
Der stark an Geist und Faust zugleich,
Gewaltig nach gar viel Beschwerden
Erobert sich sein eigen Reich.

D'rum ruf' ich: Sollen Angelsachsen
Und Celten den Germanen hier,
Den starken, über's Haupt denn wachsen?!
— Ein Ammenmärchen dünkt das mir! —
— Wenn Jene sich zusammenschaaren
Im Dunkeln, oder off'nen Feld,
So woll'n wir auch zu Rathe fahren
Und seh'n, was uns zusammen hält.

Wir wollen unf'rer Haut uns wehren,
Das Haupt erheben kühn und stolz,
Uns stemmen gen' die Sonderlehren:
„Daß sie geschnitzt aus and'rem Holz."—
— Schon konnten unf're Kraft sie fühlen
In Kriegs- und auch in Friedenszeit,
Denn unf're Hand voll Horn und Schwielen
War stets zur Arbeit gern bereit.

Und wer uns darum hier will hassen,
Weil von der Väter altem Brauch
Wir nimmer wollen, — können lassen,
Der ist ein herzlos, schnöder Gauch,
Der nimmer werth, daß freie Erde
Als Grabstätt werd' ihm einst zu Theil;
Denn solcher Bürger und Gefährte
Bringt keinem freien Volke Heil.

Wer seiner Väter Sitten ehret;
Der Muttersprache süßen Ton
Mit Enkeln übt, — d'rin sie belehret,
Ist seines Stammes bester Sohn.
Er zieht hinaus in's ernste Leben
Als seines Volkes Pionier;
Fern in der Fremde gleicht sein Streben
Dem weisen Sä'mann für und für.

Zum Delaware und Schuylkillflusse,
Nach Pennsylvanien blicket hin,
Dort wohnt ein Volk von ganzem Gusse,
Von rechtem, deutschem, frommem Sinn,
Das Sprach' und Sitten sich erhalten
Und seinen frischen, deutschen Muth;
— Es rollt in diesen bieder'n Alten
Noch unverfälscht germanisch Blut.

Sie sind ein Volk, erstarkt in Ehren,
Ein Bollwerk für der Freiheit Hort:
— Das thaten deutsche Sitten, Lehren,
Und deutscher Sinn in Schrift und Wort.
D'rum Heil dem Zweige der Germanen,
Der mit der alten Zähigkeit
Nicht wich und wankte von den Bahnen,
Schon zwei Jahrhunderte zur Zeit.

Und wie auf sie, die alten Grauen,
Als deutsches Kernvolk, ganz und gar,
Möcht' ich mit Stolz auf Dich auch schauen,
Du junge, deutsche Kriegerschaar. —
O halt' es fest, was Dich durchglühte,
Als Du zu Deutschlands Fahne schwurst;
— Dem Blitz gleich, der vom Himmel sprühte,
In's Feind'sland Deines Volkes fuhrst.

Mach' Deinen Feind auch hier zu nichte,
Der Schmäl'rer Deines Rechts will sein
Und grabe tief in die Geschichte
Der neuen Welt Dein Dasein ein. —
Als solcher Mann sei uns willkommen,
Der Du gedient dem Vaterland,
Und wem der Mahnruf sollte frommen,
Dem reichen wir die Bruderhand.